Reise nach Kolchis

und nach den

deutschen Colonien jenseits des Kaukasus.

Reise nach Kolchis

und nach den

deutschen Colonien jenseits des Kaukasus.

Mit Beiträgen

zur

Völkerkunde und Naturgeschichte Transkaukasiens

von

Moritz Wagner.

Leipzig,

Arnoldische Buchhandlung.

1850.

Vorrede.

Ueber die Länder und Völker des kaukasischen Isthmus besitzen wir so viele descriptive und gelehrte Werke, daß bei solcher Fülle des vorhandenen Stoffes Beschränkung verdienstlicher ist, als Ausdehnung und Weitschweifigkeit. Der Verfasser des gegenwärtigen Buches glaubte dem Beispiel der Mehrzahl moderner Reisebeschreiber hinsichtlich der Anhäufung des Stoffes nicht folgen zu dürfen. Wer alle gesammelten Aufzeichnun-

gen über Transkaukasien verarbeiten, nichts Erwähnenswerthes in Bezug auf Statistik, Ethnographie, Politik, Geschichte, Natur und Alterthümer unterdrücken und nebenbei die Werke fleißiger Vorgänger und die zerstreuten Beiträge im Bulletin der Petersburger Akademie plündern wollte, dem würde es keine schwere Aufgabe sein, ein sechsbändiges Werk über die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus zusammen zu compiliren, auf das Verdienst der Vielseitigkeit gerechten Anspruch zu machen und durch die Masse des aufgehäuften Materials das Interesse der Leser zu ersticken. Der gegenwärtige Zustand der Reiseliteratur wie des Buchhandels scheint mir den entgegengesetzten Weg dringend zu empfehlen. Ich glaube, daß bei dem ansehnlichen Vorrath gedruckter Beobachtungen und Schilderungen über den Orient jeder gewissenhafte Reisende, der den eitlen Putz mit fremden Federn verschmäht und den eine wirkliche Liebe für die Völkerkunde, nicht der Dämon der Buchmacherei beseelt, nichts ängstlicher zu vermeiden habe, als breite Wiederholungen dessen, was andere vor ihm geschrieben, daß er die Richtigkeit der Beobachtungen seiner Vorgänger strenge zu prüfen, aber im Falle der Uebereinstimmung den Leser mit dem

Wiederaufwärmen allbekannter Dinge zu verschonen habe.

Die gegenwärtige Arbeit macht durchaus keinen Anspruch auf eine umfassende, vielseitige oder erschöpfende Beschreibung von Georgien und Kolchis. Der einzige Zweck des Verfassers ist, einige Beiträge über diese Länder zu geben, einige Lücken der Kenntniß ihrer Zustände auszufüllen und, soweit es ohne Störung einer richtigen Auffassung dieser Bilder möglich war, durchaus nur solche Gegenstände zu behandeln, welchen andere Reisebeschreiber geringe Aufmerksamkeit zugewendet hatten. Drei Gegenstände waren es, denen sich nach meiner Ansicht noch so manche neue Seite abgewinnen ließ: das Volksleben in Tiflis, der Zustand der deutschen Kolonien, der Naturcharakter und das Urwaldleben in den Ländern jenseits des Kaukasus, welches Keiner richtig zu erfassen und zu schildern vermag, der nicht als naturforschender Sammler oder Jäger sein Nomadenzelt in der Einsamkeit der Wälder und Gebirge selbst aufgeschlagen. Dies die drei Hauptstoffe, aus welchen der descriptive Theil, die Reisebilder dieses Buches, hervorgegangen sind. Der Anhang enthält einige wissenschaftliche Beiträge, welche nur dem

Gelehrten oder Halbgelehrten einiges Interesse bieten können und die lediglich als Vorläufer eines größern naturhistorischen Werkes über die pontischen Küstenländer betrachtet werden mögen.

München, im März 1850.

Dr. Moritz Wagner.

I.

Von der Krim nach Georgien. — Die transkaukasische Hauptstadt und ihre Merkwürdigkeiten.

Die Passagiere der Argo, jene abenteuernden Helden mit Schwert und Lyra, welche in grauer Vorzeit über den sturmvollen Pontus dem transkaukasischen Zauberlande zusteuerten, sie haben schwerlich nach den Kolchis-Mysterien, nach den goldlockenden Ufern des Phasis und Cyrus heißeres Verlangen getragen, haben dem Ruhepunkte ihrer abenteuerlichen Fahrt nicht sehnsuchtsvollere Blicke zugekehrt, als zwei russische Postpassagiere der neuesten Zeit, der Schreiber dieses Buches und sein ungarischer Reisegefährte. Kein leichtes Opfer war es, das sie gehofften wissenschaftlichen Eroberungen und den ersehnten Naturreizen südkaukasischer Paradiese brachten, als dieselben mitten im Winter der Krim den Rücken wandten — dem traulich lieben taurischen Halbeiland, welchem die rührende Leidensgeschichte zweier edler Jungfrauen das bleibende Interesse poetischer Gemüther antiker und moderner Zeiten, aller Freunde von

Euripides, Göthe und Puschkin zugewendet hat. Mag Gewohnheit und die häufige Wiederholung der Abschiedsscenen das Auge eines unstäten Wanderers auch etwas wasserdicht gemacht haben — von einem Lande, wo so liebenswürdige Menschen wohnen, wo der Fremde so herzvolle Aufnahme gefunden, nicht wie ein Landsmann nur, sondern wie ein Kind des Hauses, wie ein Glied der eigenen Familie, von solchem Lande ohne Wehmuth, ohne Thränen zu scheiden, dazu müßte Einer Herz und Augen von dem steinernen Gast entlehnen!

Grusia! — Imerethi! — Kolchis! Die alte Heimath des Weins und der schönen Frauen, der Ursitz der Magie, der aufopfernden Liebe und der Rache, das Wunderland der Heliadengeschlechter, welches die Lyra von Hellas' Sängern mit machtvoller Sehnsucht bewegte! — dort hofften wir Ersatz zu finden für den herzschweren Abschied vom taurischen Ländchen. Der geistreiche Nordmann, der gelehrte Steven, der tapfere General Rajewski und andere gebildete Russen, welche die transkaukasischen Länder längere Zeit bewohnt, hatten mich durch ihre Erzählungen und Schilderungen dort heimischer gemacht, als die alten und modernen Bücher, welche ich in Deutschland über jene Gegenden gelesen. Dazu wurden mir die so anziehenden Privatbriefe des Naturforschers Szowich mitgetheilt, der in das reizende Waldleben von Kolchis sich bis zum Tod verliebte! Wenn der alte Steven in Simpferopol mir seine schönen Sammlungen zeigte und auf der Landkarte all' die Punkte bedeutete, wo er in rüstigeren Jahren seine entomologischen Ausflüge gemacht und sein Herbarium mit vielen Seltenheiten bereichert hatte, da erfaßte mich eine mindestens eben so habsüchtige Sehnsucht, wie jene griechischen Vließsucher,

die nicht achtend stürmender Gefahren und ablockender Sirenenlieder unaufhaltsam dem Lande des Geheimnisses zueilten, wie die Phaläne der Flamme. Spannung und Ungeduld gönnten auch uns im Winterquartier unsers taurischen Capua keine Ruhe und wir eilten an einem rauhen Februartag über Kertsch nach dem Kosakenlande hinüber. Wohl richteten wir in gemüthlicher Erinnerung den Blick noch zuweilen hinter uns nach jener freundlichen Steppenstadt am Salgir, wo so gemüthliche Kreise, so liebe Freunde, so anmuthvolle Frauen unser Herz gefangen hatten, doch noch öfter vorwärts nach jenem „tausendgipfelichen" Kaukasus, dem „Asensitze", auf welchem der alte Heiland der griechischen Mythe die Wohlthaten, die er dem Menschengeschlechte gebracht, in tausendjähriger Qual gebüßt und wo heute ein tapferes Volk für seine uralte Freiheit gegen Uebermacht und Unrecht einen Heldenkampf kämpft, der in der Weltgeschichte wenige seines Gleichen hat.

Als ich die in rauher Jahreszeit mehr schauer- als gefahrvolle Reise über das kaukasische Hochgebirge zurückgelegt, die Wasserscheide der nach Süden strömenden Gewässer passirt hatte und nun dem Aragwi entlang in die Thäler des glücklichen Georgien einzog, da beschwor ich die schönsten Bilder alter Sage und moderner Schilderung, nicht blos das blühende Reich des Sonnencultus, welches vor Jahrtausenden die Argonauten am Rion gefunden, jene Zauberin, welche, Vater und Mutter verlassend und dem Manne ihrer Liebe folgend, als Heidin die Wahrheit des alten Bibelspruches gleich Israels Töchtern bethätigte — nein, auch Bilder, welche die Zeit, die mächtigste aller Gewalten, der selbst die alten Götter sich beugten, nicht in den Abgrund der ewigen Nacht geschleudert, jenen glän-

zenden Südhimmel und den reizenden Schmuck der Erde, der in Kolchis nie stirbt, den der Frühling dort nicht neu gebährt, sondern nur mit erhöhter Lieblichkeit beschenkt. Die landschaftliche Schönheit ist den Ufern des Phasis geblieben, nachdem alle von Menschenhand geschaffenen Herrlichkeiten: die alte kolchische Kultur, die glanzvollen Uferstädte, die blühenden Kolonien am Pontus sammt den alten Heliadengeschlechtern untergegangen und gleich dem geheimnißvollen Reich des Königs Aetes nur wie eine Mythe aus dunkler Vergangenheit in die heutige Geschichte herüberklingen.

Es war ein trüber Märztag, als wir das Land Grusia betraten. Damals kannte ich nicht hinreichend die klimatische Wunderlichkeit des transkaukasischen Himmelstriches, wo unter gleichen Breitegraden ein geringer Höhenunterschied von 300 Metres eine so merkwürdige Verschiedenheit des Naturcharakters und der landschaftlichen Physiognomie bedingt. Wir näherten uns dem Kurthale, das noch nicht zum eigentlichen Kolchis zählt, und mein junger Begleiter schien, wie ich, verwundert zu fragen: wo ist doch der holde Frühling, das blumige Gewand, der duftige Krystallbogen des nebellosen Himmels, welchen der kaukasische Sänger bei'm Klang der Balalaïka zu preisen nicht müde wird? Von all' diesen poetischen Naturreizen keine Spur! Ein dunkler Horizont, welchen der „Cumulus" in dichten Haufen belagerte, ein frostiger Wind, der uns fast rauher um die Ohren saus'te, als der Boreas der taurischen Steppe, Wälder ohne Laub, Wiesen ohne Grün und ohne Blumen mit nacktem Felsgebirge wechselnd — das waren die ersten reizlosen Naturbilder bei unserm Eintritt in Georgien! Als südlich von Mzkhetha die Wälder immer mehr schwanden,

die Berge immer kahler wurden und in den nächsten Umgebungen von Tiflis der winterliche Anblick einer Märzschneedecke uns trostlos entgegenstarrte, da seufzte mein junger Begleiter: „hätten wir doch in Simpferopol den Frühling abgewartet! Dort saßen wir so warm, so trocken, so bequem! Hier wird's uns an Allem fehlen und was die Entomologie und die Botanik anbelangt — die wird, ich fürchte, noch manche Feiertage haben."

Das Klagelied meines mißgestimmten Ungarn wurde leiser, als wir in der Dämmerung die Vorstadt von Tiflis erreichten und den Vorgeschmack jenes bunten Gemäldes von unbeschreiblicher Wirkung empfanden, welches uns erst am folgenden Morgen in seiner vollen Herrlichkeit zu bewundern vergönnt war. Handelte es sich doch für den Augenblick nur um ein Obdach, ein trocknes Plätzchen für all' die Kisten und Kästen, die auf orientalischen Wanderungen eine so große Plage und dem Naturforscher doch unentbehrlich sind. Meine Empfehlungsbriefe für Tiflis lauteten an vornehme russische Herren, denen man mit Quartiergesuchen nicht lästig fallen durfte. Das russische Wirthshaus war von Fremden besetzt. Andere Reisende, worunter der verdienstvolle Schweizer Dubois, rühmen ihre Aufnahme bei Herrn Salzmann, dem reichen deutschen Ansiedler, der auf dem Sand, einer Vorstadt von Tiflis, mehrere stattliche Häuser besitzt. Doch vor ihm hatte mich ein Freund in der Krim gewarnt. „Salzmann ist ein Intriguant, ein Schleicher, ein Ordensjäger. Um einen Tschin zu erlangen, nach welchem sein ganzer Ehrgeiz gerichtet ist, wäre er fähig, der geheimen Polizei zu dienen. Er hat kein deutsches Herz; jeder Blutstropfen ist in ihm verrußt." Die dringende Mahnung, mich vor ihm zu hüten, war

mir so oft wiederholt wurden, daß ich gegen meinen sonstigen Grundsatz mich argwöhnisch machen und gegen einen mir unbekannten Mann mich einnehmen ließ.

In der Nähe des russischen Wirthshauses, wo mein Wagen hielt, fiel mir unter den schlanken, selbst in Lumpen immer noch malerisch dekorirten Georgiern und Armeniern die wohlgenährte Gestalt eines Mannes in's Auge, dessen Körperschnitt einem Schlauche ähnlicher, als einer Wespe, und dessen nachlässiger Anzug einen Landsmann verrieth, auch wenn ich in des Mannes feistem, phlegmatisch-gutmüthigem Gesicht den Süddeutschen nicht erkannt hätte. Der Mann war ein ehrsamer Drechsler aus einer kleinen würtembergischen Stadt gebürtig, seit mehr als zwanzig Jahren im Morgenlande unter russischem Schutze lebend. Als der einzige europäische Drechsler in Tiflis übte er für Luxusartikel seines Faches ein Monopol, fertigte mittelmäßige und theure Waare und hatte neben seinen zierlichen Gegenständen von Holz, Horn und Elfenbein etwas minder zierliche Ebenbilder, ein halb Dutzend blonder Kinderchen gedrechselt, welche in Rundung der Gliederform, in gesundheitsprühender Gesichtsfarbe, Appetit und Phlegma dem dicken Drechsler so ähnlich sahen, wie im Stall die Ferkel dem Papa-Schwein. Diesem guten Manne klagte ich meine Verlegenheit und da er trotz seinem zahlreichen Familiensegen ein leidliches Zimmer übrig und, wahrscheinlich in Folge dieses Segens, an baarem Geld sehr leidigen Mangel hatte, so war er gern erbötig, mich und meinen Ungarn als Hausgenossen aufzunehmen.

So richteten wir uns mit unserm Reisegepäck noch an demselben Abend ein und gingen, nachdem wir Alles untergebracht, den bärtigen Postillon mit Geld und Schnaps

regalirt, unsern eigenen Magen mit Pilaf und Kewab gestärkt hatten, über die Märzschneedecke durch die transkaukasische Hauptstadt spazieren. Wird auch das gespannte Interesse für die äußeren Erscheinungen des Orients, für die bunte, reiche Tracht, die Schönheit der Menschen und die Anmuth ihrer Formen ein bischen schlaffer, wenn man mehrere Jahre unter Orientalen gelebt und ein halb Hundert ihrer Städte besucht hat, so war doch hier des Sehenswerthen und des Fremdartigen noch so viel, der halb persische, halb christlich-orientalische Charakter des Volks in Zügen, Tracht und Sitten war mir so neu, daß ich fast eben so verwundert große Augen machte, wie meine Vorgänger, welche von morgenländischen Erscheinungen vielleicht weniger als ich gesehen. Die hereinbrechende Nacht setzte dem ersten Streifzuge unserer Neugierde ein baldiges Ziel. Tiflis hat noch keine Gasbeleuchtung, die das grandiose Gemälde seines Felsen-Panorama und den theatralischen Flitter-Staat seiner Bevölkerung in jenem Zauberlichte zeigen könnte, welches das nächtliche Leben der Straßen und Plätze von Paris und Venedig noch glanzvoller, noch mährchenhafter als am Tage macht. Die Einführung solcher effectreichen Künste der Civilisation lassen sich von den Russen gleichwohl früher in ihren orientalischen Provinzen erwarten, als die Institution einer gerechten, aufgeklärten und unbestechlichen Verwaltung. Für das Gaslicht braucht es nur einer runden Summe in Silberrubeln, gegen deren Ausgabe die Prachtliebe der russischen Großen sich wenig sträubt. Die Klarheit der Intelligenz, das Feuer der Humanität, des Patriotismus und des Ehrgefühls in den Herzen und Köpfen russischer Tschinowniks anzuzünden — dazu reicht Macht und guter Wille von oben nicht aus,

selbst wenn letzterer in ungleich höherm Grade vorhanden wäre, als es der Fall ist.

Am Morgen des folgenden Tages hatte der Himmel seinen trüb-grauen Schleier zwar nicht völlig abgezogen, doch blickte die Sonne ein paarmal strahlend schön und als ächte Königin des Morgenlandes sich ankündigend durch die Lücken der „Haufenwolke". Ich stieg auf den nächsten Felsen und Hügeln umher, um einen günstigen Standpunkt zur Uebersicht der Stadt zu gewinnen. Es gibt solcher Standpunkte in der nächsten Umgebung von Tiflis ziemlich viele, doch schien mir keiner so vortheilhaft gelegen, wie der von Mergelschiefer gebildete Hügel, welcher am linken Ufer des Kur in der neuen Stadt über den sogenannten Sand sich erhebt. Diesen Hügel krönt eine große, gelb bemalte Caserne mit Säulen. Von dort beherrscht das Auge die grusische Hauptstadt so vollkommen, wie von St. Pietro di Montorio die Weltstadt Rom, wie von der Höhe des Hradschin das majestätische Prag. Mit ihren amphitheatralisch gruppirten Häusern, ihren Festungen, Kirchen, Kapellen und Palästen und dem mächtigen Strom, dessen Wasser freilich weder azurblau noch smaragdgrün, sondern von recht unästhetischer Schmutzfarbe, in reißendem Laufe die Stadt durchrauscht, gewährt Tiflis einen Anblick, welcher dem Landschaftsmaler eine Reise von ein paar hundert Meilen nicht bereuen läßt. Die georgische Hauptstadt mit ihrem Burgfrieden ist in einen Kessel von hohen, kahlen und ziemlich steilen Bergen eingekeilt, welcher im Osten durch eine plutonische Eruption von Porphyr zerrissen dem Kur einen ziemlich schmalen Durchbruch gestattet, im Norden aber weit geöffnet ist und einen prächtigen Fernblick auf die hohe Alpenkette des Kaukasus enthüllt In kühnen

Umrissen zeichnet sich im Mittelgrunde dieser Kette der gewaltige, kameelbuckelförmige Gipfel der Kasbek als der Goliath unter den Eisriesen, welche mit ihren unermeßlichen Schneelasten über die Wolkenregion emporragen. Das Amphitheater der Stadt zieht sich von Nordwest nach Südost, Anfangs allmählig, dann steiler hinauf. Im Vordergrund dehnt sich am linken Flußufer die zum Theil von deutschen Handwerkern bewohnte Vorstadt Awlabar aus, welche mit Wagen, Waarenballen und Balken, aus denen Flöße gezimmert werden, überfüllt ist. Jenseits des Kur erhebt sich die Häusermasse der alten Stadt in sanfter Steigung. Viele Häuser haben Terrassen statt der Holzdächer, auf denen Gras wächst.

Zuweilen erblickt man die feierliche Gestalt einer schleierumwallten Georgierin, welche an die Statuen römischer Priesterinnen erinnert und daneben wie ein Opferthier ein Schaf oder eine Ziege, welche das rankende Unkraut verzehrt. In dem flachen Theile der Stadt am rechten Flußufer bilden die neuen öffentlichen und Privat-Gebäude stattliche Façaden. Die Dächer sind häufig bunt bemalt, gewöhnlich grün und roth; an den Häusern selbst scheint strohgelb die allgemeine Lieblingsfarbe der Russen. So wenig gefällig diese grelle Farbe in der Nähe, so zierlich und freundlich lacht sie aus der Ferne her, besonders da, wo diese modernen russischen Bauten unter den schmutzig braunen armenischen und grusinischen Häusern stehen. Die größten und stattlichsten dieser Neubauten sind natürlich Kasernen. In einem großen Soldatenstaat wie Rußland sind Soldatenhäuser die nothwendigsten zur Erhaltung des herrschenden Systems und ihre blanken, einförmigen Mauern erheben sich überall, wo der russische Adler sich einnistet,

sogar noch früher, als die gewölbten Dome der griechisch-russischen Gotteshäuser, deren Priester nächst den Bajonetten und der Bureaukratie zu den solidesten Stützen dieses russischen Systems zählen. Das Haus des russischen Generalgouverneurs, welches an der Stelle des alten georgischen Königspalastes steht, zeigt keinen Luxus, der im Verhältniß zur hohen Würde eines Mannes wäre, welcher über eine Länderstrecke, größer als Deutschland und Frankreich zusammengenommen, unbeschränkte Macht übt. Unter den alten Gebäuden sind die Kirchen allein ausgezeichnet durch Größe und mehr barocke als malerische Formen. Die Kuppeln sind nicht gewölbt, sondern konisch zugespitzt, eine Eigenthümlichkeit des armenisch-georgischen Baustyls. Ueber die umgebenden niederen Häuser als gewaltige Massen sich erhebend gleichen diese Dome massiven Kirchthürmen und die bunten Farben, mit welchen sie bemalt sind, tragen nicht wenig bei, die mehr fremdartigen und seltsamen, als architektonisch schönen Steinfiguren um so greller in's Auge zu werfen. Je höher sich die Häusermasse nach dem Rücken des Berges Solalaki hinaufzieht, um so prächtiger wird die Scenerie durch die Mannigfaltigkeit der Bauformen. Festungen und Kasernen, Kirchen und Kapellen, Bazar und Karavanserai gewinnen überhaupt durch ihre hervorragende Größe und durch die amphitheatralische Gruppirung eines großen Theils der Stadt außerordentlich an malerischer Wirkung.

Wenn ich all' die durch ihre pittoreske Lage berühmten Städte der alten Welt: Constantinopel, Genua, Neapel, Brussa, Prag, Salzburg, Algier 2c., die ich mehr oder minder lange bewohnt habe, mit dem Gemälde der georgischen Hauptstadt vergleiche, möchte ich Tiflis nicht in die

letzte Reihe stellen. Fehlt ihm auch die Mannigfaltigkeit des unvergleichlichen Panorama's von Constantinopel, jener durch eine merkwürdige Uferentwicklung so schön vertheilte, in wahrer Demantpracht strahlende Krystallgrund, welcher, um die Städtekönigin am Bosporus wogend, die goldenen Riesenkuppeln ihrer Moscheen, — die schlanken Minaretsäulen und die Cypressenwälder der Friedhöfe in blauer Tiefe wiederspiegelt — mangelt ihm auch der zaubervolle Uferschmuck des Golfes von Neapel mit seinem alten Feuerberge und den in mährchenhafter Schönheit aus dunkelgrünem Seegrunde auftauchenden Inseln Capri und Ischia, deren Linien wie geschaffen sind, den Landschaftszeichner zu entzücken — hat Tiflis weder den olympischen Pflanzenreichthum noch die imposante Thürmezahl von Brussa, noch die am bithynischen Götterberge aus tausend Springquellen musizirende „Wasserorgel der Natur", — welche den gelehrten Hammer-Purgstall zu einer so lebenvollen, so farbensprühenden Schilderung begeisterte — so ist der ernst-schöne Charakter seiner Felsenumgebung, die fremdartige, bunte Mannigfaltigkeit seiner orientalischen und europäischen Bauwerke, welche die hohen Ufer eines wilden Bergstromes krönen, doch Augenweide genug und übertrifft an großartiger Pracht der Scenerie das majestätische Prag, welches mit Tiflis eine gewisse Aehnlichkeit und unter allen Städten des deutschen Reiches keine Rivalin hat.

Bevor ich von dieser flüchtigen Skizze, welche ich als Eindruck der ersten Ausflüge in mein Tagebuch einzeichnete, zu einer genauern Schilderung der Stadt und ihrer Bevölkerung übergehe, bemerke ich, daß ich dort länger als in irgend einer andern Gegend Transkaukasiens verweilte. Ich wählte Tiflis als Hauptquartier meines dortigen Aufent-

haltes, als Niederlage meiner wissenschaftlichen Sammlungen, als Ausgangspunkt meiner verschiedenen Wanderzüge, weil seine günstige Lage im Centrum zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, zwischen dem kaukasischen Hochgebirge und dem alten Vulkanland Armenien zu Exkursionen nach allen Richtungen einlud. In wenigen Tagen erreicht man von Tiflis den Berg Ararat, die berühmten ewigen Feuer bei Baku auf der Halbinsel Apscheron, die ossetischen Alpen und das kolchische Paradies am schwarzen Meer. Auch hinsichtlich der Postverbindung, des Transports naturhistorischer Sammlungen und des Umgangs mit gebildeten Männern bietet kein anderer Ort ähnliche Vortheile. Ich beschloß daher, für den ganzen Sommer hier Quartier zu nehmen und die mühselige Arbeit des Sammelns von Thieren, Pflanzen und Versteinerungen mit meinem jungen Begleiter, welcher seine Excursionen in andern Richtungen machen sollte, zu theilen. Der Generalgouverneur, Herr von Neidhardt, dem ich officielle Empfehlungsbriefe zu überreichen hatte, empfing mich mit so zuvorkommender Freundlichkeit, als es die etwas trockne und pedantische Natur dieses alten deutsch-russischen Exerciermeisters erlaubte. Er war ein braver, redlicher Mann von durchaus unbescholtenem Charakter, gerecht und streng, mit praktischem Verstande begabt, zugleich aber ohne hervorragenden Geist, ohne höhere politische Bildung, ohne Scharfblick, ohne Menschenkenntniß, kein großartiger Mann, wie Yermoloff, aber doch besser als seine beiden unmittelbaren Vorgänger, Rosen und Golowin. Hr v. Neidhardt zeigte, so oft ich ihn besuchte, eine sehr freundliche Theilnahme an meinem Unternehmen und gewährte gern die meisten meiner bescheidenen Wünsche. Ich erhielt durch ihn weitere Empfehlungen und einige

Kosaken wurden mir zur Bedienung und Begleitung bereitwillig zur Verfügung gestellt. Ich habe keine Ursache, mich über Mangel an Aufmerksamkeit von seiner Seite zu beklagen, aber auch keinen Grund, ein offenes Urtheil über einen Mann zu unterlassen, welcher heute nicht mehr dem Leben, nur der Geschichte angehört. Der Generalgouverneur beauftragte Herrn Friedrich von Kotzebue und den Armenier Abowian mir während meines Aufenthalts in Tiflis mit Rath und That an die Hand zu gehen. Ich machte außerdem gleich in den ersten Tagen die Bekanntschaft sehr angenehmer Landsleute, des Leibarztes Dr. Roth und des Herrn Hake aus Hamburg, welcher als Erzieher der zahlreichen Kinder des Herrn von Neidhardt bei der Familie desselben in besonderem Ansehen stand. Die Generale von Kotzebue und Espejo, der don'sche Kosakengeneral, der Civilgouverneur, der französische Consul ließen es wenigstens an artigen Diensterbietungen nicht fehlen, und so hatte ich alle Ursache, mich der gefundenen Aufnahme zu freuen. Täglich machte ich Spaziergänge durch die Stadt und Ausflüge in die Umgegend, oft allein, öfters auch in Begleitung des Armeniers Abowian, welcher die deutsche Sprache fast so fertig wie seine Muttersprache spricht. All' den oben genannten Männern verdanke ich nicht nur manchen geselligen Genuß, sondern auch vielfache Belehrung. Herrn Abowian war ich noch besonders dankbar, daß er mir Gelegenheit verschaffte, mit Eingebornen der verschiedensten Nationalitäten Bekanntschaft zu machen. Wenn ich hier etwas umständlich von Tiflis und seiner Bevölkerung spreche, so mag dies die große politische und geographische Wichtigkeit dieser Stadt entschuldigen. Ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß derselben eine größere historische Rolle für

die Zukunft beschieden, als sie je in vergangenen Zeiten gehabt, daß von ihr der Siegesflug des russischen Adlers zur Eroberung Persiens und der asiatischen Türkei ausgehen werde!

Tiflis verdankt seinen Ursprung den berühmten Thermalquellen, welche am rechten Ufer des Gebirgsbaches Tsawkissi, der innerhalb der Stadt in das Bett des Kur sich stürzt, in reicher Fülle dem Boden entströmen. Bekanntlich haben die Orientalen für solche natürlich-warme Quellen noch weit mehr Vorliebe, noch festern Glauben an ihre Heilkraft, als die Europäer. Nach diesen Quellen wurde der Ort, wahrscheinlich ursprünglich nur aus Schenken nnd Badeanstalten bestehend, Tbilis genannt, aus dem dann der heutige Name. Bis zum Jahre 380 nach Christus war Tiflis nur ein ärmliches Dorf. Als um diese Zeit der persische Gouverneur Varza Bakur einige grusinische Volksstämme unterwarf und bis in das Kurthal vordrang, erbaute derselbe, entzückt von der romantischen Lage dieser Bäder, ein festes Schloß. Siebzig Jahre später gründete Vakhtang Gurgaslan, ein georgischer Fürst, die eigentliche Stadt und theilte sie in drei Quartiere: Khalissi, die befestigte Stadt, Tbilissi, der Stadttheil, wo die Bäder stehen und Nissani, die heutige Vorstadt. Indessen blieb die georgische Königsfamilie in ihrer alten Residenzstadt Mtzkhetha bis zum Jahr 499, wo König Datschi, Vakhtang's Sohn, seinen Sitz bleibend nach Tiflis verlegte. Während der folgenden 13 Jahrhunderte wechselte das Schicksal dieser Stadt zwischen Glanz und Elend, zwischen Blüthe und Verheerung. Persische, tatarische und türkische Heerhaufen, wilde lesghinische Banden haben dieselbe oft bedroht, belagert, geplündert und zerstört. Der große Eroberer

Timur gab die Stadt der Wuth seiner Soldaten preis. Fast noch schrecklicher war ihr Schicksal im Jahr 1795, als der scheußliche Wütherich Aga-Mahomet-Khan mit Persern, Kurden und Tartaren die georgische Königsstadt besetzte und durch Schwert und Feuer den größern Theil derselben in einen Schutthaufen verwandelte. Seit der bleibenden Besetzung Georgiens durch die Russen ist Tiflis von den Drangsalen des Krieges verschont geblieben und hat sich äußerlich erholt und verschönert, obwohl die verderblichen russischen Zollgesetze für den Wohlstand der Bevölkerung ein Krebsübel sind, an dessen Folgen sie ermattet und hinsiecht.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Mischung orientalischer und europäischer Bauwerke der Stadt eine sehr verschiedenartige Physiognomie verleihet. Bekanntlich lieben die Orientalen enge und schattige Straßen, die Russen das Gegentheil. Diese Contraste zeigen sich in Tiflis an vielen Stellen. Ueberall, wo russische Baumeister thätig waren, findet man Raum, Luft, Sonne und freie Aussicht; überall, wo die alte Bauart unangetastet verblieb, sind Gassen und Plätze schmal und düster, obwohl nicht in gleichem Grade, wie in den moslem'schen Städten. Von den Straßen ist keine als besonders merkwürdig zu erwähnen. Unter den Plätzen zeichnen sich die zum Theil mit modernen Bauwerken umgebenen Plätze von Tauris und Erivan durch Raum und schöne Fernsicht auf das Kurthal und das kaukasische Hochgebirge aus.

Am merkwürdigsten aber ist der Marktplatz, den man passiren muß, um von der alten zur neuen Stadt zu gelangen. Die Größe desselben reicht nicht hin für das ungeheure Gewühle von Marktbesuchern, von Armeniern, Geor-

giern, Tartaren, Osseten, Persern, Lesghiern, Russen und deutschen Colonisten. Mischt man sich unter diese Gruppen, so hört man die verschiedensten Zungenlaute, selbst das klangvolle Spanische wird von morgenländischen Juden gesprochen. Am seltsamsten klingt die Sprache der Kasi-kuniken, welche durch tiefe Gurgellaute und ein für Europäer unnachahmliches Schnalzen der Zunge selbst unter den wilden und lärmenden Stimmen der Bergbewohner auffällt. Das allgemeine Idiom, welches diesen verschiedenen Völkerschaften in Transkaukasien zur gegenseitigen Verständigung dient, ist das tartarische. Meinem Begleiter erleichterte die Kenntniß der türkischen Sprache den direkten Verkehr mit den Eingebornen. Ich selbst mußte mich auf die russische Sprache beschränken, wenn ich Einkäufe machen wollte. Die Kenntniß derselben ist wenigstens so weit verbreitet, daß selbst die Lesghier die russischen Zahlwörter und die Namen der russischen Münzsorten verstehen.

Der bekannte Reisende Hallberg aus München, welcher mit mir öfters diesen Marktplatz besuchte und das ungeheure Gedränge, all' der in ihren verschiedenen Kostümen so ungemein malerischen Gestalten, die Kameele, die fremden Waaren und die bunten Marktscenen mit Interesse und Verwunderung betrachtete, äußerte einmal: er habe, mit Ausnahme des Marktes von Cairo, in allen Ländern des Orients und Occidents, die er besucht, nie ein so anziehendes Völkergemisch gesehen. Bemerkenswerth ist, daß jedes der verschiedenen Völker auch seine besonderen Produkte zu Markte bringt. Die Georgier der nächsten Umgegend sind die Lieferanten des zahmen Geflügels, die kaukasischen Bergbewohner liefern das Wildpret und die Felle, die deutschen Colonisten von Neutiflis, Alexandersdorf und Elisabeththal

bringen Gemüse und Kartoffeln, welche vor ihrer Niederlassung in Georgien fast unbekannt waren. Armenische Händler verkaufen an diese Marktbesucher grobe Stoffe, Lesghier bieten ihre Burkas, Tartaren ihre Pferde, russische Soldaten abgetragene Kleider und Stiefel feil.

Unter den Straßen führt eine von Bazar nach dem Platz von Tauris auslaufende Gasse den Namen: die Große. Es ist die Hauptstraße von Tiflis, weder an Breite, noch an Schönheit einer alten Königsresidenz würdig. Lange Reihen von engen und schmutzigen Buden füllen das untere Stockwerk der Häuser aus. Ein großer Theil der grusinischen und armenischen Handwerker arbeitet hier in offenen Buden oder auf der Straße. Schneider, Schuster, Sattler, Barbiere, Waffenschmiede findet man unter diesen Handwerkern in besonders großer Zahl. Die Waffenbuden erregen vor allem die Aufmerksamkeit des Fremden. Kinschale, Schaschkas, Pistolen und Gewehre findet man in reicher Auswahl, sowohl nach georgischem, als nach kaukasischem Geschmack. Die Klingen stehen den berühmten Stahlarbeiten von Schiras und Damaskus an Güte wenig nach und die mit Gold, Silber, Stahl und Sammet reich gezierten Scheiden verrathen mehr Pracht, als bei den Persern und Türken. Neben dieser Hauptstraße erwähne ich noch einer andern kleinen Gasse, welche vom Marktplatz ausläuft, sehr enge und schmutzig ist und statt der Dekoration von Kaufbuden und Werkstätten zwei Reihen düsterer, räucheriger Küchen zeigt, wo die Masse der fremden Marktbesucher und die ärmere Klasse der Eingebornen gewöhnlich ihre Mahlzeit hält.

Nach einer statistischen Angabe beträgt die Zahl der Häuser in Tiflis 3662, von welchen 37 der Regierung,

572 dem Klerus, die übrigen Privatleuten gehören. Von den Eingebornen sind die großen Hausbesitzer meist armenische Kaufleute. Die merkwürdigsten, größten und einträglichsten aller Gebäude sind der Bazar und die Karavanserei. Zwar kann sich der Bazar, der in dem belebtesten Stadttheil, zwischen dem Marktplatz und der Hauptstraße steht, mit dem von Constantinopel weder an Größe noch an Mannigfaltigkeit der Waaren, mit dem von Tauris an Belebtheit und unterhaltenden Volksscenen nicht messen, doch hat dieser Bazar vor jenen eine gewisse Eleganz voraus, welche er erst seit der russischen Herrschaft gewonnen haben soll. Auch der Luxus der Waaren hat seit dem Aufhören der georgischen Königsdynastie schwerlich abgenommen. An Seidenstoffen, Shawls, Teppichen u. s. w. ist die Auswahl zwar minder groß, als in Stambul und Tauris, doch findet man eben so auserlesene und prächtige Artikel der persisch-indischen Industrie, für deren Erzeugnisse die prachtliebenden russischen Großen gleiche Vorliebe hegen, wie der eingeborne grusinische Adel. Wandelt man durch diesen Bazar, der mit den Passagen in Paris ziemliche Aehnlichkeit hat, so wird man von den an den Thüren ihrer Magazine sitzenden Armeniern in russischer Sprache zudringlich angerufen. Der Contrast zwischen diesen ungemein höflichen, immer beweglichen und geschwätzigen Bazar-Händlern in Tiflis und den ernsten, gravitätischen, unbeweglich und schweigsam auf ihren Polstern kauernden türkischen Buden-Händlern im Bazar von Constantinopel ist außerordentlich. Man sieht, daß nicht Klima und Lebensweise allein das Temperament und den Charakter der Völker bedingen. Sonst wäre jener schneidende Contrast zweier Nationalitäten, welche unter demselben Himmelsstriche leben, nicht zu erklären. Das Kara-

vanengebäude in Tiflis steht an Raum und Ausdehnung denen der größten Handelsstädte Persiens und der Türkei nur wenig nach und empfiehlt sich durch größere Sauberkeit, ja durch eine gewisse Pracht der Säulenhallen, wie wir sie in keiner andern Stadt des Orients gefunden. Wie drückend auch der Einfluß der russischen Polizei in vielen Dingen sein mag, für die Ausstattung, Reinlichkeit und gute Unterhaltung der öffentlichen Gebäude und Anstalten hat ihre Einmischung in vielen Städten Transkaukasiens doch mehr Nutzen als Nachtheil gebracht.

Es gibt in Tiflis nicht weniger als 42 Kirchen, eine im Verhältniß zur Bevölkerung übermäßig große Zahl. Davon besitzen die gregorianischen Armenier 23, die Georgier des griechischen Ritus 12, die Russen 4, die eigentlichen Griechen 2, die katholischen Armenier nur eine einzige. Die Kathedrale Sion, im reinsten georgischen Styl, ist für den russischen Gottesdienst bestimmt und mit all' dem Prunk ausgestattet, welcher die russisch-griechischen Gotteshäuser überall, selbst in den Steppenländern der Kosaken charakterisirt. Der Grundbau dieser Kirche besteht bereits seit dem sechsten Jahrhundert. Später wurde der vom georgischen König Guran gegründete Dom von den Persern zerstört und erst gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts unter Vakhtang V. wieder aufgebaut. Merkwürdiger als die Kathedrale durch Bauart und Alter ist die Kirche Metekhi, welche bereits im Jahre 455 unter dem Gründer von Tiflis Vakhtang Gurgaslan entstanden ist. Diese Kirche krönt den Hügel oberhalb der neuen Festung, im Centrum des Stadttheils Nissani. Durch Chah-Navaz-Khan, einem der mahomedanischen Herrscher Georgiens, wurde diese antike Kirche in ein Pulvermagazin umgewandelt und erst gegen

Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch König Heraklius II., welcher das stark beschädigte Gebäude wieder herstellen ließ, dem Klerus zurückgegeben. Die Hauptkirche der gregorianschen Armenier, Mognini genannt, steht sowohl an Alter, als an Größe und innerer Pracht den genannten Kirchen nach.

Eine katholische Kirche, welche zur Zeit meines Aufenthalts in Georgien von italienischen Kapuzinern bedient wurde, zeichnete sich, trotz der geringen Zahl der Gemeindemitglieder, durch Geschmack und einen gewissen Luxus im Innern aus. Bereits im Jahr 1661 war diese Kirche durch katholische Missionäre gegründet worden. Als der persische Zerstörer Aga-Mahomed-Khan sich der georgischen Königsresidenz bemächtigte, theilte diese Kirche das Schicksal der übrigen christlichen Gotteshäuser, ward der Verwüstung preisgegeben und erst nach der Befreiung Georgiens vom persischen Joche wieder hergestellt. Die katholischen Priester erfreuten sich bis zum Jahre 1845 unter der russischen Regierung desselben Schutzes, welchen ihnen die georgischen Könige trotz der Verschiedenheit ihres Glaubens über ein Jahrhundert angedeihen ließen. Im Frühjahr 1845 wurden diese Priester plötzlich durch einen kaiserlichen Befehl aus dem Lande verwiesen und als sie zauderten und, auf die Berechtigung ihrer Niederlassung in Transkaukasien pochend, den Schutz des römischen Stuhles anriefen, wurden sie auf Befehl des Generalgouverneurs unter Begleitung von Kosaken in höchst brutaler Weise nach dem nächsten Seehafen geschleppt und dort gewaltsam auf einem nach Trapezunt segelnden Fahrzeug eingeschifft. Ihre geistlichen Collegen in Gori und Kutais hatten das gleiche Schicksal. Dieses rauhe und ungerechte Verfahren mußte doppelte

Verwunderung erregen unter einem Oberbefehlshaber wie Herr von Neidhardt, dessen Gerechtigkeitsliebe, religiöse Toleranz und humaner Sinn sich sonst bei keiner Gelegenheit verleugneten. Wohl unterrichtete Männer behaupteten, es sei von Seite des Chefs der politischen Polizei, Grafen von Benkendorf, dem Generalgouverneur Neidhardt die bestimmteste Vorschrift hinsichtlich der gewaltsamen Ausweisung jener katholischen Missionäre auf speciellen Befehl des Kaisers ertheilt worden. Außer den genannten Kirchen erwähnen wir noch des grusinischen Klosters St. David, welches über ein halb Jahrtausend besteht und des fast eben so alten, von der Familie Bebutoff gestifteten armenischen Klosters St. Stephan auf der Höhe von Avalabar. Die Mahomedaner haben eine kleine, zierlich gebaute Moschee, welche der Secte der Schiiten angehört und im obersten Stadttheile gelegen ist.

Mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, wo der Besuch der Kirchen besonders dem russischen Militär strenge vorgeschrieben ist, bemerkte ich in den grusinischen und armenischen Kirchen, wo ich öfters dem Gottesdienst beiwohnte, in der Regel mehr Frauen als Männer. Beide Geschlechter sind getrennt. Die Männer sind dem Hauptaltar näher, die Weiber stehen oder kauern im Hintergrund mit unverhülltem Angesicht, über den Kopf und einen Theil des Oberkörpers die weiße Tschadra (Schleier) werfend. Ziemlich viele Armenierinnen haben sich bereis dem russischen Brauche gefügt und tragen das französische Costüm, welches sie allerliebst, wenn auch minder feierlich, als das einheimische, kleidet. Von Männern sah ich während der Wochentage gewöhnlich nur zerlumpte Greise der Messe beiwohnen. Im Innern der russischen und grusinischen Kirchen, deren

Dogmen und gottesdienstlichen Gebräuche die ganz gleichen sind, bemerkt man sowohl größere Pracht in der inneren Ausstattung der Tempel, als auch ungleich mehr auf die Sinne wirkenden Pomp bei dem Gottesdienst, als in den armenischen Kirchen. In der Kathedrale Sion strotzt der Hauptaltar von Gold, Silber und bunten Heiligenbildern; der Kerzenglanz verscheucht das natürliche Halbdunkel des Domes. Die Chorsänger, welche hinter dem Hauptaltar verborgen sind und den volltönenden Solo-Baß des Priesters mit ihren lieblichen Stimmen begleiten, bestehen großentheils aus Soldaten und Soldaten-Kindern, welche man frühzeitig zum Kirchengesang bildet, sobald man die geringste Anlage an ihnen wahrnimmt. Der Gesang dieser unsichtbaren Sänger gefiel mir besser, als der Chor der Peterskirche in Rom, obwohl die sanften Diskanttöne in der Kathedrale von Tiflis weder durch Frauenstimmen, noch durch Eunuchen vertreten sind.

Denkt man sich zu dem Metall- und Bilderreichthum, dem Lichtglanz und der auserlesenen Kirchenmusik noch die imposante Gestalt eines Priesters im reichsten Chorgewand mit schönem Bart und lang herabwallenden Haaren, der es wohl versteht, den Ceremoniendienst so malerisch wie möglich aufzuputzen, so läßt sich nicht leugnen, daß der Eindruck dieses russisch-griechischen Gottesdienstes im Ganzen recht feierlicher Art ist und auf das gemeine Volk, wie auf die Phantasie überhaupt eine gewisse Wirkung nicht verfehlt. In den armenischen Kirchen ist die innere Ausstattung bei weitem einfacher. Vor dem Hauptaltar ist die Wand durch eine schwarze Tuchdraperie, auf welche ein weißes Kreuz eingewirkt ist, bedeckt. Der Gottesdienst besteht dort gleichfalls lediglich in äußeren Ceremonien, ohne durch die Ge-

walt der Musik und des kirchlichen Pompes gehoben zu werden. Der schnatternde, näselnde Gesang der Chorbuben ist dort nichts weniger, als andachterweckend. In dem Kreuzschlagen schienen mir die Armenier noch größere Virtuosität zu besitzen, als Russen und Grusiner. Das regelmäßige Niederwerfen während des Gebetes geschieht nach einem gewissen Takt und erinnert, so wie das tiefe Beugen des Hauptes vor dem Altar, an den mahomedanischen Gottesdienst.

Ueberhaupt steht die Religion der Christen im Morgenlande dem Islamismus, trotz der Verschiedenheit der Dogmen, in den Formen wie in der Praxis näher als dem Christenthum des Abendlandes. Beide Religionen sind heute bei den Orientalen nur noch ein leeres Formen- und Ceremonienwesen ohne Anwendung im Leben. Der regelmäßige Besuch der Gotteshäuser, das geistlose stille oder laute Herplappern und die eintönige Wiederholung der vorgeschriebenen Gebetformel, das Nachahnen gewisser Geberden bei der gemeinschaftlichen Andacht und vor allem die strenge Beobachtung der Fasten ist heute das Wesen der Religion im Morgenlande. Wohl belebt und beseelt die Bekenner beider Religionen der gleiche Glaube an einen Gott und an ein schönes, freudvolles Fortleben nach dem Tode, welches aber nicht als Lohn für ein wirklich tugendhaftes Leben nach abendländischem Begriff, nicht für ein edles, von Menschenliebe tief erfülltes Gemüth, das die schweren Prüfungen dieses Lebens in unerschütterter Treue besteht, gedacht wird, nein, als der Lohn für einen dumpfen, von keinem Zweifel, keinem Einwurf der Vernunft erschütterten Glauben, für die strenge Uebung der von den Priestern vorgeschriebenen Fasten, Gebetformeln und Geberden, wobei die Kirche auch noch die

Mildthätigkeit gegen Arme und vor allen die ihr selbst dargebrachten Opfergaben, als der Gottheit besonders wohlgefällige Handlungen, welche zu einem ausgesucht schönen Plätzchen im Paradiese berechtigen, gelten läßt. Von einer Kenntniß der Sittenlehre im Evangelium und im Koran findet man im Orient wenig Spuren. Dies versicherten mir gründliche und gewissenhafte Beobachter, welche mit allen Schichten der Gesellschaft beider Religionen seit vielen Jahren verkehren. Nur bei Türken, Tartaren und Arabern findet man zuweilen einen Priester, Einsiedler, Marabut oder sonst irgend einen frommen alten Mann, welcher neben den Dogmen und Formeln auch noch auf die Tugendlehren seiner Religion Werth und Bedeutung legt und sie strenge befolgt. Bei Persern, Kurden und Kaukasiern, so wie bei den christlichen Morgenländern, den Armeniern, Georgiern, Griechen, Nestorianern, Osseten u. s. w. gehört diese Erscheinung zu den größten Seltenheiten. Dem gemeinen Mann ist die heilige Schrift ein unzugängliches Buch, welches ihn nicht beschäftigt, das er nie zu lesen begehrt und dessen vertraute Bekanntschaft und Deutung er lediglich dem Priester überläßt. So hat der orientalische Christ keinen Begriff von dem Wesen der Religion, die er bekennt, keine Ahndung von der Würde und der reinen Schönheit ihrer Moral, deren praktische Uebung ihm drückender wäre, als die strenge Beachtung ihres Ceremonienwesens. Daher dünkt ihm eine Ueberschreitung des Fastengebotes eine größere Sünde als Haß und Neid, als Lüge und Heuchelei, als Betrug und Diebstahl, und er glaubt die Pforten des Himmels dem sonst tugendhaftesten Mann, wenn er jeden Fasttag Fleisch gegessen, fester verschlossen, als dem Räuber und Mörder, der nie die äußerlichen Gebote der Kirche verletzt hat. Das

Christenthum, wie es uns als Volksreligion im Orient erscheint, ist nichts, als ein hohles Formenwesen, das weder erhebt noch anregt, den Geist verödet und das Herz verdirbt und in dem weder der Genius der Liebe noch der Genius der Freiheit seinen Platz gefunden. Wie hart auch dieses Urtheil klingen mag, jeder Kenner des Orients wird es bestätigen. Das Bedürfniß bei ihrem Cultus in Gesellschaft beisammen zu sein, im Halbdunkel einer großen Halle sich in eine vage, mystische Stimmung zu versetzen und mit den Gedanken sich einem geheimnißvollen Wesen zuzuwenden, das hatten auch die atheistischen Franzosen der Republik, als sie im Tempel der Vernunft sich versammelten und die Büsten von Lepelletier und Marrat verehrten, mit jenen Gläubigen des Orients gemein.

Wir kehren von dieser Abschweifung zu unserer Aufgabe, einer Beschrebung von Tiflis, zurück und versichern denen, welche einmal Lust haben sollten, ihren Wanderstab in jene ferne Gegenden am Kur zu tragen, daß ein Spaziergang längs des rauschenden Baches Tsawkissi nach der neuen Festung hinauf, die Mühe dieser Wanderung durch eine wunderbare Aussicht auf das Panorama von Tiflis und das ganze vom dunkeln Wasser des Cyrus durchströmte Thal reich belohnt wird. Von dort hat Herr Gamba, der ehemalige französische Consul, im Lande Georgien mehr durch seine abenteuerlichen Spekulationen und durch sein seltsames Schicksal, als durch sein Schriftstellertalent bekannt, eine Zeichnung von Tiflis aufgenommen, die er als Beigabe seines heute fast vergessenen Werkes lithographiren ließ. Dubois fällt ein mildes Urtheil, wenn er sagt, daß diese Zeichnung nur die Dome der Kirchen unverhältnißmäßig groß darstelle, im Uebrigen aber getreu sei. Der Leser des Buches von

Gamba erhält durch dieses Bild nur einen sehr schwachen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Scenerie des Felsenkessels und der unbeschreiblich prächtigen Dekoration an beiden Ufern des Cyrus, wo die Stadt als zweifaches Amphitheater auf den Bergabhängen sich erhebend, zu den Füßen des erstaunenden Beschauers liegt. Dort ist der sogenannte Garten der Regierung, ein öffentlicher Spaziergang, welcher terrassenförmig sich erhebt und mit Büschen, Wassergemurmel, Nußbäumen und Ruinen alter Gemäuer dekorirt, zum Lustwandeln ungeachtet des etwas beschwerlichen Weges einladet, denn das frische Grün der Vegetation ist in der kahlen Umgebung von Tiflis, wo es weder Wälder noch Wiesen gibt, eine ziemliche Seltenheit, und wer vom Glück begünstigt ist, mag dort wohl zuweilen auch einmal eine Nachtigall hören, obwohl die Singvögel bei Tiflis minder häufig sind, als jene großen grauen Eidechsen, welche den Reisenden Dubois in Verwunderung setzten und die wohl nichts anderes waren, als der gewöhnliche Stellio caucasicus.

Der Palast, in welchem der russische Generalgouverneur residirt, ist, wie wir bereits erwähnten, auf den Ruinen des georgischen Königspalastes erbaut. Eine lange Reihe von Arkaden stützt die vordere Säulenhalle. Der Reisende Chardin gibt eine umständliche Beschreibung des alten von Rostom erbauten Palastes, wie er ihn zu Anfang des vorigen Jahrhunderts fand. Durch russische Baumeister metamorphosirt, sieht derselbe gegenwärtig den in dem bekannten Säulenstyl, welcher in allen großen Städten des russischen Reiches von Petersburg bis jenseits des Kaukasus Mode geworden, gefertigten Bauwerken vollkommen ähnlich. An den beiden äußersten Enden des Palastes erblickt man in Nischen die Statuen von Mars und Minerva, welche die Eingebornen

für den General Paskewitsch und seine Frau halten. Das Innere dieses ganz nach europäischem Geschmack eingerichteten Palastes zeigt nichts besonders Merkwürdiges. Hinter demselben befindet sich ein schön angelegter und mit Sorgfalt gepflegter Garten mit Springbrunnen, Laubgängen, Pavillons, Eremitagen ꝛc. von Platanen und Feigenbäumen beschattet. Die zierliche Ausstattung dieses Gartens, der in einer so trocknen, und im Sommer überaus heißen Gegend eine wahre Wohlthat ist, verdankt man der Gemahlin des frühern Statthalters Baron von Rosen.

Am linken Ufer des Kur, nahe der Vorstadt Awalabar erhebt sich das mit Säulen gezierte Grab des St. Abo, eines vom Volke hochverehrten Märtyrers, welcher unter der Faust persischer Henker den Tod für seinen Glauben litt. Als ein merkwürdiges Gebäude, dessen Benützung bei allen Volksklassen in Gunst ist, verdient das öffentliche Badehaus, in welchem die warmen Schwefelquellen entspringen, einer besondern Erwähnung. Diese Bäder, deren Temperatur 36 Grad Reaumür beträgt, werden von den Frauen häufiger besucht, als von den Männern. Vornehme Georgierinnen, welche durch den Gebrauch dieser Quellen ihre Jugend zu verlängern und ihre Schönheit zu erhalten hoffen, bringen in dem Badegebäude regelmäßig halbe Tage zu. Die Gebrauchsweise dieser Bäder hat mit der von Constantinopel, Brussa und andern großen Städten des Orients viele Aehnlichkeit. Nur schienen mir die georgischen Badediener hinsichtlich des Reibens und der Ausdehnung der Glieder des Badenden noch mehr Kunstfertigkeit zu besitzen. Wer den ersten Schrecken dieser seltsamen Manipulation überstanden und an die orientalische Badeweise sich gewöhnt hat, der findet dieselbe viel kräftigender und erfrischender als in Europa und un-

terwirft sich gerne jede Woche ein paar Stunden den Händen jener Badekünstler, welche in Tiflis vielleicht mehr Wunderproben ihrer Heilkunst ablegen, als das gesammte gelehrte medicinische Personal aus dem russischen Reich.

Tiflis besitzt mehrere gute Erziehungsanstalten. Das Gymnasium hatte zur Zeit meines Aufenthaltes gute Lehrer, aber einen schlechten, dünkelhaften Direktor. Gegen die Lehrmethode war nichts einzuwenden, als daß man die armen Knaben mit allzu vielen Lektionen plagte und ihre Arbeitskraft und Aufmerksamkeit durch zu viele Lehrgegenstände zersplitterte. Es wurden nicht weniger als sieben Sprachen gelehrt: russisch, lateinisch, grusinisch, armenisch, tartarisch, deutsch und französisch. Bei all' den natürlichen Fähigkeiten, der Liebe zum Lernen und der merkwürdigen Gedächtnißstärke der jungen Orientalen ist mit solchem grundfalschen Lehrprinzip doch eine gewisse Verwirrung in den angeeigneten Kenntnissen nicht zu vermeiden. Außerdem existirt eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen, deren Gründung man der Fürstin Paskewitsch verdankt. Dieses Institut steht unter der Leitung einer russischen und einer englischen Dame. Die Töchter adeliger Familien des Landes finden darin Aufnahme gegen eine Bezahlung von 200 Silberrubeln jährlich. Neben der russischen und grusinischen Sprache wird auch das französische gelehrt und die jungen Mädchen sollen, wie man in Tiflis allgemein versichert, bei einer guten und praktischen Lehrmethode in allen Fächern befriedigende Fortschritte machen. Man sagte mir auch, daß die jungen Armenierinnen die georgischen und russischen Mädchen an Lernbegierde, Auffassungskraft und Intelligenz weit überflügeln. Eine landwirthschaftliche Schule wurde unter der Verwaltung des Baron Rosen gegründet. Unter

den Privat-Instituten leistete zur Zeit meines Aufenthaltes in Tiflis der Armenier Abowian, welcher seitdem als Direktor der Kreisschule nach Erivan versetzt wurde, Ungewöhnliches durch eine einfache, praktische Lehrmethode und durch die Liebe zum Lernen, die er durch seine milde und liebenswürdige Persönlichkeit in seinen jungen Zöglingen zu erwecken wußte. Ich besuchte sein Institut zu wiederholtenmalen, und war auf's Angenehmste überrascht, als ich die kleinen Armenier und Georgier so artig deutsch schwatzen hörte, so fertig und korrect deutsch schreiben sah, als dieselben Stücke von Göthe und Schiller mit Gefühl und Ausdruck vorlasen. Leider fand diese treffliche Privatschule noch vor meiner Abreise von Tiflis durch die anderweitige Bestimmung des Herrn Abowian ihr Ende.

II.

Volk und Volksleben in Tiflis. — Die georgischen und die armenischen Frauen. — Eine armenische Hochzeit. — Das Osterfest. — Die Sänger und Märchenerzähler. — Armuth. Gesellige Unterhaltungen in Tiflis.

Die Bevölkerung von Tiflis belief sich laut statistischen Angaben im Jahr 1842 auf mehr als 26,000 Seelen, ungerechnet die Beamten und die russische Besatzung. Die einzelnen Bestandtheile dieser Bevölkerung nach den verschiedenen Nationalitäten sind in den russischen Tabellen leider nicht genau angeführt. Aus guter Quelle erfuhr ich, daß die Armenier zahlreicher, als all' die übrigen Völkerstämme zusammen genommen sind und über drei Fünftheile der Gesammtbevölkerung bilden. Die herrschende Sprache ist die grusinische. Die Zahl der Adeligen beträgt fast den zehnten Theil der ganzen Einwohnerschaft; Sprößlinge aus fürstlichem Geschlecht gibt es nahe an 300.

Armenier und Georgier unterscheiden sich nicht hinsichtlich der Tracht, doch erkennt ein geübtes Auge jede der beiden Nationalitäten auf den ersten Blick an dem Schnitt des Gesichts, welcher bei den Georgiern im Allgemeinen

bestimmter, kräftiger und schöner ist. Die Züge der Armenier sind weicher, sanfter, intelligenter; der Ausdruck von Schlauheit wird in ihren Gesichtern fast so häufig bemerkt, wie bei den Persern, in deren Physiognomie dieser Zug den hervorstechenden Charakter bildet. Die Imerithiner, von welchen sich immer eine ziemliche Zahl in Tiflis befindet, sind grusinischen Stammes und gleichen den Georgiern. Nur die Gesichtsfarbe ist etwas gebräunter, die Kleidung weniger sauber; die Haare fallen in der Regel wild und ungekämmt unter dem eigenthümlichen Kopfputz herab, welcher aus einem bizarr geschnittenen Tuchlappen besteht und zu den hohen zuckerhutförmigen Pelzmützen der Georgier und Perser auffallend contrastirt. Noch zahlreicher als die Imerithiner sind die Tartaren, welche eben so wenig einen Theil der seßhaften Bevölkerung bilden, sondern gleich jenen kommen und verschwinden und gewöhnlich nur der Handelsgeschäfte wegen längere Zeit verweilen. Sie sprechen das türkisch-tartarische Idiom, welches die Hauptsprache in ganz Vorderasien ist und fast in allen Theilen der Kaukasusländer vom Volke mehr oder minder verstanden wird wie die lingua franca am mittelländischen Meer. Obwohl diese Tartaren unläugbar in Charakter und Gewohnheiten ziemlich große Aehnlichkeit mit den Türken, ihren stammverwandten Glaubensgenossen, haben, so läßt sich doch im Betreff der Ehrlichkeit, der Worttreue und der Großmuth nur minder Rühmliches von ihnen berichten. Noch weniger theilen sie mit ihren Stammesgenossen, den Tartaren der Krim, den zahmen, friedfertigen Charakter. Obwohl auch bei ihnen die früher unbändige Wildheit des Nomaden-Charakters gebrochen ist, obgleich sie unter die russische Militärherrschaft gebeugt sind, ist ihnen doch mehr Energie und streit-

barer Sinn als den Tartaren in Süd-Rußland geblieben. Sie fügen sich auch der Geißel der russischen Polizei und den Vexationen der Steuerbeamten minder gelehrig und gutwillig als die übrigen Eingebornen.

Auch von Persern und Türken findet sich gewöhnlich eine ziemliche Anzahl in Tiflis, besonders in Zeiten, wo der Karavanenhandel belebt ist. Vor der Einführung des russischen Zolltarifs waren diese Gäste, welche Handelsspekulation und Gewinnsucht nach Georgien führte, zahlreicher als gegenwärtig, wo der Strom des Karavanenhandels nach Persien und Central-Asien den Weg über Trapezunt und Erzerum genommen hat.

Vereinzelter als die genannten Völkerschaften erblickt man in Tiflis Osseten, Tscherkessen, Lesghier, Kasi-kumyken, Lasen, Suaneten und Kurden. Die Osseten, Bewohner der höchsten Alpenketten des Kaukasus, sind Christen und kommen nach Tiflis gewöhnlich, um durch Lasttragen und harte Taglöhnerarbeit sich einiges Geld zu verdienen. Es sind zerlumpte, schmutzige, sonnengebräunte Gestalten, mager und knochenfest, welche exemplarisch frugal leben und gleich den Kabylen in der Barbarei sich einige Jahre lang den mühseligsten Arbeiten in den Städten unterziehen und die strengsten Entbehrungen erdulden, um ein kleines Kapital zu verdienen, mit dieser Frucht ihres Fleißes in die Berge zurück zu kehren, zu heirathen und unabhängig zu leben. Während der Zeit des freiwilligen Knechtdienstes in der glänzenden Hauptstadt vergessen sie nie das ungebundene Leben auf ihren hohen Alpen und alle städtischen Reize könnten sie auch unter glücklicheren Verhältnissen nicht verlocken, sich in Tiflis niederzulassen. Bei all' der Armseligkeit ihres Looses

in der Heimath gestehen sie doch offen ihre Sehnsucht nach der wilden Freiheit ihrer Berge ein.

Den tscherkessischen Krieger, welcher sich selten in Tiflis zeigt, erkennt man unter all' dem Völkergewimmel an der ritterlichen Gestalt, an dem edlen Profil des Gesichts, dessen Charakter nicht milde Weichheit, sondern männliche Kühnheit und Energie ausdrückt und dem Bild des Ares ähnlicher ist, als dem des Apollo. Mit stolzer Haltung durchschreitet der Tscherkesse das Marktgewühle und alles macht Platz vor ihm, selbst der trunkene Kosak, obwohl der kriegerische Bergbewohner nicht immer im vollen Schmuck seiner Waffen geht. Die Mehrzahl der Tscherkessen, welche ich in Tiflis sah, waren Häuptlinge oder wenigstens einflußreiche Usden verbündeter oder unterworfener Stämme, welche gekommen waren den neuen Oberbefehlshaber der russischen Armee zu begrüßen und sich gelegentlich von ihm Geschenke zu holen.

Mit den Tscherkessen können sich die östlichen Kaukasier, die verschiedenen lesghinischen Völkerschaften, welche sehr abweichende Idiome sprechen, an Ebenmaß der Körperformen, an imposanter Haltung und männlicher Schönheit der Gesichtszüge nicht messen. Sie sind im Allgemeinen kleiner, zwar schlank, doch minder edel gebaut, oft überaus mager; die Gesichtsfarbe ist gebräunter, das Auge nicht so groß, so gebieterisch und feurig, das bekannte Adlerprofil ist bei ihnen seltener; man möchte ihre Physiognomie eher mit dem Geier oder der Eule vergleichen. Von diesen östlichen Kaukasiern kommen freilich mehr gemeine Leute, mehr Händler und Marktbesucher zum Verkauf von Wildpret, Vieh, Thierhäuten, kaukasischen Burkas &c., als Krieger und Häuptlinge nach Tiflis. Mit einem dieser lesghinischen Burkahändler vom Stamm der Kasi-kumyken, Namens Ab-

duraman-Beg, machte ich nähere Bekanntschaft. Herr Abowian hatte die Güte, denselben öfters zu mir zu führen und wir erhielten durch ihn manche interessante Auskunft über die Geschichte, die Sitten und Lebensweise seines Volks. Derselbe versicherte unter andern, daß in der Sprache der Kasi-kumyken gar keine Lieder vorkommen, daß Musik seinem Stamm völlig fremd sei, daß seine Landsleute nie singen. Von allen Völkern, welche ich auf meinen Wanderungen in drei Welttheilen begegnete, wären — sollte Abduraman's Versicherung vollen Grund haben — die Kasi-kumyken die einzigen, welchen die Natur den musikalischen Sinn gänzlich versagt hat. Bekanntlich leben selbst die auf Eisschollen schwimmenden Eskimos in ihrer nebeligen Polarzone nicht ohne Gesang, welcher selbst unter Barbaren die poetische Sprache für Liebe und Lust und als ein Zaubermittel, welches die Freude verjüngt und den Schmerz verweht von der freundlichen Natur allen Völkern geschenkt scheint. Jener kaukasische Volksstamm wäre die einzige Ausnahme. Er hätte von Vögeln und Winden, den natürlichen Musikmeistern der Wildniß, zu lernen und wäre mitten in der Poesie seiner erhabenen Gebirgsnatur nüchterner, gefühlsärmer und phantasieloser als selbst der häßliche Steppen-Kalmücke, als irgend ein anderer Volksstamm des Morgenlandes.

Die Kurden erscheinen in Tiflis gleich den Lasen nur als Zugvögel, vereinzelt und selten. Zuweilen sind es Häuptlinge einzelner Nomadenstämme, welche mit dem russischen Generalgouverneur wegen der Ansiedlungen in den Grenzprovinzen unterhandeln. Zuweilen sind es auch Abenteurer, oder verunglückte Häuptlinge, welche bei ihrem Volke Macht und Einfluß verloren haben und durch die russische Unterstützung die frühere Autorität über ihre Landsleute

wieder zu erlangen hoffen. Zuweilen werden diese Reisen der Gebirgshäuptlinge von den Grenzen Persiens und der Türkei nach Tiflis nur aus Neugierde oder in der Hoffnung gemacht, gleich andern glücklichen Abenteurern, welche durch imposante Gestalt und kecke Aufschneiderei bei den russischen Großen Gunst zu finden wußten, reiche Geschenke, Jahresgelder oder eine gute Anstellung im irregulären Militärdienste zu erlangen. Auch Mingrelier und Suaneten sieht man zuweilen in Tiflis. Beide Völker sind georgischen Ursprungs, aber in Physiognomie und Charakter merkwürdig verschieden. Die Mingrelier sind schöne Leute von edler Gesichtsbildung, ihr Teint ist so zart, ihre Haut so weiß wie bei den schönsten Völkern des mittleren und nördlichen Europa; ihr Charakter ist sanft und friedfertig. Die Suaneten, welche im Norden von Kolchis ein hohes Gebirgsland bewohnen, haben nicht die zarte rosige Gesichtsfarbe der Mingrelier und statt des milden Ausdrucks der kolchischen Physiognomien dieselbe kraftvolle, imposante Schönheit, wie die Bewohner Tscherkessiens. Unter allen christlichen Völkern der Kaukasusländer sind die Suaneten die streitbarsten und tapfersten.

Auf die Sitten der Stadtbevölkerung ist das halbe Jahrhundert russischer Herrschaft nicht ohne wesentliche Einwirkung geblieben, namentlich in Betreff des schönen Geschlechts. Unter den einheimischen Königen lebten die Georgierinen in strenger Zurückgezogenheit, zeigten sich nie öffentlich, nicht einmal in der Kirche mit unverhülltem Antlitz. Bei öffentlichen oder häuslichen Festlichkeiten, Gastmälern, Hochzeiten &c. waren die beiden Geschlechter strenge geschieden. Französische Kleidung so wie abendländische Bücher, Zeitungen, Musik, Tänze &c. waren in Tiflis un-

bekannt. In den ersten Jahren hatten die russischen Militär- und Civil-Beamten einen schweren Stand; der Verkehr mit Frauen war ihnen abgeschnitten. Nur sehr allmählig gewöhnten sich die Georgier an die fremden Eroberer, obwohl sie zu derselben Religion sich bekannten. Diese spröde Zurückhaltung dauerte so lange der Glaube währte, daß die russische Herrschaft in Transkaukasien eine vorübergehende sei, daß dieselbe entweder dem Angriff der großen mahomedanischen Nachbarreiche im Süden, oder dem Stoße der kriegerischen Gebirgsvölker im Norden unterliegen müsse. Als die grusinische Bevölkerung in dieser Erwartung sich getäuscht sah und in dem Kriege mit den Persern, Türken und kaukasischen Gebirgsstämmen allmählig merkte, auf welcher Seite die überwiegende Stärke war, gab sie ihren Groll auf und versöhnte sich mit den Eroberern, obwohl sie nie ganz vergaß, daß sie einst das herrschende Geschlecht in diesem Lande war. Der zahlreiche grusinische Adel, welcher schon vor dem Beginn der russischen Herrschaft in seinem Wohlstand bedeutend herabgekommen, wurde ziemlich zahm, haschte nach Aemtern und Auszeichnungen und beugte sich vor dem Stellvertreter des russischen Kaisers, ohne eben im Schmeicheln und Speigellecken so weit zu gehen wie die Armenier. Von den alten fürstlichen Geschlechtern, deren Titel und Würden die russische Regierung anerkannte, traten ziemlich viele der jüngeren Söhne in russische Kriegsdienste und manche derselben, wie die B a g r a t i o n, D a d i a n, A r g u t i n s k i haben sich auf vielen Schlachtfeldern in Europa wie im Kaukasus rühmlich hervorgethan. Ziemlich viele russische Officiere und Beamte verschwägerten sich durch Heirath mit den adeligen und begüterten Familien des Landes und in den letzten Jahrzehnten war diese früher

vereinzelte Erscheinung im so raschen Zunehmen, daß es wenige adelige Geschlechter in Tiflis gab, welche nicht durch verwandtschaftliche Bande und somit auch durch persönliches Interesse an die Eroberer geknüpft waren.

Zur Zeit als der unvergeßliche Yermolow den Statthalterscepter in seiner kräftigen Faust führte, war der georgische Adel, der gleich dem übrigen Volk vor dem starken Charakter und dem Genie dieses mächtigen Kriegsmannes sich beugte, für Rußland zwar bereits gewonnen, aber der Einfluß der Frauen verstärkte damals noch nicht den Bund der beiden Völker. Erst unter der Verwaltung des Generals Paskewitsch sah man einzelne Damen aus den vornehmen Geschlechtern Grusiens in den zu Salons nach europäischem Geschmack verwandelten Gemächern des alten Königspalastes. Unter der Statthalterschaft des Baron von Rosen und noch mehr unter seinem prachtliebenden Nachfolger Golowin, welcher dem Vergnügen, der Geselligkeit und den Frauen besonders hold war, wuchs mit jedem Jahr die Zahl der weiblichen Gäste bei Abendunterhaltungen und Bällen. Man hatte dort Gelegenheit die meisten schönen Georgierinnen und Armenierinnen aus fürstlichem oder wenigstens adeligem Geblüt unverschleiert zu sehen. Das französische Costüm fand bei einem Theil derselben Eingang; die Pariser Mode trat namentlich unter den reichen Armenierinnen als unwiderstehliche Eroberin auf. Die eingebornen Damen gewannen für abendländische Pracht, Sitten und Unterhaltungen fast mehr Vorliebe als ihren Gatten und Vätern lieb war. Unter der Verwaltung des Generals Neidhardt minderte sich der Zudrang des schönen Geschlechts zu den Salons des Regierungspalastes. Der strenge, etwas pedantische, ächt deutsche Charakter dieses Mannes war Luxus

und rauschenden Festen nicht hold. Er lebte einfach im Kreise seiner zahlreichen Familie und übte nicht die großartige Gastfreundschaft, an die man sich in Tiflis gewöhnt hatte. Der eingeborne hohe Adel, aus welchem der alte Stolz nicht ganz gewichen, nahm diese Vernachlässigung übel und als der neue Statthalter sogar zur Feier des Osterfestes den üblichen großartigen Schmaus und den glänzenden Ball unterließ, rächten sich die stolzen Georgierinnen dadurch, daß sie späteren Einladungen zu den gewöhnlichen Sonntags-Soiréen keine Folge gaben.

So groß auch die Fortschritte der Emancipation der Frauen in Kaukasien, so ist doch noch ein Rest orientalischer Zurückgezogenheit geblieben. Mit Ausnahme des Kirchen- und Badbesuches und öffentlicher Festlichkeiten hat man selten Gelegenheit Frauen von Stand außerhalb ihres Hauses zu sehen, obwohl die Bemerkung des Schweizers Dubois, daß man von der Schönheit der Frauen des Landes keinen Begriff erhalte, ohne sie in ihren Wohnungen selbst aufzusuchen, nicht richtig ist. Die unter der weißen Tschadra halb verhüllten Frauen, welche man an den Wochentagen in den Straßen, auf dem Markte und im Bazar sieht, sind allerdings gewöhnlich alte, häßliche Personen oder arme Dienstboten. Zur Kirche oder zu öffentlichen Festen wandeln daselbst Fürstinnen unverhüllt durch die Straße. Die Schönheit der Georgierinnen ist im Allgemeinen unter ihrem Rufe. Bei den meisten ist die abwärts gebogene Nase von einer ganz eigenthümlichen Form, die man die grusinische nennen kann, zu groß und schadet der im Uebrigen untadelhaften Regelmäßigkeit der Züge. Der allgemeine Gebrauch des Schminkens und des Färbens der Augenbrauen beleidigt den Geschmack des Europäers. Den schwarzen

Augen fehlt es zwar nicht an Feuer, wohl aber an Ausdruck und Seele. Sehr reich und schön sind bei den meisten die glänzend schwarzen Haare, welche in vielen zierlich geflochtenen Zöpfen unter dem goldgestickten Mützchen herabfallen. Die Kleidung der Georgierinnen ist, mit Ausnahme des Kopfputzes, des zierlichen Haargeflechtes und des wallenden Schleiers, auf dessen Sauberkeit selbst die einfachen Bäuerinnen und Handwerkerfrauen große Sorgfalt verwenden, mehr phantastisch als geschmackvoll. In keinem Lande der Welt wird im Verhältniß zu dem Wohlstand so viel Geld auf Putz verwendet, wie in Georgien. Bei den reichen Frauen ist dieser Putz von solidester Art. Edelsteine, Perlen, Gold, indische Shawls, Sammet und Seide bilden den Schmuck und die Stoffe der Vornehmen; die armen Frauen suchen mindestens durch Flitterstaat zu glänzen. Wie manchmal blieb ich bei meinen Wanderungen durch die kleinen düstern Gassen des ärmsten Stadttheiles oder durch die Ortschaften der Umgegend erstaunt stehen, wenn ich vor der morschen Thüre eines baufälligen Häuschens oder auf der mit Unkraut bedeckten, halb eingestürzten Terrasse eine schöne Frau mit falschem Schmuck buntfarbig prächtig aufgeputzt in malerischer Attitüde stehen oder sitzen sah. In einiger Entfernung betrachtet, mochte man diese geschminkten Frauen in ihrem Theaterflimmer für schöne Feen oder für die Prinzessinnen jener Paläste halten, aus deren zerstörten Trümmern die Steinhütten erbaut sind. An Sonn- und Feiertagen, wo Georgierinnen und Armenierinnen all' den Staat zur Schau tragen, den sie besitzen, ist ein Spaziergang durch die verödeten Theile der Stadt von besonderem Interesse. Es ist ein bekannter Zug im Charakter des Morgenlandes, daß dort auf rein äußerlichen Prunk in Bezug auf Kleidung,

Dienerschaft, Waffen, Pferde ꝛc. bei weitem mehr Werth gelegt wird, als auf comfortable Einrichtung der Häuser oder behaglichen Lebensgenuß in Bezug auf Wohnart und Tafelfreuden. Bei den Europäern sind Geschmack und Gewohnheit die entgegengesetzten und die deutschen Ansiedler tragen diese Erscheinung so grell wie möglich zur Schau. Ihre Kleidung ist in der Regel schmutzig, schäbig, geschmacklos. Neben den schönen, immer sauber gekleideten Eingebornen machen sie eine jämmerliche Figur. Dafür wohnen sie in bequemen Häusern, nach deutscher Art sehr solid ausgestattet. Auch essen und trinken sie gewöhnlich gut und kräftig. Die Georgier und Armenier, besonders die Landleute, begnügen sich im Allgemeinen mit sehr frugaler Mahlzeit und die ärmlichen Häuser der Bauern gewähren im Innern einen fast noch trostlosern Anblick als von Außen. Doch ertragen sie diese Entbehrungen willig, wenn die Frauen nur immer im seidnen Kleide, in reinlicher Tschadra, in sauberen Nepkavi (die weiten Beinkleider der Frauen) und in gestickten Pantoffeln, die Männer in ihren zierlichen Tschoks (das Oberkleid mit den Hängärmeln) und Akhaluks (das Unterkleid) von feinem Tuch oder Seide mit Schnüren reich besetzt, in der Kirche, auf der Terrasse oder beim Spaziergange Parade machen können.

Obwohl ich während meines Aufenthaltes in Tiflis von dem Glück, mit den schönen und vornehmen Frauen des Landes in Gesellschaft beisammen zu sein, minder begünstigt war, als meine Vorgänger und Nachfolger, welche die Salons des Baron Rosen, des Generals Golowin und des Fürsten Woronzow von allen fürstlichen und adeligen Geschlechtern des Landes heimgesucht sahen, so boten doch zwei große öffentliche Festlichkeiten: die Osterfeier und die mili-

tärischen Spiele auf der Ebene bei Neu-Tiflis im Monat Mai erwünschte Gelegenheit dar, die ganze schöne Welt der Hauptstadt in so dichter Nähe beisammen zu sehen, wie die Schönen Rom's auf dem Corso während des Carnevals. Auch bei jenen Gelegenheiten lieferte die Musterung georgischer Schönheiten minder glänzende Resultate, als wir uns eingebildet, ehe wir Land und Leute aus persönlicher Anschauung kennen gelernt hatten. Gesichtsschminke und übergroße Nasen stellten alle übrigen Reize der glühenden Augen, der Perlenzähne, der rabenschwarzen Haare, der edlen Körperformen und Kleiderpracht in Schatten. Zudem war der Ausdruck all' dieser Frauengesichter ohne Geist, ohne Anmuth.

Auf einem der kleinen Bälle im Hause des Herrn von Neidhardt sah ich nur einmal eine Georgierin tanzen. Es war eine junge Fürstin von reizender Gestalt, obwohl auch bei ihr die mit der Spitze vorgebogene Nase nicht vollkommen proportionirt war. Ihr Haar von außerordentlicher Schönheit fiel in unzähligen, ungemein zierlich geflochtenen Zöpfen hinter dem Schleier bis über die Hälfte des Körpers herab. Das Kleid von grau-bräunlicher Seide verhüllte nur leicht den Busen, an dessen Erhöhungen zwei blaßröthliche Seidenstücke zierlich eingenäht waren. Ueber der Hüfte trug sie ein rosenrothes Gürtelband. So vortheilhaft sich diese Gestalt in ihrem malerischen Costüme neben den französisch gekleideten Russinnen ausnahm, so verweilte doch bei dem Mangel wirklicher Grazie das Auge keineswegs mit Wohlgefallen auf der tanzenden Prinzessin des Orients, welche bei der Quadrille sich steif und mit lebloser Miene neben den russischen Uniformen bewegte. Eine eben so reich gekleidete und nicht minder schöne armenische Fürstin sah ich einst mit ihrem jungen Gatten auf einem einsamen Spazier-

gange der nächsten Landschaft. Als ich meinem Begleiter in etwas enthusiastischen Worten meine Ueberraschung verdeutschte, sah ich zu meinem Staunen das schöne junge Paar lächeln und der Fürst, der vielleicht als Nachbar der Colonie Alexandersdorf vielfache Gelegenheit hatte, unsere Muttersprache zu hören, wandte sich, nachdem er vorübergegangen, um und rief in ganz gutem Deutsch und etwas spöttischem Tone: „Gefällt Ihnen meine Frau?" — Ach, wie hübsch!"

Unter der Statthalterschaft des Baron von Rosen sah man in dessen Salons auch die junge Frau des rechtmäßigen Erben der georgischen Krone, des Fürsten Alexander, einzigen Sohnes von Georg dem letzten der einheimischen Könige, welcher in Tiflis residirte. Diese junge Frau, welche für eine der ersten Schönheiten des Landes galt, war die Tochter eines vornehmen Armeniers von Erivan und befand sich in dieser Stadt, als dieselbe während des letzten persisch-russischen Krieges in die Gewalt der Russen fiel. Der georgische Prätendent, welcher die Rechte der russischen Herrschaft in dem Königreiche seines Vaters nie anerkennen wollte und bald in der Türkei, bald in Persien umherirrte und die Höfe dieser Staaten zum Kriege gegen Rußland aufzustacheln suchte, verlangte nach erfolgtem Friedensschluß die Zurückgabe seiner jungen Frau und seines Kindes. Feldmarschall Paskewitsch setzte diesem Verlangen keine Schwierigkeiten in den Weg und gestattete der Fürstin die Abreise. Letztere verweilte indessen noch längere Zeit im Hause ihrer Eltern in Erivan, sei es aus Rücksicht auf die schlechte Jahreszeit oder weil die vagabundirende Lebensweise ihres Mannes wenig Lockendes für sie hatte. Die Freiheit ihrer Person und ihres Willens schien ihr durch das Versprechen des Fürsten Paskewitsch gesichert. Ohne Wort- und Treubruch

konnte man russischerseits die Abreise der Fürstin nicht ferner hindern.

Inzwischen erhielt Fürst Paskewitsch einen Nachfolger in der Person des Baron Rosen, welcher auf das erneuerte Begehren des Prätendenten in St. Petersburg Verhaltungsbefehle sich erbat. Dort wußte man nicht, daß die Gemahlin und der Sohn des rechtmäßigen Thronerben sich noch auf russischem Gebiet befanden. Die russische Regierung glaubte sich durch das verpfändete Wort des Fürsten Paskewitsch nicht gebunden und befahl, daß man die Fürstin und ihren Sohn nach St. Petersburg sende. Das Entsetzen der jungen Frau, als sie diese Mittheilung empfing, war unbeschreiblich. Sie hatte bisher ein Haremsleben nach der alten Weise in strengster Zurückgezogenheit geführt und nie mit unverhülltem Gesicht einem fremden Mann in's Auge gesehen. Unterstützt durch die Thränen und Klagen ihrer alten Mutter weigerte sie sich Anfangs standhaft, das elterliche Haus zu verlassen. Erst als der russische Statthalter mit Gewalt drohte, fügte sie sich in ihr Schicksal und kam nach Tiflis, wo der gelehrte Reisende Dubois Augenzeuge ihrer Aufnahme im Salon des Baron Rosen war. Die Frau Baronin bot ihre ganze Artigkeit und Liebenswürdigkeit auf, um den ersten Eindruck, welchen die schöne junge Fürstin in einem Salon nach europäischen Geschmack empfing, so angenehm als möglich zu machen. Obwohl es ihr nicht vergönnt war, mit dem Gast vom königlichen Geblüt sich direkt zu unterhalten, (denn die Fürstin sprach nur das Georgische und Armenische,) wußte sie doch bald deren freundschaftliche Neigung zu gewinnen. Die Ehrenbezeugungen und Aufmerksamkeiten, mit welchen man ihr von allen Seiten entgegen kam, verfehlten nicht ihre Wirkung. Allmählig fand sie Wohlgefallen an euro-

päischen Sitten und gewöhnte sich, auch in Gesellschaft von Männern mit unverhülltem Antlitz zu erscheinen, ein Opfer, das in dem Bewußtsein ihrer Reize einige Erleichterung gefunden haben mag. Nach längerm Aufenthalt in Tiflis reiste sie endlich nach Petersburg ab, und man versichert, daß sie dort am kaiserlichen Hofe sich trefflich unterhalte und keinerlei Sehnsucht der Rückkehr nach Transkaukasien verspüre.

Der Ruf außerordentlicher Schönheit, deren die Georgierinnen nicht nur im Orient, sondern auch im Abendlande genießen und der in die Poesie so mancher Völker eingedrungen, beruht zum Theil auf dem allgemein verbreiteten Irrthum, daß die schönen Odalisken des türkischen Harems meist aus Georgien oder Tscherkessien stammen. All' die schönen Sklavinnen, welche die pontischen Schiffer aus Batum, Sukhum-Kaleh und Trapezunt nach Konstantinopel bringen, werden als Georgierinnen verkauft. Wir haben aber aus dem Munde türkischer Sklavenhändler selbst erfahren, daß seit geraumer Zeit die Mehrzahl dieser unglücklichen Geschöpfe von den Völkern Lasistans, Guriens und Mingreliens an die Türken zu Kauf und Tausch geliefert werden. Diese Völker sind mit den Georgiern zwar sprach- und stammverwandt, übrigens so verschieden wie Italiener und Spanier, wie Deutsche und Skandinavier. Es sind die Bewohner des eigentlichen Kolchis, deren Blut sich von weiblicher Seite mit dem der vornehmen Türken weit mehr vermischt hat, als selbst das tscherkessische. Die kolchischen Völker grusinischen Namens sind aber durchaus hübscher, als die eigentlichen Georgier, und von allen transkaukasischen Völkern tragen die Bewohner des herrlichen Landes Gurien den Preis der Schönheit davon.

Die Schönheit der Frauen in Georgien, Kolchis und

Cirkassien würde dem Bildhauer mehr zusagen als dem Dichter; sie ist gar zu oft ein „starres Bild“, wie der Göthe'sche Chiron sagen würde, ein Bild, dem der Anmuthgürtel der Aphrodite fehlt.

„Die Schöne bleibt sich selber selig,
„Nur die Anmuth macht unwiderstehlich.“

Der weise Kentauer, welcher die Helena auf seinem Rücken getragen, würde die georgischen Schönen schwerlich nach seinem Geschmack finden. Die Charitinnen sind im Orient fremde Gottheiten und in den Gesichtern von langweiliger Regelmäßigkeit quillt nicht jener holde Ausdruck von Frohsinn,. Liebreiz und Lebenslust, ohne welchen „die Frauenschönheit nichts heißen will.“

Kein Volk Europas ist so sehr geneigt, sich durch eheliche Verbindung mit fremdem Blut zu vermischen, wie das russische. Deutsche Bauernmädchen sind von russischen Beamten und Kaufleuten fast eben so gesucht, als die schönsten Mädchen aus georgischem und armenischem Adel, und während der russische Adel sich mit dem einheimischen durch Heirath verschwägert, stehlen ledige russische Leibeigne im südlichen Rußland die Töchter der Tartaren, heirathen die Kosaken am Kuban die geraubten Tscherkessen-Mädchen. Bemerkenswerth ist, daß aus all' diesen Mischehen, auch mit deutschen Mädchen, fast immer ächt russische Kinder, dem Typus und dem Charakter nach, hervorgehen — eine Thatsache, welche für die solide Kraft der slawischen Raçe zeugt. Da der Russe im Allgemeinen an das weibliche Geschlecht andere Forderungen stellt, als die gebildeteren Völker des Abendlandes, so sind die meisten dieser Ehen weniger unglücklich, als man vermuthen sollte. Ein Franzose würde bei den Frauen Georgiens die Grazie, ein Römer die edle Würde,

ein Spanier das glühende Temperament, ein Deutscher die Gemüthlichkeit stets vermissen. Nach allem, was wir hier und anderwärts von den Frauen des Orients gesehen und erfahren, möchten wir keinem gebildeten Abendländer rathen, nach dem Morgenlande mit Heirathsgedanken zu kommen.

Der freundlichen Güte des Herrn Abowian hatte ich einmal die Einladung zu einer Hochzeit zu verdanken. Ein Armenier gregorianischen Glaubens ehelichte die Tochter einer reichen Familie, welche diesem Freier den Vorzug vor einem andern gab, weil er durch des Kaisers Gnade kürzlich eine goldne Verdienstmedaille erhalten hatte. Nächst Petersburg gibt es vielleicht keine Stadt in der Welt, wo man mit gleichem Eifer nach Rang, Orden und Ehrenzeichen jagt. Mancher reiche Armenier hat es sich bis 10000 Rubel kosten lassen, um nur einen Stanislausorden 4ter Klasse im Knopfloch zu tragen. Mit seiner funkelnden Goldmünze am rothen Halsband empfing uns der Bräutigam an der Stiege und führte uns in eine Stube, wo wir die männlichen Hochzeitsgäste beim Thee versammelt fanden. Nachdem der Thee getrunken war, durften wir zu den Frauen hinüber, die natürlich heute mit all' ihrem Schmuck und ihren besten Festkleidern geputzt waren. Die Braut, eine kleine Figur mit einem blassen, nichtssagenden Gesichtchen saß vor einem besondern Tisch, umgeben von dem jungfräulichen Theil der Gesellschaft. Zu dem seelenlosen Ausdruck ihrer Züge gesellte sich noch eine studirte passive Gleichgültigkeit. Man machte mir bemerklich, daß nach der Landessitte eine solche frostige Miene, die man für Ernst und Würde hält, jeder Braut am Hochzeittage anempfohlen sei. Die Ceremonien begannen mit Ueberreichung der Geschenke des Bräutigams in Schmuck und prächtigen Kleidern bestehend. Diese Ge-

genstände wurden auf das Tischchen niedergelegt, vor welchem die Braut saß, nebst zwei ungeheuren Zuckerhüten, die für den Priester bestimmt waren. Nach einem langen Gebet segnete der Priester die Kleider ein und summte und heulte mit einem geistlichen Collegen ein langes Lied dazu. Darauf wurde von den Mädchen ein Theil des Schmuckes der Braut angelegt. Ein jovialer Armenier, in russischer Officiersuniform, wußte durch sein komisches Mienenspiel während dieser Ceremonie der Braut, trotz ihrem einstudirten Ernst und natürlichen Frost, ein Lächeln abzugewinnen. Inzwischen wurden Erfrischungen gereicht. Man plauderte, scherzte, lachte und stärkte sich den Magen, um gegen die noch langweiligere Ceremonie in der Kirche gerüstet zu sein. Die Trauung fand nach Landesgewohnheit um Mitternacht statt und dauerte über eine Stunde. Die frommen Ceremonien bestanden wiederum in Gebetbrummen, heulendem Gesang, Geberden und Grimassen aller Art. Unter andern wurde das Brautpaar auch mit kostbaren goldnen Kronen durch des Priesters Hand geschmückt. Nachdem die Gesellschaft sich in eine recht salbungvolle und müde Stimmung hineingebetet hatte, zog sie unter Begleitung einer Musikbande nach des Bräutigams Haus.

Vor einigen Jahrzehnten, ehe noch die russischen Sitten auf alte Lebensgewohnheiten und Vorurtheile der Eingebornen gewirkt hatten, waren bei den Hochzeitvergnügungen die beiden Geschlechter getrennt. Die Frauen verhüllten sogar in der Kirche das Gesicht und ihren Tänzen durfte nur der Bräutigam beiwohnen. Jetzt ist es anders geworden und die schönsten und gewandtesten Tänzerinnen des zahlreichen weiblichen Theiles der Gesellschaft stellten uns bereitwillig ihre Künste zur Schau. Die Solotänze

dieser Armenierinnen, welche fast ohne Ausnahme das Landescostüm mit dem wallenden Schleier trugen, sind mit den Tänzen der Römerinnen und Andalusierinnen, was Gewandtheit, Leidenschaft und Anmuth betrifft, nicht zu vergleichen. Ihre Haltung verlor auch während des Tanzens nicht eine gewisse Steifheit, ihre Gesichter nicht jenen passiven, geistlosen Ausdruck, der auch den wirklich schönen Gesichtern allen Reiz entzieht.

Nur Fräulein Kurganoff, die Tochter eines reichen Armeniers, welcher bei dem Fürsten Paskewitsch in besonderer Gunst stand, machte eine Ausnahme. Sie war eine hohe, herrlich gewachsene Gestalt und in ihrem wunderschönen Gesicht spielte öfters ein lieblich-schalkhaftes Lächeln, das ihr unter den steineren Gesichtern der übrigen so hübsch stand. Sie war die gebildetste Dame der Gesellschaft, was selbst ein oberflächlicher Beobachter in ihrer Haltung und ihrem Mienenspiel beim ersten Blick erkennen konnte, selbst ohne sie im Gespräche der Prüfung zu unterwerfen. Ein anwesender Armenier, Stabsofficier der Armee, lud mich ein, neben seiner Gemahlin Platz zu nehmen, welche französisch sprach. Meine Hoffnung, mit dieser Frau eine leidige Unterhaltung führen zu können, wurde traurig zu nichte. Geistlos und langweilig, wie fast alle übrigen Frauen des Landes, ging der Stoff des Gespräches gar bald aus. Mit Ausnahme der alltäglichsten Dinge in ihrer unmittelbaren Nähe wußte diese Frau vom hellen Tage nichts und verstand auch nicht einmal den Sinn meiner Fragen, wenn diese nicht den Putz, das Essen, die Hochzeit oder Gegenstände des engsten Kreises, in welchem sie sich bewegte, betrafen. Das Signal zum Schmause begrüßte ich vielleicht von allen Anwesenden am freudigsten, da ich nun Hoffnung

hatte, von der Unterhaltung mit dieser schönen Dame erlöst zu werden. Wirklich wurden nun beide Geschlechter getrennt und speisten in verschiedenen Gemächern. Nur dem Bräutigam war das Glück oder nach anderer Ansicht die namenlose Pein beschieden, allein mit sämmtlichen Frauen zu essen. Auf sein Bräutchen warf er dann und wann so zärtliche Blicke, wie ein Habicht auf die Turteltaube.

Der Schmaus war großartig und erschöpfte all' die Erfindungen armenischer und russischer Kochkunst. Sogar der Champagner floß reichlich, obwohl jede Flasche in Tiflis 4 Silberrubel kostet. Rauschende Tafelmusik weckte nicht minder, als der moussirende Nektar von Epernay, Leben und Heiterkeit. An meiner Seite hatte ein Armenier Platz genommen, dem unter seiner russischen Uniform ein Herz voll glühenden armenischen Patriotismus schlug und der in ein endloses Klagelied verfiel über all' die Bedrückungen, das schreiende Unrecht, das man seinem Volke angethan. Nach aufgehobener Tafel vereinigten sich wieder beide Geschlechter. Man brachte die Hochzeitsgeschenke sämmtlicher Verwandten und Freunde, welche, meist in baarem Gelde bestehend, in die Hände des Priesters gegeben, vor Aller Augen von ihm gezählt und dann auf einer Schüssel vor der Braut niedergelegt wurden. Bevor noch der Name des Gebers laut ausgerufen und der Betrag mit eben so voller Stimme verkündet war, konnte man den mehr oder minder großen Werth des Geschenks an des Pfaffen Miene errathen. Waren es Goldstücke, die man ihm in die Hände gegeben, so gewann sein verschmitztes Gesicht einen Ausdruck von unbeschreiblicher Seligkeit. Mit dieser Handlung, welche für das Zartgefühl der Armenier kein eben günstiges Zeugniß ablegt, war das Hochzeitsfest für die Gäste zu Ende.

Ueber die folgenden Mysterien, in welche nur der Bräutigam eingeweiht wird, machte man mir eine scherzhafte Schilderung. Doch

„Das zu nennen und zu sagen
Mag ein anderer Autor wagen."

Die günstigste Gelegenheit, nicht nur die schöne Welt, sondern die ganze aus so verschiedenartigen nationalen Elementen bestehende, bunt gemischte Bevölkerung der grusinischen Hauptstadt auf den öffentlichen Plätzen und in den Hauptstraßen beisammen zu sehen, bietet die Osterzeit, welche nicht nur die wichtigste religiöse Feier aller christlichen Confessionen, sondern auch das beliebteste Volksfest ist, zu welchem selbst die mahomedanischen Tartaren schaarenweise vom Lande herbeiströmen.

Außer dem prunkvollen Gottesdienste in allen Kirchen, den militärischen Paraden, den öffentlichen Spielen und Volksbelustigungen hat das georgische Osterfest noch eine andere Seite, welche den allgemeinen Jubel erklärbar macht, sobald um Mitternacht die Kanonen donnern. Die Osterfeier befreit das strenggläubige Volk von dem übermäßig langen und exemplarisch strengen Fasten und alle Freunde der kräftigen Kost und leckeren Tafel haben wohl Ursache den ersehnten Tag freudig zu begrüßen. Schon am Vorabend ist das Gedränge und die Bewegung auf dem Marktplatz außerordentlich. Hunderte von allerliebsten Osterlämmchen mit schneeweißer Wolle werden zum Verkauf ausgeboten. Selbst arme Familien entbehren nicht gerne des zarten Osterbratens und manchen zerlumpten Bettler sah ich hie und da ein Lamm betasten und mit dem Tartaren oder Armenier um den Preis unterhandeln. Wenn man die lieben Thierchen ansieht, die ohne eine Ahnung von dem sie bedrohen-

den Schicksal so geduldig auf dem Arme ihrer Herren liegen und dem Käufer mit so sanftem Blick ins Gesicht schauen, thut Einem ordentlich das Herz weh und man braucht nicht eben sentimental zu sein, um gegen eine christliche Feier eingenommen zu werden, deren Beginn mit dem verspritzten Blute jener lieben Thierchen eingeweiht wird. Wenn die mitternächtliche Kanonade den Ostertag verkündigt, so hat das letzte Lämmchen gewöhnlich seinen letzten Todesseufzer ausgestoßen oder bratet wohl gar schon in der Pfanne. Der ganze Vorabend vergeht mit Zurüstungen zum tapfern Schmause nach Mitternacht. Hätte mich auch nicht der gewaltige Donner, der von den Festungen krachte und vom Felsenecho wiederholt wurde, aus dem Schlafe aufgeweckt, so würde es das ungeheure Jubelgeschrei gethan haben, welches durch alle Gassen tönte. Mit dem Ausruf: Christ ist erstanden! fielen sich nicht nur Verwandte, Freunde und Bekannte, sondern Leute aus allen Ständen, alle Christen gegenseitig um den Hals und küßten sich. Der General umarmt in der Kirche den Soldaten, der Fürst seinen Thürsteher, der reiche Gutsbesitzer seinen Stallknecht. Keine Sekunde ist man an diesem Tage von der Gefahr frei, einen fürchterlichen Kuß zu bekommen. So verlangt es der religiöse Brauch bei den Russen, Georgiern und Griechen und auch die Bekenner der übrigen christlichen Confessionen haben sich gewöhnt, denselben nachzuahmen. Frauen und Mädchen lassen sich von Bekannten auf die Wangen küssen; nur die vornehmsten Russinnen reichen dem Küssenden statt des Gesichts die Hand. Sogar der große Czaar in St. Petersburg küßt am Ostertage seine Grenadiere. Diese christliche Sitte hätte etwas Rührendes, wenn das Gemüth dabei einigen Antheil nähme, wenn in dem allgemeinen Bruder-

kusse ein Fünkchen brüderlicher Liebe läge, wenn der christliche Brauch nicht eine rein äußerliche Formel wäre, die man nicht ihrer tiefen innern Bedeutung wegen beobachtet, sondern weil die alte Kirchenordnung sie vorschreibt.

Nach beendigtem Gottesdienste erwartet die Heimkehrenden ein ausgesuchtes Frühstück. Die so lange verpönten und so heiß ersehnten Fleischspeisen tauchen unter allen möglichen Formen auf und nebst dem Lammsbraten werden auch delikate Schinken, das Lieblingsgericht der Georgier, in unbeschreiblichen Massen verzehrt. Ueberhaupt spielen Gaumen und Magen, Maul und Zähne am Ostersonntag die Hauptrolle. Man kommt so zu sagen aus dem Küssen, Schmatzen und Beißen gar nicht recht heraus und das sonst ziemlich frugale Volk begeht an diesem Tage vielleicht mehr Diätfehler als im ganzen übrigen Jahr. In allen Pfannen, in allen Töpfen schmort, siedet, kocht und dampft es wie in den eliseischen Wirthshäusern nach der Blumauer'schen Schilderung. Die öffentlichen Garküchen sind Tag und Nacht von Eßlustigen belagert. Der Ossete schmaust dort mit dem Georgier, der Armenier mit dem Kosaken. Nur für den an reinlichen Tisch gewöhnten Europäer ist der Anblick des großartigen christlichen Appetits nichts weniger als appetiterweckend. Ossetische Lastträger, armenische Bettler und grusinische Vagabunden, welche in herrlicher Gefräßigkeit dieselbe Schüssel umlagern, nehmen es nicht sehr genau, wenn auch ein oder das andere Mal ein zu hastig verschluckter Brocken in die gemeinschaftliche Grundsuppe zurückkehrt. Der Bazar und sämmtliche Buden sind geschlossen. Ganz Tiflis ist in Festkleidern und wogt während der Pausen, welche die verschiedenen Mahlzeiten von einander trennen, durch Straßen und Plätze. Auf dem Marktplatze versam-

meln sich zu Tausenden die Ostereierpicker. Im Verhältniß zur Bevölkerung gibt es vielleicht keine Stadt in der Welt, wo die Stärke so vieler Eier erprobt, wo so viele Wetten dafür gemacht werden und wo man dieser Belustigung mit solcher Leidenschaft huldigt. Bevor man den Wettkampf mit dem Ei des Gegners aufnimmt, wird dasselbe zuvor genau inspicirt und die Stärke des eigenen Ei's an den Zähnen probirt. Die Kinder belustigen sich auf russischen Karoussels. Frauen und Mädchen nehmen am Feste einen mehr passiven Antheil, indem sie ihre Schönheit und ihre reichsten Kleider zur Schau tragen. Ueberall sieht man sie in Gruppen sitzen und die verschiedenen Volksbelustigungen betrachten, an welchen wir besondere Originalität und lärmende Fröhlichkeit vermißten.

Mehr Augenweide als das Osterfest gewähren die Waffenspiele im Monat Mai, in welchen die gewandtesten Reiter der verschiedenen Nationen wetteifernd theilnehmen. Tartaren, Georgier, Armenier, Kosaken vom Don und von der Linie zeigen eine Kunstfertigkeit im Reiten, wie sie schwerlich von irgend einem Volk des Erdkreises übertroffen wird. Sie werfen mit Lanzen, feuern im vollen Galopp ansprengend ihre Gewehre und Pistolen ab, schwingen ihre Säbel und führen Scheingefechte, jede Nation nach ihrer besondern Kampfweise und mit ihrem eigenthümlichen Kriegsgeschrei aus. Der Zuschauer empfängt bei diesen Waffenspielen einen deutlichen Begriff, wie es im kaukasischen Kriege bei Reitergefechten ernster Art zugeht. Der Schauplatz dieser Festspiele ist gewöhnlich die Ebne bei der deutschen Colonie Neu-Tiflis. Viele Tausende von Zuschauern in Droschken und Wagen, zu Pferd und zu Fuß kommen herbeigeströmt. Die Frauen sollen eine nicht minder große

Passion wie die Männer für dergleichen imposante, kriegerische Schaustücke haben. Gleichwohl benehmen sie sich nicht wie einst die germanischen Frauen bei den Turnieren, oder wie die modernen Castilianerinnen bei den Stiergefechten. Keine beifällige Miene, kein ermunternder Zuruf belohnt den Reiter bei diesen Waffenspielen für seine Kühnheit, Gewandtheit, Stärke oder Schönheit. Stumm sah ich die Georgierinnen von ihren Wagen auf das prächtige Schauspiel herabblicken, ihre geistlosen Gesichter verriethen keinen Enthusiasmus, nicht einmal eine lebhafte Theilnahme.

Oeffentliche Mährchenerzähler, Sänger oder Barden, welche im Kaukasus Kikoakoa genannt werden und die unter der Begleitung der Balalaïka, einer dreisaitigen Guitarre von runder Form gereimte Geschichten, Mährchen oder zuweilen selbstgedichtete Lieder vortragen, sieht man in Tiflis seltner als in den großen Städten Persiens und im eigentlichen Kaukasus. Nur arme, blinde Bettler, gewöhnlich Tartaren, welche auswendig gelernte Gesänge mit kläglicher Stimme ableiern und die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf ihr Elend zu lenken suchen, bemerkt man öfters auf dem Marktplatze, in den Straßen oder an der Kurbrücke. Was ich mir von Sprachkundigen davon übersetzen ließ, deutete auf türkische Nachahmungen persischer Dichter und versifizirter arabischer Mährchen. Theilnahme und Erkenntlichkeit des Straßenpublikums für diese zerlumpten Barden schien nicht sonderlich groß. Nur der ärmste Pöbel, schmutzige Jungen und Tagediebe blieben gewöhnlich als Zuhörer stehen und oft verging manche Viertelstunde, ohne daß nur ein Kupferkopeke in der aufgestellten Tasse klapperte.

Ueberhaupt scheint der Wohlthätigkeitssinn der Ein-

wohnerschaft von Tiflis minder groß, als in den mahomedanischen Städten zu sein, Armuth und Elend aber sind im Verhältniß noch größer, jedenfalls augenfälliger.

Mit Ausnahme des Kirchenstaates und des Königreichs Neapel sah ich nirgends solche Schaaren von Bettlern. Die russische Polizei gestattet ihnen nur einen Tag in der Woche zum Sammeln milder Gaben. Um so schaudervoller und erschütternder ist der Anblick, so oft jeden Freitag Hunderte, ja Tausende von Hungerleidenden, von Kranken, siechen Greisen, Krüppeln und Unglücklichen aller Art durch die Gassen wanken, an jeder Thüre klopfen, ihre Noth, ihre Leiden klagen und im herzzerreißendsten Jammertone um ein Almosen flehen. Die Zahl dieser Bettler, die Summe dieses Elends ist so groß, daß selbst das mildthätigste Herz nicht wirksame Hilfe spenden, nicht einmal allen Bedürftigen eine kleine Gabe reichen kann. Wie in Neapel und Sicilien gewöhnt man sich allmählig, den Anblick des menschlichen Elends in schauderhafter Nacktheit zu ertragen und an dem hungernden Bettler ohne Almosen und mit trocknem Auge vorüberzugehen. Bemerkenswerth ist, daß nicht Greise, nicht Blinde, nicht Krüppel und Aussätzige am meisten Erbarmen finden, wohl aber jene schamhaften Frauen, welche nicht dem niedersten Stande angehören, und die mit der Tschadra das Antlitz verhüllend sich mitten in die Straße setzen und einen hölzernen Teller vor sich hinlegen. Selten geht ein Mann von besserm Stand vorüber, ohne die verhüllte Frau, die nicht durch Klagetöne das Mitleid zu erwecken sucht, kein Almosen begehrt, aus Schamgefühl den Mund nicht einmal öffnet, mit einer Gabe zu bedenken.

Von drückender Armuth bleiben zuweilen selbst Familien von hohem Stande, sogar fürstliche Geschlechter nicht

verschont. Man nannte mir die Namen von armenischen und grusinischen Fürsten, welche — wenn die russische Regierung sich ihrer durch Anstellung oder Unterstützung nicht erbarmte — durch die Noth gezwungen wurden, zu gewöhnlichen Handwerken, ja zu den niedrigsten Arbeiten ihre Zuflucht zu nehmen, wollten sie anders nicht durch Hunger und Elend ganz zu Grunde gehen. In der Nähe von Katharinenfeld kannte ich einen fürstlichen Bauern; unweit Elisabeththal betreibt der armenische Fürst Gurganoff ein Müllergeschäft. Mit diesem Adel Georgiens, welchen der russische Kaiser nach der Besitzergreifung des Landes in seinem Range anzuerkennen für gut befunden hat, ereignen sich manchmal in seinen Conflikten mit der russischen Polizei Scenen von ächt tragi-komischer Natur. So wurde einst ein Kutscher auf dem Platze von Tauris von der Polizei verhaftet, weil er einem russischen Beamten grob begegnet war. Der Polizeimeister ließ ihm die Bastonade geben und als der Kutscher aufschrie: er sei ein Knäs (Fürst) und auf den Ukas sich berief, der den Adel gegen körperliche Strafe schützt, befahl der Polizeimeister, ihm noch 50 Hiebe über der bestimmten Zahl zu geben, zur Strafe „für die unverschämte Anmaßung des Fürstentitels." Der unglückliche Kutscher bewies später, daß ihm der Fürstentitel wirklich gebühre, aber die empfangenen Prügel hat ihm kein kaiserlicher Ukas abgenommen.

Man lebt in Tiflis im Ganzen nicht theuer, wenn man sich einzurichten versteht. Die meisten Lebensmittel, alle Getreidearten und vorzüglich der Reis sind billig, eben so das Gemüse, welches die deutschen Colonisten zu Markte bringen. Auch die leckern Gerichte: Honig, Geflügel, Wildpret, vorzüglich Fasane, welche aus Mingrelien kom-

men, sind in Tiflis billiger als in Deutschland. Das kaspische Meer liefert eine Unmasse von Fischen, welche im Winter frisch, im Sommer getrocknet von Baku gebracht werden. Caviar ist ein Lieblingsgericht der Eingebornen wie der Russen. Der Wein wird in ungeheuren Quantitäten aus Kachetien gebracht, welches unter all' den traubengesegneten Provinzen Transkaukasiens den besten Wein liefert und in dieser Beziehung bereits den Alten bekannt war, und von Strabo gerühmt wird. Die Tunga (5 Flaschen) von guten rothen Wein, der in der Farbe dem Burgunder gleicht, kostet einen Abasen (20 kr.). Der Wein geringer Qualität wird zu dem Spottpreis von 5 bis 6 Kopeken die Tunga verkauft. Man transportirt denselben in Schläuchen von Büffel- oder Ziegenhäuten, die von der innern Seite mit schwarzer Naphtha verpicht sind und dem Wein einen unangenehmen Naphtha-Geschmack mittheilen. Dieser kachetische Wein gilt übrigens für ungemein gesund und stärkend, erzeugt nie das Fieber, und soll, nach der Behauptung des Dr. Conradi, sogar die Gicht heilen. Der mingrelische Wein, welcher in Tiflis nur von reichen Personen getrunken wird, hat einen weit lieblichern Geschmack, soll aber weniger gesund und haltbar sein; der beste kommt aus Odischi. Auch die deutschen Colonisten liefern einen Wein, der, da er in reinlichen Fässern, statt in verpichten Schläuchen, gekeltert und aufbewahrt wird, weit angenehmer schmeckt als der kachetische. Dennoch ziehen die Eingebornen den Naphthageschmack des letztern, an welchen sie gewöhnt sind, im Allgemeinen vor. Die Weinconsumtion ist im Verhältniß zur Bevölkerung enorm, und beträgt alljährlich gegen 7,500,000 Flaschen, also fast eine Flasche täglich auf den Kopf.

Oekonomische Einzelheiten aller Art, besonders in Bezug auf die Erzeugnisse der deutschen Colonien, wurden mir von meinem Hauswirth, dem Drechslermeister Gotthardt, von meinem Nachbarn, dem reichen Salzmann, von deutschen Landsleuten, die uns öfters besuchten, und später, als wir unsern Wohnsitz nach Neu-Tiflis verlegten, in Hülle und Fülle mitgetheilt und wir kommen im Laufe unserer Schilderungen wohl darauf zurück. Was wir hier von dem Leben, den Schicksalen und den Familienverhältnissen der einzelnen Ansiedler hörten und beobachteten, gäbe zu einen Cyklus von Dorfgeschichten nach Auerbach'scher Art ergiebigen Stoff. Es wurden mir besonders über den Wanderzug, die Schicksale der Auswanderer im südlichen Rußland und über den Anfang ihrer Niederlassungen in Georgien, über Leiden und sowohl kirchliche als persönliche Zerwürfnisse eine solche Masse von Details mitgetheilt, daß man davon dicke Bände füllen könnte. Der Novellist hätte in den deutschen Colonien eine unerschöpfliche Fundgrube und ich wünschte, wenn ich zu Anfang des Frühjahrs mit meinem dicken Hauswirth und den deutschen Nachbarn am Kamin mich wärmte, mehr als einmal die Gegenwart eines so feinen Beobachters und anmuthigen Darstellers, wie unser Kohl oder Auerbach.

Vom Vaterland wurde selten gesprochen und stets nur in sofern es die persönlichen Verhältnisse des Einzelnen betraf. In Denkweise und Bildung repräsentiren diese Auswanderer ganz die Zeit, als sie Deutschland den Rücken kehrten. Erst in Gesprächen mit solchen Leuten, welche an den Fortschritten des Volks- und Staatslebens daheim keinen Antheil genommen, merkt man, welch' eine umwandelnde und bewegende Gewalt ein Zeitraum von 30 Jahren hat,

und welchen Einfluß derselbe auf geistige Kultur, Sitten und Denkweise eines Volkes übt.

Die Familie meines Hauswirths war überaus abergläubisch. Neben Hexen und Gespenstern, welche bei ihr zum fixen Glaubensartikel wie die heilige Apostelgeschichte geworden, hatte sie auch ein blindes Vertrauen auf die unfehlbare Heilkraft gewisser Geheimmittel. Der Drechsler und seine Ehehälfte, die auch bei mir die Kenntniß untrüglicher Hausmittel voraussetzten, plagten mich oft um deren Mittheilung, und als ich einst mit ein Paar Tropfen der Laudanum-Tinktur heftige Diarrhöe beseitigte, wollte mein Hauswirth um jeden Preis das Recept besitzen. Eines Tages wohnten wir der Verbrennung des Leichnams eines Hindu bei. Es war der Pächter der Saljanischen Fischerei, dessen Seele sich zu den Vätern versammelt hatte. Sein Glaubensgenosse erzeigte ihm nach hindostanischen Gebrauche die letzte Ehre, indem er die Leiche in weiße Leinwand hüllte, den Kopf mit 5 Pfund Butter bestrich und den Körper auf dem Holzstoß unter lauten Gebeten verbrannte. Mein dicker Drechslermeister erzählte die Sache seiner Frau daheim mit löblicher Genauigkeit. Während ein gebildeter Landsmann mit mir sich an der poetischen Seite einer Leichenfeier erbaute, wo der Körper, ohne in das schauerliche Dunkel der Erde versenkt zu werden, ohne den langsamen und ekelhaften Prozeß der Verwesung, durch die heilige, läuternde Macht des Feuers an die Elemente schnell zurückgegeben wird, beachtete Frau Gotthardt nur die ökonomische Seite und meinte auch, diese Art der Todtenbestattung sei besser, weil wohlfeiler; man erspare den Sarg, den Todtengräber und die Kosten der Ruhestätte auf dem Kirchhofe. Herr Gotthardt opponirte und meinte, dafür sei die Butter, wo-

mit der Hindu den Kopf der Leiche so freigebig beschmiert habe, in Tiflis um so theurer. Die Frau Drechslerin erwiederte: „Glaubst Du, ich würde Dir auch 5 Pfund Butter auf's Gesicht schmieren? Ein halb Pfund allerhöchstens! — Oder auch gar nix. Du hast ja selbst Speck genug auf Dir". Mein dicker Hausherr gehörte nicht zu den zartfühlensten Personen. Aber die Art, wie seine Ehehälfte so ganz ohne eine Spur von Gemüthsbewegung, als handle es sich um eine Angelegenheit der Werkstätte oder des Stalles, von seiner künftigen Bestattung sprach, schien ihn sichtbar zu verdrießen und ich hörte ihn später nie wieder vom Hindu oder vom Tode reden.

Der Colonist Salzmann, dessen näherer Bekanntschaft ein deutscher Reisender in Tiflis kaum entgehen kann, ist unstreitig von all' unsern eingewanderten Landsleuten der wohlhabenste, gebildetste und weltklügste. Er hat mancherlei lukrative Spekulationen unternommen, welche ihm in frühern Jahren besser glückten als später. Neben dem Betrieb einer Bierbrauerei und einer Mühle machte er ein überaus einträgliches Geschäft, indem er in Tiflis die ersten Droschken oder russischen Fiakres einführte. Bei jedem neuen Generalstatthalter wußte er sich durch Lieferung ausgesuchter Küchenartikel und durch andere kleine Dienste nützlich und beliebt zu machen. Dafür hat er auch eine der unzähligen goldenen Verdienstmedaillen erhalten, mit deren Vertheilung keine Regierung des Erdbodens freigebiger ist, als die russische. Nicht zufrieden mit diesen güldenen Gnadenzeichen, das am rothen Bande seine Brust beständig schmückt, ist sein ganzes Sehnen und Trachten noch nach einem Tschin gerichtet und zwar keineswegs aus blosser Eitelkeit, denn der schlaue Salzmann kennt recht wohl die solideren Vortheile, die in

einem ranggeordneten Reiche wie Rußland an den Besitz eines Rangs und Ordens sich knüpfen. Was ich über den Privatcharakter dieses Mannes noch vor meiner Ankunft in Georgien gehört hatte, mag zum Theil wahr sein. Die geradesten Wege scheinen nicht seiner Neigung zu entsprechen. Indessen ist der Mann gefällig und dienstfertig und jedem deutschen Reisenden, der ohne gute Empfehlungen nach Tiflis kommt, gewiß vom wesentlichen Nutzen.

Der Aufenthalt in der Stadt Tiflis bietet im Winter geringen Reiz. Wer nicht gerne Masurka tanzt, Whist und Preference mit Spielern von Profession um hohes Geld spielt, der langweilt sich bald in den militärischen Salons der vornehmen Russen, wo neben dem Glanz der Sterne und goldnen Epaulettes des Civilisten schwarzer Frack ohnehin keine glückliche Figur macht. Die unläugbare Gastfreundschaft, das artige, verbindliche, zuvorkommende Wesen des hohen russischen Adels gegen Ausländer und die gewandte russische Conversation ersetzen auf die Länge nicht den Mangel an Wahrheit, Gemüthlichkeit und innerm Gehalt bei diesen Theegesprächen. Zwar sind die Russen unermüdlich im Erzählen und zeigen sich keineswegs zurückhaltend in Schilderung von Localzuständen, aber man merkt denselben bald die Einseitigkeit an, so wie den Wunsch, die gute Meinung des Fremden für die russischen Institutionen zu gewinnen. Vergleicht man mit ihren Mittheilungen die Schilderungen von Eingebornen oder Ausländern, welche als Aerzte oder Officiere in der russischen Armee dienen und die Einzelheiten der Localverhältnisse ebenso genau kennen, so erhält man gewöhnlich ein ganz verschiedenes Bild. Uebrigens sind die Russen auch dort gegen fremde Reisende etwas mißtrauischer und zurückhaltender geworden, als früher.

Die indiskreten Mittheilungen des Grafen Suzannet in der Revue des deux Mondes, welche der Kaiser gelesen, waren der erste Anlaß zu diesem veränderten Benehmen. Später kam das Buch des Marquis Custin dazu, welches auch in Tiflis heimlich gelesen wurde, unbeschreibliches Aufsehen erregte und zuerst als eine großartige Indiskretion, später als ein Machwerk der Lüge und Verläumdung in den höhern russischen Kreisen verschrieen ward. In jedem fremden Ankömmling, wenn er auch gute Empfehlungen mitbrachte, vermuthete man jetzt einen verkappten Schriftsteller, der nach Rußland gekommen, um über politische Verhältnisse Nachtheiliges zu schreiben und durch Ausplaudereien diejenigen zu compromittiren, welche ihn gastfrei aufgenommen und volles Vertrauen geschenkt hatten. Herr Friedrich von Kotzebue führte oft bittere Klage über den genannten französischen Grafen, der die russische Hospitalität mit so schändlichem Undank vergolten. Der Kaiser selbst habe das betreffende Heft der Revue des deux Mondes an den Generalstatthalter Golowin geschickt und die Warnung beigefügt: seine Generale möchten künftighin in ihren Gesprächen mit Ausländern behutsamer sein. Graf Suzannet hatte den höchsten Militärbeamten im Kaukasus Aeußerungen in den Mund gelegt, welche den ungeheuren Anstrengungen Rußlands zur Unterwerfung des feindlichen Gebirglandes kein günstiges Prognostikon stellten. Das hatte man ihnen in St. Petersburg um so mehr verübelt, weil diese Aeußerungen mit den amtlichen Berichten der Generale wenig zusammen stimmten.

Die geselligen Vergnügungen der höhern Stände sind in Tiflis schon deshalb sehr monoton, weil sich dort Alles wie in St. Petersburg um eine einzige Centralsonne, das Haus und die Person des Generalstatthalters, dreht. Neben

dieser Sonne verschwinden die Sterne; die kleinen geselligen Kreise werden wenig besucht und kaum beachtet. Herr von Neidhardt hatte überdies weder besondere Liebe zur Geselligkeit, noch das Talent der Liebenswürdigkeit gegen seine Gäste. Seine Gemahlin, aus einem alten russischen Fürstengeschlecht, war zwar durch Anmuth und Geist nicht eben hervorragend, ersetzte diesen Mangel aber durch eine gewisse Gemüthlichkeit in deutscher Weise und durch ihren anspruchslosen häuslichen Sinn. Sie klagte mir einmal recht wehmüthig, daß sie in diesem Lande sich nie eingewöhnen werde. Der schnelle Wechsel kaiserlicher Gunst hat sie früher, als sie selbst vermuthete, von einem verhaßten Aufenthalt befreit. Herr von Neidhardt hatte eine sehr zahlreiche Familie. Sein ältester Sohn, ein eleganter Officier, war so eben aus Teheran zurückgekehrt, wo er den Schah im Namen seines Vaters begrüßt, ihm dessen Installation im Nachbarreiche mitgetheilt, Geschenke überbracht und auch wieder empfangen hatte. Den Zustand Persiens schilderte der junge Herr von Neidhardt mit den düstersten Farben; das Land sei verödet, das Volk in Lumpen, der Staatsschatz geleert. Eine angelegentliche Frage Seiner persischen Hoheit war: Wie viel Frauen der russische Generalstatthalter habe?

Einer der geistvollsten und gebildetsten russischen Stabsofficiere war Generallieutnant von Kotzebue, Chef des Stabes, einer der zehn Söhne des berühmten deutschen Lustspieldichters, welche sämmtlich in russischen Diensten stehen und meist hohe Stellen bekleiden. Eine ungemeine Gewandtheit, gründliche Kenntniß der russischen Sprache und die Gabe, schön zu schreiben wurde dem Generallieutnant Kotzebue von all' seinen militärischen Collegen zugestanden, obwohl er das Russische erst im zwölften Jahr zu lernen

angefangen und den deutschen Accent nicht verloren hat. Ich verdanke ihm manche interessante Belehrung, besonders über ethnographische Verhältnisse im Kaukasus. Er klagte, daß für Sprachforschungen in diesen Ländern nichts geschehe. Die Sache habe freilich ungeheure Schwierigkeit, weil eine Schriftsprache im Kaukasus nicht existire und die Zungen- und Kehllaute der östlichen Kaukasier, der Tschetschensen, Lesghier, Kasi-kumyken ꝛc. mit unsern Buchstaben kaum auszudrücken seien. Daß man bei den mündlichen Verhandlungen mit den Eingebornen sich stets der Dolmetscher bedienen müsse, sei der größte Uebelstand, der zu zahllosen Mißverständnissen führe. Frau von Kotzebue, eine geborne Gräfin Manteuffel aus Esthland, gab mir manche Aufschlüsse über das häusliche Leben der Georgierinnen, die sie öfters im Familienkreise zu beobachten Gelegenheit hatte. Ihr Urtheil bestätigte die Bemerkungen, die ich auch von anderer Seite vernommen, hinsichtlich des Mangels an Anmuth, Bildung und geistigem Leben dieser Frauen. Viel Aufsehen in allen Kreisen hatte damals die Ankunft zweier Engländerinnen von Stande erregt, welche aus reiner Reiselust ohne irgend eine Begleitung nach Transkaukasien gekommen waren, um den Berg Ararat zu sehen und zu besteigen. Das erste Erstaunen der vornehmen Russinnen über den abenteuerlichen Entschluß jener Fremden war nicht geringe und erregte die lebhafteste Theilnahme der ganzen Frauenwelt von Tiflis. Eine der Engländerinnen erkrankte und starb; die andere gab den Reiseplan dann auf und kehrte, geleitet von einem Kosaken, mit dem sie sich nur mittelst eines russischen Taschenwörterbuches mühsam verständigen konnte, nach Trapezunt und von da nach England zurück. Romantische Charaktere dieser Art sind unter den russischen Damen so selten wie unter den Eingebornen.

III.

Die Ansiedlung Neu-Tiflis. — Ein französischer Veteran und seine Familie. — Die deutschen Colonien in Transkaukasien. — Das Treiben der Separatisten.

Der Frühling dauert in Georgien nur wenige Wochen und ist wegen des raschen Temperaturwechsels eine fast ebenso unangenehme Jahreszeit wie der heiße trockene Sommer, wie der ziemlich rauhe Winter. Ich benützte die ersten sonnigen Tage des Aprilmonats, um von der Stadt Tiflis nach der deutschen Colonie Neu-Tiflis, welche eine Viertelstunde stromaufwärts am linken Ufer des Kur gelegen — ein nettes freundliches Dörfchen von ganz deutscher Bauart — überzusiedeln. Dort quartierte ich mich bei dem Wirth Jean Paul ein, einem alten Franzosen, welcher seit 1816 aus Schmerz über den Sturz des Kaisers Napoleon sein Vaterland verlassen, als Koch einen russischen General nach dem Kaukasus begleitet, zuletzt eine deutsche Bäuerin geheirathet und unter den deutschen Ansiedlern Georgiens sich niedergelassen hat. Jean Paul war Provençale und sprach das Französische nach dem stark betonten Marseiller Dialekt; das Deutsche hatte er nur sehr mangelhaft gelernt, obwohl er

seit 20 Jahren unter Deutschen lebte, mit ihnen fast ausschließlich verkehrte und mit seiner dicken, schwäbischen Ehehälfte, die kein Wort französisch verstand, im ächt schwäbischen Bauerndialekt sich verständigen mußte. Jean Paul war Veteran der großen Armee, hatte als Sappeur in der alten Garde gedient und die meisten Napoleonschen Feldzüge dieses Jahrhunderts bis zum Jahre 1812 mitgemacht, wo er verwundet wurde und in russische Gefangenschaft gerieth. Ein menschlich gesinnter General nahm ihn damals in seine Dienste. Als der Sappeur, später in Freiheit gesetzt, sein Vaterland Frankreich wieder sah, dachte er in seiner Heimath Provence oft an seinen Wohlthäter zurück, und beschloß am Ende, ihn in Petersburg wieder aufzusuchen. Nächst dem Kaiser Napoleon ehrte der französische Veteran keinen Menschen so sehr wie jenen russischen General, und er folgte ihm daher gerne als Koch und Diener über die kaukasischen Berge. Erst als sich in Tiflis noch die Liebe zu einer runden, rothwangigen Schwäbin in sein eisernes Herz eingeschlichen, wurde er seinem russischen Wohlthäter untreu, kaufte von dem Ersparten ein Colonistenhäuschen und führte in der deutschen Colonie als Gastwirth und Landbauer ein ziemlich glückliches Leben mit fünf Kindern, die ihm die schwäbische Gattin geboren; nur der jüngere Sohn, in welchem das moussirende französische Blut vorwiegend schien, machte durch seine leichtsinnigen Streiche dem alten Vater viel Kummer und Sorge. All' diese Einzelheiten des Lebens und der Häuslichkeit meines französischen Wirths mußte ich gleich in den ersten Stunden meines Aufenthaltes in Neu-Tiflis erfahren, wozu noch eine höchst ausführliche Beschreibung der großen Schlacht an der Moskwa kam, wo Jean Paul zum erstenmal schwer blessirt wurde. Der alte

Franzose wurde des Plauderns nicht müde, als er wahrgenommen, daß er mit dem neuen Gast in seiner Muttersprache sich unterhalten könne.

Wie alle deutschen Ansiedlungen jenseits des Kaukasus hat auch Neu-Tiflis ein ziemlich wohlhabendes, behagliches Ansehen, besonders wenn man die häßlichen grusischen Dörfer der Nachbarschaft mit ihren elenden Häuschen, aus Rollsteinen und Lehmerde schlecht zusammengekittet, mit ihnen vergleicht; die Häuser der Colonisten sind klein, aber sauber. In der Mitte des Dorfes steht das hübsche Kirchlein, gelb angestrichen, mit römischen Säulen; dasselbe ward auf Kosten der Krone erbaut, die überhaupt alle älteren deutschen Niederlassungen in Georgien sehr gut dotirt hat. Dem Kaiser Alexander lag besonders am Herzen, in den neuerworbenen sehr fruchtbaren Provinzen Musterwirthschaften zu errichten, welche den georgischen und armenischen Bauern, die selbst in den paradiesischen Gegenden des Landes arm und kümmerlich in ihren düstern Lehmhütten leben, als anregendes Beispiel vorleuchten sollten; dieser Zweck wurde leider bis heute nicht erreicht. Die Eingebornen haben auf dem Lande ihre Art zu leben und zu wohnen nicht geändert, und von den landwirthschaftlichen Kenntnissen der Deutschen sich nur wenig angeeignet.

Gleichwie in der Krim und in den Städten von Neu-Rußland merkt man auch hier, welch' schwere Aufgabe man unternimmt, wenn man ein Volk lehren will anders zu sein als es ist. Die meisten deutschen Ansiedlungen in Georgien wurden in den Jahren 1818 und 1819 gegründet. Drei Jahre zuvor hatte die Mehrzahl der deutschen Auswanderer die schwäbische Heimath verlassen und war von russischen Agenten geleitet nach Ismail gekommen, wo sie eine lange

und strenge Quarantäne halten mußten; viele starben dort in Folge des bösen Klimas und der ungewohnten Nahrung. Von Ismael zogen sie nach Odessa und nach den Steppen Südrußlands, wo die russische Regierung ihnen freistellte zu bleiben oder nach Grusien weiter zu ziehen. Viele, die Anfangs aus Reisemüdigkeit zurückgeblieben, entschlossen sich später in Folge der ersten Mißernten im trocknen Steppenboden zur Fortsetzung ihrer Wanderung über die kaukasischen Berge. Ein großer Theil der in verschiedenen Zügen ankommenden Colonisten hatte die Heimath Würtemberg aus religiöser Schwärmerei verlassen. Es waren die sogenannten Separatisten, welche behaupteten, daß im Vaterlande der religiöse Sinn und die alte Gottesfurcht von Jahr zu Jahr abnehme und weltliche Genußsucht und religiöse Gleichgültigkeit an ihre Stelle getreten. Einige von den älteren Dorfleuten hatten in mystischer Ueberspannung die Nähe des jüngsten Tages und den baldigen Untergang der sündhaften Welt verkündigt und wußten mit ihrer Schwärmerei und Auswanderungslust nach dem Orient, um dort näher bei Jerusalem und dem heiligen Grabe zu sein, Tausende ihrer beschränkten Landsleute anzustecken. Das nüchterne Elend der langen und höchst mühseligen Reise hatte viele von ihrer Ueberspannung curirt, andere aber noch exaltirter und hartnäckiger gemacht. Von den eigentlichen Separatisten, die von der Kirche und von ihren Pfarrern nichts mehr wissen wollten und zum Beten und Singen in ihren Häusern sich versammelten, blieb damals etwa ein Drittheil in den südrussischen Steppen zurück; mit einer regen Sehnsucht nach dem gelobten Lande im Herzen trieb sie die Wanderlust weiter, bis sie den Vorstellungen Yermolow's nachgebend in Georgien Halt machten. Dort gründeten sie zuerst in der

Nähe der Hauptstadt die Ortschaften Marienfeld, Petersdorf, Neu-Tiflis und Alexandersdorf, dann 25 Werste weiter gegen Süden die Colonie Elisabeththal, später die ferner gelegenen Ortschaften, Katharinenfeld, Annenfeld und Helenendorf. Die beiden letztgenannten liegen am fernsten von Tiflis in südöstlicher Richtung gegen Elisabethpol; ihre Lage ist fruchtbar, aber in hohem Grade ungesund. Erst 20 Jahre später wurden die deutschen Colonien bei Achalziche und Schamachie gegründet.

All' diese deutschen Colonien in Transkaukasien standen früher unter einem besondern Fürsorgekomité, später wurden sie der Domänenkammer in Tiflis untergeordnet; ein Oberinspektor und die Dorfschulzen handhaben die Polizei. Im Ganzen äußern sich die Ansiedler ziemlich zufrieden mit ihrer Lage; doch ist die Fruchtbarkeit des Bodens und daher auch der Grad von Wohlhabenheit der Colonisten sehr verschieden. Die schönste dieser deutschen Ansiedlungen ist Katharinenfeld, 60 Werste südöstlich von Tiflis in einem reizenden Thal gelegen, wo ich mich später einige Wochen aufhielt. Weinbau und Kartoffeln sind die vortheilhafteste Cultur; mit Seidenzucht, die sehr lucrativ ist, wollen sich die deutschen Bauern nicht befassen, weil sie ihnen etwas Unbekanntes war. Der Getreidebau ist nur in wenigen Gegenden ergiebig, liefert jedoch in Georgien überhaupt nicht die schönen Ernten, wie in dem fetten reichbewässerten Boden des eigentlichen Kolchis, ja nicht einmal wie auf der Hochebene des Araxes. Ueberdies haben die deutschen Ansiedler in Grusien keinen Ueberfluß an Grundstücken; sogar in dem wohlhabenden Katharinenfeld wurde bereits geklagt, daß der Boden für die zunehmende Zahl der Familien nicht mehr hinreiche. In Neu-Tiflis besitzt die ganze deutsche Gemeinde, welche

großentheils aus Handwerkern besteht, nur 80 Deſſätinen Landes, und die zu trockene Erde gibt nur eine kärgliche Ernte. Bei der Tiefe des Flußbettes hat man bis jetzt das Kurwaſſer zur Befruchtung der Felder und Wieſen noch nicht zu benützen gewußt, und die vielen Projekte, um mittelſt Schöpfmaſchinen das ſchmutzige Waſſer des gewöhnlich ſehr waſſerreichen Stromes auf die Ebene am hohen Ufer zu leiten, blieben bis jetzt unausgeführt. Bei der langen Dauer des trockenen und heißen Sommers werden auch in Gruſien, gleichwie in den Nachbarländern Perſien und Armenien, ohne künſtliche Bewäſſerung nirgends bedeutende Reſultate erzielt. Sogar die Weingärten bedürfen in den Monaten Junius und Julius einer drei- bis viermal wiederholten Bewäſſerung, ohne welche ſie keine Trauben liefern würden.

Die Anſiedlung deutſcher Auswanderer hat in Georgien eine namhafte Aenderung des Preiſes ſo mancher Produkte bewirkt. Bevor die ſchwäbiſchen Bauern ihre erſte Kartoffelernte zu Markte brachten, wurde das Pud Kartoffeln mit 1 1/2 Silberrubel bezahlt, jetzt koſtet daſſelbe 30 Kopeken; ein Pfd. Butter koſtete früher 1 Silberrubel, jetzt 25 Kopeken; der Haber war in dieſem Lande früher eine faſt unbekannte Getreideart. Die vornehmen Ruſſen bezogen denſelben für ihren Marſtall von den Häfen des ſchwarzen Meeres und bezahlten für den Tſchetwert drei Silberrubel; es herrſchte im Lande die fixe Idee, daß der Haber im gruſiſchen Boden durchaus nicht gedeihe. Die deutſchen Coloniſten verſuchten demungeachtet die Cultur dieſer Getreideart, erzielten einen ganz ſchönen Erfolg und jetzt erblickt man Haberfelder in den meiſten gruſiſchen Thälern; der Preis iſt auf 8 Abaſen gefallen. Im Ganzen ſind die Abgaben, welche die deutſchen Colonien an die Krone leiſten, ſehr gering, ſelbſt im Ver-

gleich mit den Steuern der Eingebornen. Jedes erwachsene männliche Individuum bezahlt 1 Rubel 12 Kopeken Kopfsteuer, und für den Schulzen 20 Kopeken Silber monatlich. Außerdem noch Steuer für den Schullehrer und andere Gemeindeposten; dagegen werden sämmtliche Pfarrer von der Regierung besoldet. Im Jahre 1833 ward an die Colonisten das Ansinnen gestellt, ihre ganze Kronschuld, welche sie bei Besitznahme ihrer Ländereien übernommen, innerhalb 20 Jahren zu tilgen. Obschon diese Forderung der russischen Regierung einer Rückzahlung der bedeutenden Kosten und Auslagen, die sie durch Uebersiedlung dieser Auswanderer von Deutschland bis jenseits des Kaukasus übernommen, keineswegs unbillig war — Grundsteuern hat man von den deutschen Colonisten bis jetzt noch gar nicht gefordert — so petitionirten doch sämmtliche Gemeinden dagegen. Wie die russische Regierung für die deutschen Ansiedler stets besondere Vorliebe, Nachsicht und Wohlwollen gezeigt — zur Steuer der Wahrheit müssen wir ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn auch einzelne ihrer Beamten sich ohne ihr Wissen höchst brutal gegen die Colonien benommen — so fanden die Vorstellungen der Deutschen auch diesmal milde Berücksichtigung in Petersburg und die Forderung wurde seitdem nicht wiederholt.

Unter der Bevölkerung von Neu-Tiflis erregte meine und meines ungarischen Gefährten Anwesenheit geringe Aufmerksamkeit. Für alles was außerhalb ihres nächsten Ideenkreises vorgeht, zeigen die schwäbischen Bauern gar kein Interesse. Von Armeniern, Georgiern und Tartaren wurden meine Instrumente und naturhistorischen Sammlungen stets neugierig begafft, und des Fragens über den Zweck derselben war kein Ende; meine deutschen Landsleute zeigten sich da-

gegen stumpf und gleichgültig. Weit auffallender und schmerzlicher war mir, daß sie auch von der lieben alten Heimath gar nichts zu wissen begehrten. Ich unterhielt mich mit ihnen, wenn Hitze und starker Regen mich in meinen täglichen Exkursionen störte, oft stundenlang über alle Gegenstände, die ihnen nahe lagen. Sie erzählten unendlich viel von ihren Schicksalen, von dem Ueberfall der Kurden und Perser im Jahr 1826, von den religiösen Zerwürfnissen ihrer Gemeinden, vom Pfarrer, Inspektor und Generalgouverneur, aber nie fragten sie mich: wie es daheim im deutschen Vaterland stehe. Ueber Georgier, Armenier, Tartaren und ihre Weise zu leben und zu handeln theilten sie mir unzählige Einzelnheiten mit, von ihren Landsleuten daheim in den Thälern der schwäbischen Alp haben sie nie gesprochen. Und doch waren es erst 28 Jahre, seitdem diese Deutschen ihr Vaterland verlassen! Diese Gleichgültigkeit, dieses gänzliche Vergessen von all' dem, was einem Volk mindestens als Erinnerung lieb und theuer sein sollte, wenn es dasselbe auch als Besitz für immer verloren hat, hat mir weher gethan, als der Anblick ihrer gegenwärtig ziemlich günstigen Lage mich erfreute.

Die Gemeinde von Neu-Tiflis besteht nur zum geringern Theil aus Separatisten; die Mehrzahl war der Kirche und ihrem Seelsorger treu geblieben, und sah mit einer gewissen Verwunderung auf die steigende Exaltation ihrer Landsleute, die sich von der Kirche losgesagt hatten. Kurze Zeit vor meiner Ankunft in Neu-Tiflis hatte das Erscheinen eines Kometen, dessen Schweif an dem reinen Himmel Georgiens durch eine trockene, höchst durchsichtige Atmosphäre gewiß viel deutlicher sichtbar war als selbst in den südlichen Ländern Europas, die Aufregung der Separatisten auf eine

unbeschreibliche Weise gesteigert. Diese Leute, die sonst stets durch unverdrossene Arbeitsamkeit sich vor den übrigen rühmlich auszeichneten, stellten plötzlich all' ihre ländlichen Arbeiten ein und beschlossen Haus und Hof zu verlassen und nach Jerusalem zu ziehen, da der Untergang der Welt ganz nahe sei. Den jüngsten Tag im gelobten Land zu erwarten, schien ihnen eine heilige Pflicht; einzelne wollten hie und da an der Richtigkeit der ganzen Sache zweifeln, aber die Beredtsamkeit des Schneiders Daniel Meier, des exaltirten Vorsitzers ihrer Betstunden, brachte bald die Bedenken selbst der Ungläubigsten zum Schweigen. Als vollends noch die Nachricht einlief, daß der frommen Frau Spohn in Katharinenfeld — sie galt dort in dem Hauptsitze der Separatisten für eine Prophetin — der Heiland im Traum erschienen sei und zur Wanderung nach Palästina in den bestimmtesten Worten sie aufgefordert habe, wurde der Rappel allgemein. Selbst aus den Reihen derer, welche es bisher noch mit der Kirche und dem Pfarrer gehalten und das überspannte Treiben der Separatisten mißbilligt hatten, traten von Tag zu Tag einzelne Individuen, mitunter ganze Familien zu den Wanderlustigen über. Von früh bis spät wurde in ihren Zusammenkünften zu Neu-Tiflis, Alexandersdorf und Katharinenfeld gebetet, gesungen und der crasseste Unsinn geschwätzt. Sie boten ihre ganze Habe feil, um ihre Schuld an die Krone zu tilgen; den Rest wollten sie an die Armen im Lande verschenken. Denn sie hielten es für ihre Pflicht kein Geld auf diese Reise mitzunehmen, da der Heiland ihnen versprochen habe, sie mit Manna zu speisen; den Kometen, sagten sie, habe ihnen Gott als Wegweiser nach Jerusalem gesandt!

So stand die Sache, als ich mit meinem Begleiter im

Hause des alten französischen Veteranen mein Quartier nahm. Jean Paul war der einzige Katholik im Dorfe; Andacht war eben nicht seine stärkste Seite. Er ging selten zur Kirche und gestand offenherzig, daß ihm eine heitere Mahlzeit mit seinen französischen Landsleuten aus der Stadt, wo ein Fläschchen des besten Rothen aus Kachetien die frohe Laune und Plauderlust dieser glücklichen Franzosen belebte, weit seligere Empfindung gewähre, als wenn er seinen Pfaffen die Messe brummen und die separatistischen Nachbarn Tagelang fromme Weisen aus dem alten Würtenberger Gesangbuch singen höre. Trotz dieser entschiedenen Abneigung des Veteranen gegen das frömmelnde Wesen und den Mysticismus der Separatisten war in den letzten Tagen Jean Pauls jüngster Sohn zu der Sekte übergegangen; der Vater war darüber minder ungehalten als Mutter und Schwestern, die ihren häuslichen Jammer sogleich dem Herrn Pfarrer meldeten. „Wenn's dem Buben ernst ist" — äußerte der Veteran sehr ruhig — „so wird er sich unter diesen frommen Leuten bessern und seinem Hange zum Leichtsinn und zur Liederlichkeit entsagen: „J' aime mieux le voir devot que bambocher!" Aber," setzte er mit sorglicher Miene hinzu, „ich traue dem losen Buben nicht und fürchte, daß er etwas ganz anderes dabei im Schilde führt als meine Weibsleute sich einbilden." Der argwöhnische Vater hatte richtig gesehen; es war nicht die Sehnsucht nach Jerusalem und dem jüngsten Tage, sondern nach dem hübschen Gesichtchen der niedlichen Tochter eines von den Chorführern der Separatisten, welches den Sohn meines Hauswirths zum Anschluß an die wanderlustigen Separatisten bewogen. Der achtzehnjährige junge Mensch war überhaupt auf hübsche Mädchen in absonderlicher Weise erpicht, wozu das französische Blut,

das georgische Klima und der feurige Kachetier, den er gar gerne aus dem väterlichen Keller heimlich zu nippen pflegte, das ihrige beitragen mochten. Die meisten jungen Bauernbursche in diesen schwäbischen Colonien heirathen bereits im Alter des jungen Franzosen, und dieser wollte hinter dem Beispiel der andern nicht zurückbleiben. Der alte Jean Paul aber, der außerdem noch vier Kinder auszusteuern hatte, pressirte damit keineswegs und meinte, der Sohn könne sich wohl auch nach dem väterlichen Beispiel bis zu reiferen Jahren gedulden. Wenige Tage später gingen des Veteranen Besorgnisse in Erfüllung; anfangs hatten die frommen Separatisten ihren jungen Nachbarn als ein verirrtes Schaf mit Freuden in die treue Heerde aufgenommen. Bald aber mußten sie zu ihrem bittern Aerger bemerken, wie der junge Proselyt, statt seine Seele in der allgemeinen Andacht der übrigen aufzulösen und auf Daniel Meiers, des Bibelvorlesers, Worte mit Erbauung zu hören, nur nach dem blonden Liesli des alten Veit hinüberschiele. Gewisse Aeußerungen des leichtsinnigen jungen Mannes gaben ihnen zu ihrem Schrecken kund, daß sie einen jungen Wolf im Schafpelze in ihre Mitte aufgenommen. An einem Sonntage, wo es der junge Bursche mit dem Liebäugeln nach dem hübschen Liesli gar zu unverschämt trieb, platzte die salbungsvolle Entrüstung der Versammlung los; eine alte Betschwester gab das Signal, die Weiber schrieen, die Männer packten ihn beim Fell, und der junge Jean Paul flog unter kräftigen Rippenstößen zur Thüre hinaus.

So kam der verlorne Sohn zurück in das elterliche Haus; aber der Empfang, der ihm dort zu Theil wurde, entsprach nicht dem seines Vorgängers in der alten Legende. Denn statt schöner Kleider und einer leckern Mahlzeit hätte

ihn dort fast eine wohlgepfefferte Prügelsuppe überrascht, wenn die Mama, die Schwestern und mein mitleidiger Ungar nicht all' ihre Ueberredungskünste aufgeboten hätten, die väterliche Hitze unsers Veteranen von der großen Armee zu moderiren; so kam er noch glücklich weg mit einer kleinen Sündfluth von Vorwürfen und Casernenschimpfwörtern. Von seiner Pilgersehnsucht nach Jerusalem schien der junge Ansiedler seit diesem Tage radical curirt und sein zärtliches Herz, das vor wenigen Tagen einzig nur für des alten Veit's Lischen pulsirte, wandte sich bald einer andern Dorfschönen zu, deren stämmiger Vater, ein abgesagter Feind der wanderlustigen Schwärmerei jener Secte, dem alten Spruche: „bleibe im Lande und nähre dich redlich," huldigte.

Mein Wunsch, das seltsame Treiben jener Sectirer in der Nähe zu beobachten, veranlaßte mich zu einem Besuche im Hause des Schneiders Daniel Meier; ich fand bei ihm fünf Familien, welche auf hölzernen Bänken saßen und einen eintönigen religiösen Gesang ableierten. Meine Bitte, an ihrer Andacht Theil nehmen zu dürfen, wurde gerne gewährt und sie fuhren mit Beten und Singen fort, ohne sich durch meine Anwesenheit im geringsten stören zu lassen; dann machten sie eine Pause und Daniel Meier las aus der Bibel vor. Er hatte ein ausdrucksvolles Gesicht, länglich und hager, von gelblicher Farbe, eine spitzige, unten stark abwärts gebogene Nase, ein spitzes Kinn; seine Stirne zog er beständig in Falten wenn er redete. Der Ausdruck seiner Züge verrieth ein geistiges und körperliches Leiden. Er schien abgehärmt und früh gealtert; neben ihm saßen am Tische vier andere Männer. Die Weiber und Mädchen in einiger Entfernung, alle gleichmäßig in blaugestreifte Zeuge gekleidet. Unter ihnen bemerkte ich ein liebliches Mädchengesicht, in

welchem ein Zug von Friede, Sanftmuth und Unschuld. Wie bedauerte ich das arme Kind, das in dieses schwärmerische Treiben so unbewußt hineingezogen worden! Als beim Lesen des Evangeliums Meier an die Stelle kam, wo es hieß: „in der Nacht da er verrathen ward" u. s. w., erklärte der Vorleser, daß auch sie nach Jesu Beispiele das Abendmahl künftig nur bei Nacht nehmen müßten. Bei dieser Gelegenheit ereiferte sich der fromme Schneider gegen die Geistlichen, die er beschuldigte vom wahren reinen Christenthum gar viel weggeschnipfelt zu haben. Einer seiner Nebenmänner äußerte einmal: „der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft." Frauen und Mädchen hörten mit stummer Andacht zu, während einer der anwesenden Jungen trotz der väterlichen Ermahnung ein mehrmaliges Gähnen nicht unterlassen konnte. Daniel Meier, welcher unstreitig ein gewisses Redetalent besaß, verfiel ein paarmal in stille Gedanken und seufzte tief auf. Zuletzt wurde wieder gesungen und ich zog nach dreistündiger Anwesenheit, zwar nicht sehr erbaut, aber doch nicht ohne innere Bewegung über die seltsame Narrheit dieser armen Landsleute, von dannen.

In den Monaten April und Mai machte ich in der Umgegend von Tiflis viele Exkursionen nach verschiedenen Richtungen öfters zu Pferd, häufiger zu Fuß, bald in Begleitung meines Reisegefährten und der beiden Kosaken, welche der Generalstatthalter mir zur Unterstützung beigegeben und denen ich das Sammeln von Thieren und Pflanzen lehrte, bald auch allein. Das Wetter war im April fast so unbeständig als in Deutschland. In der ersten Hälfte dieses Monats hatten wir einige Tage von wahrer Sommerschwüle, dann folgte ein heftiger Wind, welcher im Kurthale die grö-

ßere Hälfte des Jahres hindurch wehen soll und wegen des argen Staubes, den er in Wolken mit sich emporreißt, den Bewohnern der Stadt Tiflis zur argen Plage wird. Am 16. April trat plötzlich wieder ziemlich heftiger Frost ein, die Lachen waren mit einer Eisdecke überzogen, die Rebenblüthen und die jungen Kartoffeltriebe gingen zu Grund. Darauf folgten andauernde Regentage, welchen sodann der eigentliche Frühling folgte. Auf den Inseln des Kur unterhalb Tiflis und an den nächsten Ufern des Flusses fand ich am 10. April die meisten Fruchtbäume mit zartem Grün und die Pfirsichbäume bereits mit Blüthen behangen, während die Bäume bei der Colonie Neu-Tiflis und die Pappeln in der nächsten Umgebung der Stadt noch völlig blätterlos waren.

Bis zu einer Entfernung von 8 bis 10 Wersten ist die Umgegend von Tiflis ziemlich kahl und mit natürlicher Pflanzendecke nur an wenigen Stellen reicher bekleidet. Wälder fehlen bis zu einer halben Tagereise, treten aber dann im Norden und Südwesten um so prächtiger auf. Die Ufer des Kur oberhalb Tiflis sind ziemlich hoch und steil. Alle Versuche, das Wasser auf die angränzende trockene Ebene künstlich zu leiten, blieben bis jetzt ohne Resultat. Daher auch die Pflanzenarmuth, die geringe Fruchtbarkeit dieser Fläche. Ein Alluvialboden, welcher im Durchschnitt 3 bis 4 Fuß mächtig ist und auf welchem die Stadt selbst steht, bildet die oberste Formation. Ich fand in demselben Rollsteine, welche sehr verschiedenen Felsarten angehören. Der Fluß hat dieselben zwischen Gori und Tiflis allenthalben in den Thälern abgesetzt zur Zeit, wo derselbe noch kein geregeltes Bett durch die Felsen gebrochen hatte und mit seinem Wasser die ganze Thalweite wie einen See ausfüllte. Unter diesen Alluvialschichten liegt ein Conglomerat mit thonigem

Bindemittel, welches aus einem Niederschlag zerriebener älterer plutonischer Felsarten entstanden zu sein scheint. In dieser Formaiton sind Pflanzenversteinerungen und Kohlennester eingeschlossen. Die Vegetation scheint dieser Felsart wenig günstig zu sein.

Gegen Mitte des Aprilmonats fing die niedere Vegetation an, mehr Leben und Mannigfaltigkeit zu zeigen. Ich fand auf den Bergen der nächsten Umgebung von Tiflis Tulpen, Hyazinthen, Primeln, Schwertlilien, dieselben Pflanzengeschlechter wie in Deutschland, aber die Arten waren verschieden. Auch die niedere Thierwelt erwachte allmählig aus dem Winter= oder Puppenschlaf. Ziemlich viele Arten von Dorcadion, Meloë, Staphylinus, Cetonia, Geotrupes, Chrysomela ꝛc. ꝛc., krochen auf dem trockenen Schieferboden der nächsten Berge im Sonnenschein. Auf den Aeckern lief Carabus maurus in großer Zahl. Alle Schmetterlinge waren bekannte Arten, welche auch in Deutschland häufig vorkommen: Papilio cardamines, Latonia, Machaon ꝛc. ꝛc. Auch Reptilien ließen sich allenthalben sehen, wo die Frühlingssonne sie hervorlockte. Schlangen waren noch selten, aber Eidechsen sehr verschiedener Art kletterten in großer Zahl an den nackten Felswänden; der große graue Stellio caucasicus war einer der häufigsten, ließ sich aber nicht leicht erhaschen. Von Vögeln war besonders die Zahl der Raubvögel außerordentlich groß. Den ganzen Tag machten dieselben Jagd auf die Wachteln, welche in der zweiten Hälfte des Aprils in ungeheuren Schwärmen aus dem Süden anlangten. Der Durchzug der Wachteln, deren Jagd in der nächsten Umgebung der Colonie Neu=Tiflis uns nicht wenig ergötzte, dauerte bis in die ersten Tage des Mai. Am 5. Mai war der letzte Zug vom Kurthale weiter gegen

den Kaukasus geflogen und mit ihm verschwanden plötzlich auch die vielen Falken, welche den Wachtelzügen zu folgen scheinen, wie die Haifische den Häringen. Von Raubvögeln schossen wir den ägyptischen Aasgeier, Catharles percnopterus, den großen weißköpfigen Geier, Vultur fulvus, und den in Europa seltenen Falco tinnunculoides. Gegen Ende des Aprilmonats kamen die schönen buntfarbigen Bienenfresser Merops apiaster, in ungeheuren Schaaren geflogen und schwärmten auf allen Hausdächern und Zäunen. Der Flug dieses prächtigen Vogels, der in seinem farbenreichen Federschmuck sich wie ein aus den Tropengegenden verirrter Fremdling ausnimmt, gleicht dem der Schwalbe. Wenn der Nordwind durch das Thal brauste sah ich diese Vögel auf den Büschen sich dicht zusammen drängen, als wollten sie sich gegenseitig erwärmen. Man konnte da mit Vogeldunst leicht ein Dutzend mit einem einzigen Schuß tödten. Erst einige Wochen nach den Bienenfressern erscheinen in der Regel Blaukehlchen und Rosenstaare, welche jedoch nicht jedes Jahr bis an den südlichen Fuß des Kaukasus sich verirren.

IV.

Pfingstfeier in Tiflis. — Ein Auswandererschicksal. — Besuch in der deutschen Ansiedlung Elisabeththal. — Religiöse Sectirer. — Ein botanisirender Schmied. — Reise nach Katharinenfeld. — Eine Episode aus dem russisch-persischen Krieg. — Das Schicksal der Separatisten.

Als ich am Morgen des Pfingstsonntages in Begleitung eines deutschen Ansiedlers die georgische Hauptstadt verließ und den Bergpfad hinanstieg, der nach der Colonie Elisabeththal führt, verkündigte so eben der ehrwürdige Dom der Metekhi den Beginn der kirchlichen Feier. Sie ist die älteste unter den Kirchen in Tiflis und behauptet als solche den Vorrang im Dröhnen und Summen noch vor der russischen Kathedrale Sion. Auf steiler Bergeshöhe schwebend eine „Nachbarin des Donners" hat die Glocke der Metekhi einen Ton von eigenthümlicher Melancholie, nicht majestätisch klingend wie das Geläute von Rom und Lissabon, nicht friedlich, nicht lieblich tönend, wie das Glöcklein eines Dorfkirchleins in einer schwäbischen Gau oder eines Alpenthals von Tyrol. Das Trauerlied ihrer eignen Geschichte scheint sie herabzuweinen auf den Strom und auf die uner-

schütterten Bauwerke der Natur an seinen Ufern, welche seit vierzehn Jahrhunderten alle Schicksalsphasen jenes Werkes von Menschenhand, den Jugendglanz, den Verfall und die Entheiligung der Metekhi durch die tempelschänderische Wuth moslemischer Barbaren als stumme Zeugen betrachteten ohne zu wanken, ohne weich zu werden.

Wir hatten die Höhe erreicht, wo der Tsawkissi, ein reißender Gebirgsbach, in lustiger Springfluth durch grünes Buschwerk murmelt und die von einer plutonischen Catastrophe zerrissenen Felsen sich öffnend, einen wunderbaren Fernblick auf ein hochherrliches Panorama enthüllen. Das ganze Amphitheater der georgischen Königsstadt mit ihren Kirchen, Burgen, Palästen und Ruinen und das große Thal des Cyrus liegen zu meinen Füßen. Im Hintergrunde thürmt sich der Kaukasus leuchtend in der Silberglorie seiner ewigen Schneehörner, seiner Firnen und Gletscher in unbeschreiblicher Majestät empor. Ich lagere mich unter einer Platane, um das wunderbare Bild noch ein paar Augenblicke zu genießen und trotze der Ungeduld meines Begleiters, der sich mehr nach Weib und Kind daheim als nach der Augenweide malerischer Punkte sehnt.

Die Morgensonne zittert durch die Lücken des Platanendaches und über dem Amphitheater der alten Königsstadt wölbt sich der glänzende Krystallbogen in blauer Klarheit, alle Details der großartigen Scenerie bestrahlend. Von der Festung donnern die Geschütze und verkünden den Ausgang des Statthalters zur Kirche. Es geht in den Städten diesseits und jenseits des Kaukasus nichts von einiger Bedeutung vor, nicht einmal ein friedlich religiöses Fest, ohne daß die Baßstimme des russischen Kriegsgottes sein Wörtlein mitrede. Der Donnergruß der Kanone wird

von dem Geläute der Kirchen, Klöster und Kapellen klingend, dröhnend, summend accompagnirt und dieses eherene Getöne, vom dreifachen Felsenecho wiederholt, scheint nicht den Lebenden zu gelten, nicht „zum herzinnigen Vereine die liebende Gemeinde zu rufen“ wie es im deutschen Glockenliede heißt. Die Geister der Gemordeten, welche um die blutgetränkten Trümmer schweben, scheint des Geläutes Kirchhofmelodie zur Ruhe zu laden.

In den Glocken von Tiflis elegische Klagestimmen zu hören darf nicht befremden. Alles von Troja, Jerusalem und Rom erlebte Wehe wiegt das seinige kaum auf. Kein Ort der Welt hat fürchterlichere Tage erlebt, hat mehr Brand, Blut und Gräuel gesehen, als die Königsstadt am Kaukasus, und wenn jeder einzelne Glockenton dem frommen Andenken einer Seele gälte, deren Leib die fanatische Wuth der Mörderbanden Timur's oder Aga-Mahomed-Khan's hingeschlachtet, ich weiß nicht wie lange die Glocken ruhelos forttönen müßten. . . . Mit Gedanken, welche schwerlich jener düstern Vergangenheit und den Ahnenleiden, um welche die folgenden Generationen sich in der Regel wenig grämen, zugewendet sind, sehen wir die bunt und prächtig gekleideten Georgier zur Kirche ziehen, die Männer im malerischen Hängärmelgewande, die Frauen von der weißen Tschadra umwallt. Die russischen Uniformen, die schnurrbärtigen Kosaken ziehen zur Kathedrale Sion. Dort flimmern die Kerzen, dort tönen aus unsichtbaren Kehlen schöne Männerchöre, dort werden Kniee gebeugt und Kreuze geschlagen und ein Priester mit wallendem Bart und goldstrotzendem Gewande erhebt vor dem schwarzen Altar die Stimme zum Gebet.

Lass't die Glocken dröhnen — lass't sie ziehen nach den düstern Kirchenhallen — lass't die Gläubigen wortreiche Ge-

bete summen! Hinaus in das grenzenlose Gotteshaus, wo ein blauer Dom von anderer Majestät sich über grüne Altare wölbt, wo eine Leuchte von anderer Klarheit die Andacht der größten Gemeinde bestrahlt, wo statt dumpfer Glocken Vogellieder jubeln, wo die Lerche statt des Priesters betet! Leichten Herzens rissen die Wanderer sich los von dem Gemälde der Pfingstfest feiernden Stadt und schritten rüstig und in jener glücklichsten Seelenstimmung, welche die Frische eines heitern Sommermorgens so leicht hervorruft, über Berg und Thal, durch Wald und Wiese. Einer von beiden wenigstens fühlte sich so selig wie in Hofmann's Mährchen jene Kinder des Herrn von Brakulheim, als sie dem Magister Tinte und seiner engen Stube entlaufen waren und draußen wieder den Engel erzählen hörten und der Sonne in's hehre Antlitz schauen durften, deren Blick voll Licht und Liebe Bedeutungsvolleres sagt, als uns Pfaffen und Doktoren seit Jahrtausenden lehren.

Gottfried Frankh, — so hieß der Colonist, der mich begleitete, — war aus Weinsberg gebürtig. Obwohl noch im rüstigen Lebensalter, auch gesund und kräftig von Natur, war der Mann doch vor der Zeit ergraut und gealtert. Anstrengende Arbeit und widriges Schicksal mögen dazu gleichmäßig mitgewirkt haben. Mephisto's Recept, das vorzeitige Altern auf natürlichem Wege durch harte Arbeit zu curiren, erregt, so bestimmt wie es gegeben, einigen Zweifel in des Teufels medicinische Praxis. Nach unserer Erfahrung werden Bauern und Taglöhner, die sich schwerer Arbeit unterziehen, in der Regel nicht älter als Städter, welche nicht durch Hacken und Graben ihr Brot verdienen. Wir kennen aus der Geschichte so viele Staatsmänner, Gelehrte und Dichter, welche bis in das höchste Lebensalter

Körperfrische und Geisteskraft bewahrt haben. Wir brauchen, aus der neuesten Zeit nur die Namen Talleyrand, Metternich, Soult, Chateaubriand, Humboldt, Göthe zu nennen. Unter den arbeitenden Volksklassen finden wir in den achtziger Jahren nicht viele solcher Körper. Auch die Händearbeit erheischt ein gewisses Maß und volle Sorglosigkeit, die dem unbemittelten Bauer oder Taglöhner nicht gegönnt ist. Gottfried Frankh hatte in seinem Leben mehr Gewitter- und trübe Regentage als heitern Sonnenschein gesehen. Kummer, Sorgen und erschöpfende Arbeit hatten seine Haare früher gebleicht, dagegen auf seinen Geist eher wohlthätig gewirkt. Er hatte nicht das duselige Phlegma, den gedrückten Verstand und die rohe Form der Mehrzahl seiner schwäbischen Landsleute. Die Wogen des Schicksals, welche ihn vielfach unter Menschen umhergetrieben, hatten ihm eine geschliffene Form verliehen. Er glich mehr einem Städter, redete gut und verständig und die Erzählung seines Lebens, die er mir während unserer Wanderung nach Elisabeththal zum Besten gab, gewann ihm meine ganze Theilnahme.

Frankh hatte das Seilerhandwerk, die Profession seines Vaters gelernt. Mit achtzehn Jahren trat er in die Armee, wurde Artillerist, machte mit den Contingenten des Rheinbundes die Feldzüge gegen Preußen und Oesterreich mit, wurde zweimal verwundet und verdankte bei Wagram dem Pallaschhieb eines österreichischen Dragoners, der seinen Kopf arg erschütterte, daß er verabschiedet wurde und somit dem bösen Feldzuge 1812 und dem kalten Bade in der Beresczina entging. Darauf durchzog er als Handwerksbursche Deutschland und die Schweiz und kehrte, als Befreiungskämpfe und Kriegsnoth vorüber, in die Heimath am Neckar zurück. Dort war sein Sinn nach jenem natürli-

chen Ziel gerichtet, welches nicht nur jedem ehrlichen Schwaben, sondern den Menschen aller Himmelsstriche, als Gipfel der Wünsche vorschwebt: im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren, einen Herd sich zu gründen und ein Weibchen zu nehmen. Wenn in keinem Lande Deutschlands so viele Auswanderer die Heimath verlassen, wie in Würtemberg, so ist der Grund doch keineswegs natürliche Wanderlust, wie bei dem Tyroler und Armenier, sondern die Schwierigkeit, sich zu ernähren in einem übervölkerten Lande, die Hindernisse, die man ihm von Amtswegen entgegengesetzt, ein beliebiges Gewerbe nach seiner Kraft, nach seiner Fähigkeit zu betreiben. Gottfried Frankh's älterer Bruder hatte des Vaters Geschäft übernommen, er selbst war ohne Vermögen und durfte weder Meister werden, noch sein Liebchen heirathen. Drei Jahre lang waffnete er sich mit Geduld; sein liebes Gretel war auch ein Muster von Hingebung. Vergeblich waren alle Schritte, alle Bittgesuche, selbst die Thränen der Geliebten, die des Bürgermeisters vergilbtes Aktenherz nicht erweichten; es war wasserdicht. Gottfried's leiblicher Vetter, ein Geistlicher, der eine fette Stelle hatte, verweigerte ihm jede Unterstützung. In der äußersten Noth entschloß er sich zur Auswanderung und hoffte sein Gretel leicht zu überreden, daß sie Wohl und Wehe in der Fremde mit ihm theile. Doch hierin täuschte er sich. Das Mädchen hing mit Liebe an Heimath und Eltern und der Gedanke, sie nie wieder zu sehen, fiel ihr schwer auf die Seele. Sie kämpfte mit ihrem Entschluß, aber die Abneigung gegen die Fremde, die Angst vor dem ungewissen Loos der Zukunft, die Mahnungen der Eltern, die zischelnden Zungen der Basen und Freundinnen, den Gottfried, der zwar brav, aber eben ein armer Schlucker und Pechvogel sei, laufen zu

lassen und einen vermögendern Freier die Hand zu reichen, trugen zuletzt den Sieg davon. Gretel wurde dem Gottfried untreu und heirathete einen ziemlich bejahrten Amtsschreiber, den sie früher nicht leiden mochte. Heine's bekannter Knittelvers ist zwar zum Gassenhauer geworden, aber kein anderer besingt mit solcher Einfachheit so tief-wehmüthig jenes täglich wiederkehrende menschliche Leid:

„S' ist eine alte Geschichte,
„Doch bleibt sie immer neu
„Und wem sie just passiret,
„Dem bricht das Herz entzwei.“

Just so erging's dem armen Weinsberger Seiler, welcher bisher den Unbilden des Schicksals mit starker Seele getrotzt hatte, nun aber von Liebesschmerz gefoltert an Nichts dachte, als sich den Strick um den eigenen Hals zu drehen. Zum Glück durchzogen damals die russischen Agenten, welche den Strom der deutschen Emigration nach Südrußland leiten sollten, Würtemberg. Ihren goldenen Verheißungen von einem gelobten Lande jenseits des schwarzen Meeres arbeitete die religiöse Ueberspannung der sogenannten Separatisten in die Hände. Diese schwärmerische Secte hatte von der Kirche sich losgesagt, prophezeite den baldigen Untergang der Welt und wollte deshalb zu Land nach Jerusalem auswandern, um dort das Kommen des jüngsten Tages zu erwarten. Gottfried Frankh schloß sich dem Zuge dieser überspannten Leute an, obwohl er an all' den schwärmerischen Unsinn nicht glaubte, und wanderte mit ihnen die Donau hinab durch Südrußland über den Kaukasus. Als sie nach vielen Drangsalen Georgien erreicht hatten, wußte Yermolow sie zum Bleiben zu überreden. Der Weinsberger Seiler siedelte sich in Elisabeththal an, wurde Bauer und heirathete eine arme

Waise, deren Eltern kurze Zeit nach ihrer Ankunft dem fremden Klima erlagen. So war es ihm vergönnt, sich in der neuen Heimath jenseits des Kaukasus das zertrümmerte Lebensglück wieder aufzubauen, und sich seinen Herd und seine Familie zu gründen, die ihm die alte deutsche Heimath grausam versagt hatte.

Wenn ich hier das einfache Schicksal eines Ausgewanderten nach dessen eigner Schilderung etwas umständlich nacherzähle, so geschieht es, weil dasselbe auf gewisse Charakterzüge der deutschen Emigranten ein eigenthümliches Licht wirft. Während sechs voller Stunden plauderte er von vergangenen Zeiten und nur ein einzigesmal stellte er an mich eine Frage über den heutigen Zustand in Deutschland und wollte wissen: ob es dort noch immer so schwer halte, sein täglich Brot zu verdienen, ob auch noch jetzt daheim nicht Jeder heirathen dürfe, der Lust und Liebe dazu spüre? Andere Colonisten in Elisabeththal fragten mich: Zahlt man in Deutschland dem Könige noch immer so viele Steuern? Alles Uebrige interessirte sie gar nicht, am wenigsten politische Gegenstände und am allerwenigsten das Schicksal des deutschen Reiches. Selbst nach dem dicken Schwabenkönige und dem Kaiser Napoleon, deren Tod die wenigsten kannten, ward nie gefragt. Nur der engste Kreis, in dem sie gelebt, nur die nächsten Verhältnisse, die sie persönlich betrafen, erweckten bei ihnen noch einige Theilnahme. Gottfried Frankh hatte kein Wort des Unmuthes gegen die Franzosen, welche die Schrecken des Krieges nach Deutschland gewälzt, noch gegen den dicken Despoten, unter dessen Tyrannei damals das Schwabenland seufzte. Aber den Weinsberger Bürgermeister hat er nicht vergessen, daß er ihm das Meisterpatent abgeschlagen, seinem geistlichen Vetter hat er es

nicht vergeben, daß er ihn im Elend darben ließ und dem Gretel wird er's am jüngsten Tag noch verdenken, daß es den Amtsschreiber heirathete.

Die deutsche Colonie Elisabeththal liegt 25 Werste östlich von Tiflis in einem engen Thal und kündigt ihre Nähe durch eine reichere Vegetation, durch eine lieblichere Landschaft an. Hohe Büsche von Corneliuskirschen, Zitterpappeln und Saalweiden sind die Vorläufer schöner Laubwälder, welche die nächste Umgegend des Dorfes freundlich schmücken und sich viele Meilen weiter durch die Provinz Somchetien fortziehen. Wie durch den Machtspruch einer deutschen Titania verschwindet hier plötzlich der Orient mit seinen phantastischen Bildern, mit seinem glänzenden Elend und statt seiner ist ein Stück Deutschland hingezaubert in seiner hausbackenen Gestalt, aber auch in seiner ganzen Gemüthlichkeit mit all' dem Segen, der im Gefolge des Fleißes, des religiösen Sinnes und der Liebe zum Herd und zur Familie ist. Keine stolzen Moscheen- und Kirchenbauten, neben deren Pracht die armselige Bauernhütte nur eine um so traurigere Figur macht, kein augenblendender Putz von Turbanen, Kalpaks und goldgestickten Gewändern, unter denen das Ungeziefer sich birgt, kein Flitterstaat von Divanpolstern und schlechten Teppichen, die ein schlechter Ersatz sind für Frost und schmale Bissen — kleine, aber schmucke und solide Häuser, die gegen jedes Wetter schützen, im Innern gar wohnlich eingerichtet mit Kachelofen, Pendeluhr und sammetnen Lehnstuhl, alles reinlich und behaglich, wie daheim im Schwarzwald und am Neckar. Neben dem Häuschen ein sauberes Gärtchen ohne Blumen aber voll Wicken und Bohnen, voll Salat, Rüben und Krautköpfen. Unweit des Gartens ein Weinberg oder eine Wiese, oder ein schö-

nes Saatfeld, nicht eine halbe Wildniß, wie sie oft die Dörfer der Tartaren und Georgier umgibt.

Ein Mann arbeitet auf dem Felde, er trägt nicht flatternde Gewänder von Seide oder kostbaren Stickereien. Er sieht möglichst unschön aus im groben Tuchkittel mit großen Knöpfen, in Hosen von Zwillich oder Bocksleder; er ist nicht von edlem Wuchs, nicht leicht und gewandt in seinen Bewegungen wie der Orientale, sondern äußerlich plump und unbeholfen, dem Büffel ähnlicher als der Gazelle. Dafür haßt er das träumerische Nichtsthun, schafft brav den ganzen Tag, schwingt Sense und Dreschflegel nimmer müde, hat die Scheune und den Stall stets wohl gefüllt und ihm fehlt nie der kräftige Appetit vor einer vollen Schüssel. Im Innern des Häuschens waltet keine geschminkte Schönheit nach georgischem Geschmack, keine schlanke, von der Tschadra umwallte Gestalt mit dunkel sprühenden Augen und zierlichem Haargeflechte, die auf den Divan sich hinstreckt oder auf der Terrasse in malerischer Attitüde sitzt. Die stämmige Gestalt der schwäbischen Colonistenfrau ist wahrlich weder schlank noch zierlich zu nennen, sie trägt statt der bunten Seide ein einfaches Kleid von Cattun oder Wolle, sie ist ein Pasquill auf die Grazie, liebt aber auch nicht die weichen Divankissen, ist die Selbstherrscherin in Küche und Garten, flickt, spinnt und strickt, wenn sie von schwerer Arbeit ruht und „regt ohne End' die geschäftigen Händ'" so wie der deutsche Dichter die deutsche Hausfrau malt. Es fragt sich, welchen der beiden so grundverschiedenen Volkscharaktere, die das Geschick in so seltsamer Weise am Kaukasus nebeneinander hingewürfelt, mehr Segen begleitet? . . . .

Das Dorf Elisabeththal bildet eine einzige breite Gasse, in deren Mitte das gelbe Kirchlein mit seinen schmucken Säu-

len steht und die Aussicht durch die ganze Länge des Ortes sperrt. Die weißen Häuschen haben Strohdächer, sind mit einem Gehege umgeben und sehen recht sauber aus, obschon sie minder zierlich sind als in der Krim. Die Colonie zählt 72 Wirthschaften und 90 Familien. An Holz und Wasser ist Ueberfluß, aber der Boden ist für Getreide nur da ergiebig, wo er künstlich bewässert werden kann. Auf den Bergabhängen, welche nicht durch Kanäle durchschnitten sind, ist die Ernte ziemlich mager. Die Colonisten bauen Weizen, Gerste, Haber und Kartoffeln, und besitzen auch hübsche Weinberge.

Elisabeththal ist durch Fruchtbarkeit minder begünstigt als Katharinenfeld und die übrigen ferner gelegenen deutschen Colonien, aber es hat vor den meisten ein gesünderes Klima voraus. Die Bewohner sind, wie die Ansiedler von Neu-Tiflis und Alexandersdorf, der Mehrzahl nach Würtemberger, welche in den Jahren 1815 und 1816 theils aus religiöser Schwärmerei, theils aus Unzufriedenheit über Gewerbszwang und drückende Steuern ihr Vaterland verließen. Der gelehrte Reisende Dubois hat nicht unrecht, wenn er sagt, daß es die nachtönenden Schrecken der französischen Revolution und der Napoleonischen Kriegsfurie gewesen, welche auf das Gemüth und die Phantasie vieler Bewohner am Neckar eine so wunderliche Wirkung gehabt und die fixe Idee des nahen Untergangs der Welt, die Sehnsucht nach dem heiligen Land zuerst in ihnen erzeugt habe — nur irrt er, wenn er meint, daß diese schwärmerischen Motive allein die herrschenden gewesen, daß Noth, Nahrungslosigkeit, Gewerbsbeschränkung, Steuerlast und die Hoffnung, eine schönere und glücklichere Heimath aufzufinden, diese alltäglichen Beweggründe deutscher Emigration, zu diesem massenhaften

Pilgerzug nach dem Orient nicht eben so entschieden mitgewirkt hätten. Die Niederlassungen, welche man den Auswanderern in dem Steppenlande bei Odessa bot, konnten sie nicht zum Bleiben reizen. Die von religiöser Schwärmerei Berückten hatten stets Jerusalem und das heilige Grab vor Augen, die materiell Gesinnten sehnten sich nach einem schönen fruchtbaren Land mit mildem Klima, wo es minder mühselig als daheim zu leben sei. So ging dieser seltsame Zug im Jahre 1817 von den russischen Steppen nach dem kaukasischen Hochgebirg unaufhaltsam weiter. Die russischen Beamten legten dem Zug keine weiteren Hindernisse in den Weg. Sowohl der gläubige Wahn als der deutsche Ursprung der Wanderer stimmten die russische Regierung zur milden Nachsicht. Trotz der natürlichen Raçen-Antipathie genießt der deutsche Name als der einer gebildeten, durch physische und geistige Kultur den Russen überlegenen Nation in Rußland Achtung. Wären die Wanderer Slaven oder Tartaren gewesen, die russischen Beamten hätten wenig Umstände mit ihnen gemacht und sie wie gewöhnliche Vagabunden behandelt, gleich den Nogaiern oder nomadisirenden Kalmücken, welche die russische Regierung ohne Umstände zur Entsagung ihrer Nomadengewohnheiten mit Gewalt gezwungen hat.

Unter unsäglichen Widerwärtigkeiten und Mühsalen überschritten diese deutschen Emigranten den Kaukasus. Fast die Hälfte war dem Klima und den Reisestrapazen erlegen. Dennoch wollten die übrigen immer weiter nach Süden ziehen. Als sie in Tiflis angekommen, gaben sie den gut gemeinten Warnungen des russischen Statthalters von Georgien, der ihnen die Gefahren der Weiterreise durch das Land der Kurden und Araber vorstellte, leichter Gehör, als den Mahnungen des Generalgouverneurs von Südrußland,

der ihnen das Gleiche gesagt hatte. Die Krankheiten, die ausgestandenen Leiden hatten die schwäbische Hartnäckigkeit etwas erschüttert. Zudem gefiel ihnen das transkaukasische Land, wo sie Berge, Ströme, Wald und Wiese wie in der schwäbischen Heimath fanden, wo sie Alles mehr anheimelte als in den trostlosen Steppen Südrußlands. Sie sollten dieselben Vortheile genießen, wie jene deutschen Colonisten, welche 12 Jahre früher nach Südrußland gezogen waren, sollten jeder 35 Dissätinen Ackerlandes und Wohnhäuser erhalten und in größeren Ortschaften beisammen angesiedelt werden. Doch selbst die Energie Yermolow's vermochte nicht, ihnen das Versprochene so schnell zu verschaffen, als sie es wünschten und bedurften. Da gab es viel Noth und Klage und der edle Statthalter, der ein hochherziger Mann, aber ein ächter Russe war und dem das ganze Wesen der gewandten und geschmeidigen Orientalen besser zusagte, als die Plumpheit und der Eigensinn jener Einwanderer vom Schwabenland, war dieser bald überdrüßig. Doch erfüllte er sein Versprechen. Marienfeld und Petersdorf waren die ersten deutschen Colonien, welche nur wenige Meilen von Tiflis in sehr fruchtbarer Lage erstanden und rasch emporblühten. Katharinenfeld wäre vielleicht noch reicher und glücklicher, ohne den schrecklichen Ueberfall der Kurden im Jahre 1826 mit Mord, Plünderung und Kinderraub im Gefolge. Elisabeththal blieb von dieser Katastrophe verschont, ist aber minder wohlhabend, weil der trocknere, steinige Boden mehr Zeit und Schweiß erfordert und doch nicht den gleichen Segen gewährt wie das herrliche Thal von Katharinenfeld.

Die religiöse Aufregung, welche zur Zeit meines Aufenthalts in Georgien unter den deutschen Ansiedlern wieder so

seltsamen Spuk trieb, hatte auch Elisabeththal nicht ganz verschont, obwohl es hier nur wenige von den eigentlichen Separatisten gab, in welchen die Wandersehnsucht nach Palästina mit der frühern Stärke erwacht war. Dagegen hatte ein von Mysticismus und geistigen Dünkel berückter Bauer, Namens Beble, sich Anhänger zu gewinnen gewußt und eine neue Secte gestiftet, welche man die „Beblianer" nannte. Diese Leute hielten sich für die wahrhaft Erleuchteten und Auserwählten, sagten sich gleichfalls von der Kirche los und legten das Evangelium in ihrer Weise aus. Die Mehrzahl der Colonisten von Elisabeththal war nüchterner und hielt sich von diesem überspannten Treiben fern, welches in dem benachbarten Katharinenfeld bald zu einer Katastrophe führen sollte.

Gottfried Frankh, den ich während meines Aufenthaltes in Elisabeththal öfters heimsuchte, mißbilligte diese religiösen Zusammenkünfte, welche eine krankhafte Aufregung bis zur halben Tollheit steigerten, auf das entschiedenste, meinte aber, daß man die Leute ruhig ihren Weg gehen lassen möge, das Fieber werde sich von selber heilen. Der russische Polizeiinspektor habe einst versucht, dasselbe auf russische Manier, d. h. durch Prügel zu curiren, aber die Leute seien dadurch nur noch verstockter, noch fanatischer geworden und hätten sich entschiedener als je von der Kirche abgewendet.

Der wackere Weinsberger war nicht gerade reich, doch zeigten Haus, Scheune und Garten eine gewisse Behäbigkeit. Er hatte eine wackere Hausfrau, nicht mehr jugendlich reizend, doch noch in den besten Jahren, kräftige Söhne und blühende Töchter. Als ich dem Frankh einmal sagte, wie es mich wundere, daß er, als glücklicher Gatte und Vater, des Weinsberger Gretel noch so lebhaft habe gedenken kön-

nen, antwortete er: das sei eben seine erste Liebe gewesen und die vergesse keiner, am allerwenigsten ein eigensinniger Schwabe. Mich erinnerte der Weinsberger Seiler an eine ächt poetische Gestalt in Berthold Auerbach's Dorfgeschichten, den Tolpatsch, der auch in der neuen Welt sein Marannele nicht vergessen konnte, obwohl es sich versündigt und ihm die Treue gebrochen. Auch der Tolpatsch dachte in Amerika, wo er sich einem neuen Liebchen verband, an die erste mit dem Seufzer zurück: „Aber ein Marannele ist die Mechthilde doch nicht!"

In der Colonie Elisabeththal wohnt ein interessanter Mann, Namens Frick, der seines Handwerks ein Schmied, nebenbei aber auch noch Landwirth und Naturforscher war. Er hatte den ehemaligen Missionär Hohenacker von Heilbronn, einen eifrigen Botaniker, auf seinen Ausflügen begleitet und ihm eine hübsche Kenntniß der Gewächse abgelauscht. Aufgemuntert und unterstützt durch die Botaniker von Moskau und St. Petersburg entdeckte er ziemlich viele neue Pflanzen und brachte ein ungeheures Herbarium zusammen. Seine Gattin, eine junge Frau von überaus sanfter Gemüthsart, begleitete ihn bei seinen Ausflügen in die Wälder und auf die Berge, nach dem Beispiel der Frau des Pastors Hohenacker. War ihr Mann durch das Geschäft zu Hause zurückgehalten, so ging sie auch wohl ganz allein hinaus in die waldige Wildniß, um nicht die Blüthezeit einer seltnen Pflanze zu versäumen. Nie ist ihr ein schlimmes Abenteuer begegnet. Die Tartaren und Georgier respektirten sie als eine weise Frau, welche heilkräftige Pflanzen suche und erbaten sich von ihr Heilmittel gegen wirkliche oder eingebildete Krankheiten. Bei dieser täglichen Beschäftigung hatte Frau Frick sich in die Kinder Flora's recht

eigentlich verliebt und wußte sie so sorgfältig und geschickt, wie der beste Botaniker, in Papier einzulegen, zu trocknen und zu conserviren.

Im Hause des botanisirenden Schmieds von Elisabeththal waren unter dessen blonden Kindern auch zwei schwarzhaarige und schwarzäugige Buben von 6 bis 7 Jahren, welche tscherkessische Mützen trugen und durch ihre Schönheit sowohl, als durch ihre kecke Haltung bei'm ersten Blick auffielen. Ihr Vater, der armenische Fürst Gurganoff, Besitzer einer Mühle in der Nachbarschaft hatte seine Kinder zu den deutschen Colonisten in Kost und Wohnung geschickt, damit sie mit der deutschen Sprache zugleich das Geheimniß lernen möchten, wie man aus armen Eingewanderten vermögende Grundbesitzer werde. Bei den Eingebornen, namentlich bei den Edelleuten, ist der Fall umgekehrt. Die meisten sind in ihren Vermögensverhältnissen herabgekommen; viele früher Wohlhabende leben heute in Armuth. Die beiden Fürstenkinder waren erst seit drei Monaten im Hause Frick's, verstanden aber doch bereits das Deutsche recht gut und schwäbelten mit des Schmieds blauäugigen Flachsköpfen um die Wette. Sie waren nicht schüchtern und verschämt wie diese, sondern schauten dem Fremden, wenn er sie etwas fragte, mit ihren großen wunderschönen schwarzen Augen sehr unerschrocken in's Gesicht und waren den gleichalterigen deutschen Dorfkindern an Intelligenz und Lebhaftigkeit sichtbar überlegen. Hätten die von der Natur mit so reichen Gaben ausgestatteten Bewohner Georgiens auch den eisernen Fleiß, die Biederkeit und den häuslichen Sinn der Deutschen, sie würden keinem abendländischen Volk an Cultur, Blüthe und Wohlstand nachstehen. Leider fehlen den mit körperlicher Schönheit und Anmuth begabten Völkern des Südens

und Ostens jene germanischen Tugenden und so kommt man am Ende zur Ueberzeugung, daß nichts Vollkommenes unter dem Monde gedeiht und daß Licht- und Schattenseiten im Charakter der Völker sich zuletzt wohl gegenseitig ausgleichen.

Katharinenfeld, die schönste der deutschen Ansiedlungen jenseits des Kaukasus, liegt 20 Werste von Elisabeththal und eine kleine Tagreise von Tiflis entfernt in südwestlicher Richtung. Hohe Waldberge umgeben das reizende Thal, welches der Dschawala-bach, der am Pambak-Gebirge entspringt, mit lustigem Murmeln durchströmt. Das Dorf ist weniger regelmäßig gebaut, wie Elisabeththal, auch fehlt ihm das schmucke Kirchlein mit den weißen Säulen. Ein strohgedecktes Bethaus in der Mitte des Dorfes hat ein mehr als bescheidenes Aussehen. Doch tönt sein Glöcklein eben so melodisch, so fromm und lieblich wie anderwärts durch das Thal und in den duftigen Buchenwald hinein. Hübsch, sauber und freundlich sind auch hier die deutschen Wohnungen, obwohl die meisten Dächer mit Stroh gedeckt und die grünen Fensterläden, welche die Colonistenhäuschen in der Krim zieren, hier selten sind. Die Natur hat für den Schmuck dieser deutschen Ansiedlung freigebiger gesorgt, als Menschenhände es vermöchten. Zwar waren es deutsche Hände, welche diese Gärten und Weinberge angelegt, aber es gehörte der von Ueppigkeit strotzende Thalboden, über welchen ein georgischer Osiris seine zeugende Wunderkraft ausgegossen, dazu, um auf so schmalem Raume eine solche Segensfülle hervorzurufen. Der fette Humus, die glühende Sonne und das frische Dschawala-Wasser, welches durch Kunst in die Gärten und Weinberge der Colonie geleitet wird, haben wohl gleichmäßig mitgewirkt, die Rebe zu einer solchen Größe, die Trauben, das Obst zu einer solchen Fülle und Süßig-

keit, das Gemüse zu einer solchen Ueppigkeit zu schwellen. Felder und Wiesen, welche in dem engen Thal keinen Raum gefunden und auf trockner Höhe stehen, sind minder begünstigt und die Ernten werden dort viel häufiger als anderswo durch Hagel und Ungewitter zu Grunde gerichtet. In guten Jahren ist die Ernte von Waizen und Haber acht- bis zehnfach, in schlechten zwei- bis dreifach. Weinbau ist die ergiebigste Kultur. Der Wein der Colonie Katharinenfeld schmeckt ungleich lieblicher als der berühmte Wein von Kachetien, mit dem er, nach der Versicherung eines Arztes, die wunderbare Eigenschaft theilt, das Podagra zu heilen.

Ohne das fürchterliche Unglück des Jahres 1826 besäße diese Ansiedlung außer den Beinamen der „Schönsten", den man ihr einstimmig zugesteht, auch wohl das ungleich süßer klingende Prädikat der „Reichsten". Aber jener Ueberfall durch Räuberbanden von Kurden und Tartaren unter persischen Anführern schlug ihr eine Wunde, von der sie sich nie recht erholt hat. Noch heute lebt der Schreckenstag im Munde aller Katharinenfelder und während der langen Winterabende erzählt die Großmutter am Spinnrade davon den kleinen Enkeln, welche das Ereigniß nicht mit erlebt haben. Auch mit mir plauderten bei längerm Aufenthalte die Colonisten gar oft von dem Ereignisse. An einem schwülen Augustabend waren die Bauern wie gewöhnlich von der Feldarbeit müde heimgekehrt und sorglos zur Ruhe gegangen. Nicht das leiseste Warnungszeichen hatte sie auf eine Katastrophe vorbereitet. Zwar wußte man, daß die ferner liegenden Colonien Helenendorf und Annenfeld zwei Monate früher von tartarischen Streifbanden überfallen worden. Aber diese Dörfer lagen nahe der feindlichen Grenze und die Mehrzahl der Bewohner war durch schleunige Flucht dem tartarischen

Mordstahl entgangen. In Katharinenfeld hatte man um so weniger Besorgnisse, als man auf die rasche Hülfe aus Tiflis vertraute. Yermolow hatte dort eine bedeutende Streitmacht zusammengezogen und die leicht berittenen Don'schen Regimenter konnten im Falle einer Gefahr der bedrängten Colonie in einem halben Tage zu Hülfe kommen. Die Russen selbst schienen die Natur und Kampfweise eines Feindes zu ignoriren, der in allen militärischen Leistungen den russischen Heeren nachstand, nur nicht in der leichten Beweglichkeit. Der Feind, von dessen Stellung man nur unvollkommene Kunde zu haben schien, überschritt plötzlich das Pambak-Gebirge; Nacht und Wald verbargen seine Annäherung.

Kurz vor dem Aufgang der Sonne hatten die berittenen Banden das Dorf erreicht. Mit fürchterlichem Geschrei in dessen Gassen stürmend scheuchten sie die Schläfer aus den Betten. Kampflust ist nicht die starke Seite unserer Landsleute in Transkaukasien. Hätte aber auch unter ihren leinenen Kitteln das Heldenblut ihres Landsmannes Eberhard Greiner oder eines eisenhändigen Götz pulsirt, bei solcher Ueberraschung gegen zehnfache Uebermacht wäre doch nichts auszurichten gewesen. Die armen Schwaben, über deren Köpfe der tartarische Krummsäbel dräuend blitzte, während die fürchterlichen Räubergestalten der Kurden ihnen die Spitzen der Bambuslanzen unter die Nase hielten, verlegten sich auf's Jammern, Weinen und Flehen, womit auf solche Barbaren wenig zu wirken ist. Das wilde Heer durchras'te im sausenden Galopp das Dorf, hieb und stieß jeden nieder, der zu fliehen oder seine Habe in Sicherheit zu bringen suchte. Den Separatisten kam diesmal ihr starkes Gottvertrauen zu Hülfe. Gerade sie, die statt zu jammern in stoischer Ruhe

ihr Loos erwarteten, fanden mehr Schonung als die Verzagten.

„Wir glaubten, der jüngste Tag sei angebrochen", erzählte mir ein alter Separatist. „Es brauste durch das Dorf wie eine Wetterwolke. Meine Kinder erwachten zuerst, als ein Reiter durch den Fensterladen schoß und die Scheiben in die Stube fielen. Die Mutter war zur Schlafkammer hinausgesprungen und hatte den Laden geöffnet, kam aber sogleich erschrocken zurück und sagte: Der Teufel schaue draußen durch das Fenster herein. Der Teufel? — Tausend Teufel schienen vor dem Hause zu toben, so abscheulich brüllten und schnaubten draußen die Reiter und die wilden Pferde. Da war nichts als höllisches Mordio und Schießen und Schreien, Klagen und Jammern von den Unsrigen und mitten d'rein läutete die Glocke unsers Bethauses wie von selbst, was uns noch mehr in dem Glauben bestärkte, daß das jüngste Gericht gekommen. Es war aber des Schulmeisters Bube, der die Glocke gezogen, um ein Nothzeichen zu geben. Ein Kurde hat den Buben mit der Lanze dafür an die Wand gespießt. Ich sagte zu meinem Weibe: Laß' uns beten, jetzt ist's aus mit der sündigen Welt! So fielen wir auf die Kniee, die Kinder beteten mit uns. Indessen ward die Hausthür eingestoßen und das Zimmer füllte sich mit fürchterlichen Menschen. Wir aber beteten laut und ließen uns nicht irre machen, auch als die Männer ihre Säbel und Dolche über unsere Köpfe schwangen. Ich war bereit zu sterben und rief getrost: Gottes Wille geschehe! Als ich die Fremden tartarisch reden hörte, merkte ich freilich, daß es keine Geister waren, sondern Mörder und Räuber, die unser Leben und unsere Habe wollten. Wir wären auch gewiß alle umgekommen, hätte nicht ein alter Tartar,

der ein Priester schien, den andern abgewehrt. „Sie reden mit ihren Gott — sagte der alte — keiner krümme ihnen ein Haar!" Darauf öffneten sie Schränke und Kästen und nahmen was sie fanden. Einer wollte auch meine Bäbi mit Gewalt fortschleppen. Aber das Kind war ihrer Mutter in die Arme gefallen und der hätte man eher das Leben genommen als das Kind. Der Räuber drohte ihr, aber der Alte schlug sich wieder in's Mittel und so verließen sie das Haus, das sie rein ausgeplündert hatten. Wir aber dankten Gott, daß uns sonst kein Leid geschehen."

Nicht alle Bewohner Katharinenfeld's kamen mit so heiler Haut davon, wie diese Separatisten, welche das Beten gerettet. Dreißig Menschen wurden getödtet; fünfundsechszig in die Gefangenschaft geschleppt. Die schrecklichen Banden verweilten nur wenige Stunden, weil sie ohne Zweifel einen Angriff der Kosaken befürchteten. Aber diese kurze Zeit reichte hin, die blühende Colonie völlig zu Grunde zu richten und eine harmlose und glückliche Bevölkerung in Elend und Verzweiflung zu stürzen. Die Brandfackel folgte der Mordscene. Aus den angezündeten Strohdächern prasselte die Flamme empor und fraß, was die Räuber übrig gelassen hatten. Mit dem Geschrei des Triumphes und der gesättigten Rache jagten die Unholde durch Rauch und Schutt wieder von dannen. Die gefangenen Weiber und Kinder, und die tragbare Beute auf ihren Pferden mit sich schleppend. Die russischen Streitkräfte, die Kosaken welche ziemlich nahe standen, regten keinen Fuß, um dem Feinde Gefangene und Beute wieder abzujagen, was nicht allzu schwer gewesen wäre, denn die Kurden zogen sich ziemlich langsam in der Richtung des Goktschai-See's zurück. Nach erfolgtem Friedensschlusse wurde die größere Hälfte der Ge-

fangenen durch Geldsammlungen aus Deutschland und der Schweiz und durch die Bemühungen der Basler Missionäre mehr als durch die Erfolge der russischen Diplomatie, welche in dieser Sache geringen Eifer zeigte, aus der Gefangenschaft befreit. Die Zahl derer, welche nie wiedergekehrt sind, beläuft sich auf etwa dreißig. Ein Colonist, der seine junge Frau bereits als todt beweinte, erhielt eines Tages von ihr einen Brief aus Teheran, worin sie ihm schrieb, daß sie einen persischen Priester geheirathet habe, daß ihr das Haremleben ganz gut gefalle und daß sie ihn rathe, sich auch recht bald wieder zu verheirathen.

Während meines Aufenthaltes in Katharinenfeld hatten die Separatisten wiederholt alle Arbeiten eingestellt. Ihr einziger Gedanke war der jüngste Tag; ihre einzige Sehnsucht Jerusalem. Die Separatisten waren reicher geworden, als die übrigen Colonisten, weil sie exemplarisch einfach und sparsam lebten und ihre Tagesstunden nur zwischen Arbeit und Gebet theilten. Jetzt, da der Komet und die Vision eines alten Weibes an dem Herannahen des jüngsten Tages keinen Zweifel mehr gestatteten, verkauften sie Haus, Hof und Habe, tilgten die Schuld an die Krone für empfangene Vorschüsse und wollten wandern. Der russische Generalstatthalter erklärte, daß er sie ungestört ziehen lassen wolle, sobald eine bestimmende Antwort aus St. Petersburg gekommen. Gegen jene begeisterten Frauen aber, welche sogar ihre nüchternen Männer im Stiche lassen wollten, um ihren Glaubensgenossen zu folgen, war Herr von Neidhardt unerbittlich. Selbst die Beredtsamkeit des Schneiders Daniel Meier, welcher als Sprecher einer Deputation der Separatisten zu dem Statthalter gesandt war und diesen hohen Herrn aus

den Briefen des Apostel Paulus zu beweisen suchte, daß er im Unrecht sei, brachte keine Wirkung hervor.

Mein erster Besuch in Katharinenfeld galt dem Gottesdienste dieser Sekte. Ich fand eine zahlreiche Versammlung von ernsten Männern und blassen Weibern in einer großen Stube beisammen. Vor dem Tische saßen die drei angesehensten Separatisten: Koser, Palmer und Spohn. Der erstgenannte hatte auffallend geistige, milde, fast edle Züge; auch die Physiognomie Palmers war nicht blöde und phlegmatisch, wie die der meisten Colonisten, Spohn sah wie ein gewöhnlicher Bauer aus. Unter den Weibern, welche zahlreicher als die Männer auf den hölzernen Bänken saßen, befand sich auch Spohn's Ehefrau, ein krankhaft exaltirtes Weib, welches in der Colonie einen merkwürdigen Einfluß übte. Der erste Gedanke, daß jetzt der rechte Augenblick zur Palästinafahrt gekommen, war von ihr ausgegangen. Der Heiland, den sie im Traum gesehen, hatte es ihr ausdrücklich gesagt und ihr zugleich bedeutet, daß keine Gewalt der Erde den Pilgerzug in der Ausführung seines frommen Vorhabens stören könne.

Die Gemeinde sang, betete und Koser las aus einem mystischen Buch, welches aus Würtemberg stammte, mit lauter Stimme vor. Die tiefe, aufrichtige Frömmigkeit, die begeisterte Andacht der Versammlung hatte etwas Rührendes, wenn es auch nur eine geistige Krankheit war, die sie hier vereinigte. Wie unter den Separatisten von Neu-Tiflis bemerkte ich auch hier einige Mädchen von auffallender Schönheit, wahre Madonna-Gesichter, aus deren sanften blauen Augen Friede und Unschuld sprachen. Die Gegner der Separatisten d. h. die Anhänger der alten Kirche behaupteten, daß diesen Schönen zu Lieb' mehr als ein junger Bursche

von der Kirche abtrünnig geworden und zu der Sekte übergegangen sei. Nach ihrer laut verkündigten Absicht wollten die Separatisten ihre Wanderung ohne Geld und ohne Lebensmittel antreten, denn sie rechneten, daß Manna für sie vom Himmel fallen werde. Gleichwohl munkelte man, daß die Mehrzahl doch für alle Nothfälle ein Päckchen Dukaten in ihre Kleider eingenäht. „Den Kurden werden Mädchen und Dukaten sehr willkommen sein“ meinte einer der Kirchlichen, der unter den Kurden als Gefangener gelebt hatte.

Die Antwort aus St. Petersburg ließ lange auf sich warten. Der Tag des Auszuges war festgesetzt und die Pilger schienen entschlossen, dem Verbot des russischen Statthalters zu trotzen. Mit der gläubigsten Zuversicht hielten sie ein unmittelbares Einschreiten der Gottheit zu ihren Gunsten für eine ausgemachte Sache. Als sie hörten, daß Herr von Neidhardt Kosaken senden werde, um sie mit Gewalt zurückzuhalten, lächelten sie gutmüthig: „was werden Kosaken ausrichten gegen die Engelschaaren? Was vermag das Verbot eines kaiserlichen Generals gegen das Gebot des Herrgotts? Wenn auch Legionen von Teufeln kämen, wir lassen uns nicht irre machen, wir werden ziehen. Und ihr Kleingläubigen kommt alle herbei und seid Zeugen dessen, was der Heiland zu thun vermag, um seine Auserwählten zu schützen.“

Der Tag der Abreise nahte. Von Neu-Tiflis, Petersdorf, Alexandersdorf, Elisabeththal, Annenfeld und Helenendorf hatten sämmtliche Anhänger der Sekte sich in Katharinenfeld, dem Sammelplatz der Pilger, eingefunden. Mit ihnen zugleich war aber auch ein Detaschement Kosaken von Tiflis eingetroffen — ein bedenkliches Omen für alle, die auf die Macht der Mirakel in unserer Zeit nicht unbedingt

vertrauen. Als außerordentlicher Bevollmächtigter des Generalstatthalters war auch Herr Friedrich von Kotzebue aus Tiflis gekommen. Als geborner Deutscher sollte derselbe einen letzten Versuch machen, seine rappelköpfigen Landsleute auf gütlichem Wege zur Raison zu bringen. Alle seine Vorstellungen fanden aber taube Ohren. „Wir werden ziehen! —" antworteten die Separatisten mit unerschütterlichem Entschlusse — „Gott will es! Eure Kosaken werden uns nichts zu Leide thun." Das sagten sie sehr gemüthsruhig, mit lächelndem Munde, im Ton einer felsenfesten Ueberzeugung. Der Tag verging mit Zurüstungen zur Reise, der Abend mit Beten. Den Kosaken wurden gute Schüsseln und ein ganzes Faß Wein aufgetischt; ihre Pferde erhielten Quartier im Stall und Hafer so viel sie fressen wollten.

Mit Sonnenaufgang waren die Pilger vor Haubensacks Hause versammelt, wo gewöhnlich die Fremden einkehren und wo auch ich mein Quartier genommen hatte. Im Ganzen waren es 360 Individuen, worunter die reichsten Colonisten, sogar der Schmied von Katharinenfeld, welchen seine Ehehälfte zu diesem Pilgerzuge überredete, obwohl dieselbe aus fünfjähriger Erfahrung die Leiden einer Gefangenschaft bei den Kurden kennen gelernt hatte. Jeder Mann trug einen schweren Ranzen, jedes Weib einen kleinern Pack, sogar eine siebenzigjährige Matrone schleppte rüstig ihr Bündelchen. Außerdem waren noch viele Esel mit Gepäcke beladen und in der Mitte des Pilgerzugs stand ein bespannter Wagen, auf welchem die Prophetin Frau Spohn Platz nehmen sollte. Als sie in Reihen sich geordnet hatten, schritten sie wohlgemuth dem Ausgang des Dorfes zu, wo die Kosaken auf das Geheiß ihres Hauptmanns Posto gefaßt. Nur wurde noch die Wolke erwartet, auf welcher

der Heiland daher fahren und seine Lieblingskinder vom Schwabenlande gegen seine Stiefkinder vom Don schützen sollte.

Der Himmel lachte in seiner gemüthlichsten Bläue über dem grünen Thal von Katharinenfeld, kein Lüftchen regte sich, kein Wölkchen war zu sehen. Der Storch, der auf dem Dache klapperte, die Lerche, die aus sonniger Höhe fröhlig trillerte, sie schienen der gläubigen Thoren zu spotten, denen ihre Flügel fehlten, um über den Don'schen Lanzen hinweg nach Jerusalem zu flattern.

Als der Heiland nicht erscheinen, das ersehnte Mirakel sich nicht ereignen wollte, da rieben sich die armen Leute die Augen, als erwachten sie aus einem seltsamen Traum. Noch verzagten sie nicht. Wie sie nun aber zu ihrem Schrecken merkten, daß die Kosaken mit vorgestreckten Lanzen und derben Flüchen sie vom Thore zurückscheuchten, da fielen sie betend auf die Kniee und sangen ein Lied aus dem alten würtembergischen Gesangbuch. Auch das wollte nichts helfen. Sogar als Daniel Meier, der Schneidermeister, die stärksten Künste versuchte und die Briefe des Apostels Paulus citirte, machte dies auf die Don'schen Schnurrbärte so wenig Eindruck, als die blasse Gestalt der Prophetin von Katharinenfeld, die mit gefalteten Händen wie ein Espenblatt zitterte. Der Befehl ihres Hauptmanns galt den Kosaken mehr als alle Apostelgespräche und himmlischen Winke. In den Zug hatte indessen das Geschrei der kleinen Kinder, von welchen die einen bereits zu essen, die andern zu trinken verlangten, einige Verwirrung gebracht. Unter diesen schwülen Umständen fand der vernünftige Rath des Herrn von Kotzebue besser Eingang als Tags zuvor. Die Separatisten sahen plötzlich ein, daß die rechte Stunde

zur Reise noch nicht gekommen sei. Der tragi-komische Ausgang war, daß alle in Katharinenfeld nicht seßhaften Separatisten unter guter Bedeckung nach den verschiedenen Colonien zurückgeführt, dort von ihren kirchlichen Gegnern mit Spott und Gelächter begrüßt wurden und den Kosaken die Zeche bezahlen mußten.

V.

Stillleben in Katharinenfeld. — Eine Dorfgeschichte im Orient. — Schicksale einer deutschen Familie unter den Kurden. — Zur Charakteristik der schwäbischen Ansiedler. — Allgemeine Bemerkungen über den Zustand der deutschen Colonien jenseits des Kaukasus.

Der slavische Naturforscher Szowitsch, welcher im kolchischen Urwalde unter Blumen und Lianen ein poetisches Grab gefunden, klagte einem Freund in der Krim, daß der deutsche Colonist Tobias Haubensack in Katharinenfeld ihm ein schweres Herzeleid angethan. Die Geliebte hatte Haubensack ihm weggefischt, ein reizendes Bauernmädchen mit runden Wangen und kirschrothen Lippen, dieselbe ehrlich unter die deutsche Haube gebracht und dem Slaven dafür das Herz gebrochen. Das konnte derselbe Haubensack nicht gewesen sein, bei welchem ich und andere Reisende in Katharinenfeld Quartier genommen, denn der hatte selbst heirathsfähige Kinder und sah gar nicht aus, als ob er in seinem Leben viel auf's Freien ausgegangen und einem Naturforscher eifersüchtigen Liebeskummer bereitet habe. Bald vernahm ich wirklich, daß jener herzerobernde Tobias von

Petersdorf nach Katharinenfeld auf Freiersfüßen gezogen und gleich nach vollbrachter Hochzeit auf den Flügeln seines jungen Eheglücks in rother Tuchweste und manchesternen Bräutigamshosen wieder davon geflogen war. Was die andere Beobachtung über meinen ehrbaren, verwittweten Hauswirth anbelangt, so trügte der Schein. Christoph Haubensack stand allerdings nicht mehr in den raschen Jahren. Manche Falte in seinem Gesicht, manches weiße Haar erinnerte an das Herannahen einer Lebenszeit, die keiner gerne nennen hört, der in dieselbe eingetreten. Aber was den Wein und die Liebe betrifft, so hatte er das frische Herz und den empfänglichen Sinn der Tugend bewahrt. Bei der fabelhaften Wohlfeilheit des Rebensaftes in Katharinenfeld kam der joviale Mann aus seiner Weinlaune selten heraus und betheuerte dann unaufhörlich, daß er wieder heirathen wolle, denn nur ein Weibchen könne seinem zerrütteten Hauswesen auf die Beine helfen und, um Brautschau zu halten, werde er nächstens eine Rundfahrt in den verschiedenen deutschen Colonien machen.

Vergeblich hatte Haubensack in Katharinenfeld an vielen Thüren angeklopft. Kein Mädchen gab den Bewerbungen des „versoffenen alten Wittwers" Gehör. Die vielen empfangenen Körbe schienen seine grauen Haare nicht eben vermehrt zu haben. Der joviale Christoph wußte sich über alle Unbilden des Lebens beim vollen Glase zu trösten und zu den Genien der Liebe und des Weines beschwor er dann oft den dritten Lebensstern: das Lied, herauf und gurgelte, wenn auch weniger melodisch wie eine Nachtigall am bemoosten Buchenstamme, doch nicht minder süß-sauer wie ein verliebter Spatz von der Dachrinne. In der begeistertsten Stimmung, wenn er einen Krug mehr als gewöhnlich ge-

leert hatte, erhob er manchmal seine Stimme zu einer Kraft und Höhe, als wolle er im Ernste seinem Nachbar, dem Leinweber „drei Seelen aus dem Leibe haspeln“.

Darüber war das hübsche Katherle, Haubensacks älteste Tochter, welche seit der Mutter Tod das Regiment im Hause führte, nicht nur ungeduldig, sondern manchmal so erbost, daß sie den kindlichen Respekt aus den Augen setzte und des Vaters ehrbaren Namen in „Saufsack“ travestirte. Das arme Mädchen hatte während meiner Anwesenheit das Unglück, den Fuß zu brechen und mußte unter Schmerzen das Bett hüten. Haubensack selbst kümmerte sich wenig darum, nahm doppelte flüssige Ladung und schien fast froh, daß die hofmeisternde Tochter über dem Schmerzensgestöhne die üblichen Scheltworte vergaß. Eine solche Haushaltung konnte freilich wenig Segen begleiten. Haubensack war in seinen ökonomischen Verhältnissen so heruntergekommen, daß er, als er endlich im Ernst seine Brautfahrt nach Neu-Tiflis und Alexandersdorf antrat, von seiner Tochter ein paar ungeflickte blaue Strümpfe, vom Colonisten Eichele einen Sonntagsrock, von einem andern Nachbarn einen Mantel entlehnen mußte, um nur bei einer so wichtigen Expedition nicht mit Schande zu bestehen.

Wenn ich die häuslichen Verhältnisse dieses leichtfertigen Mannes erwähne, so geschieht das nur des Beispiels wegen, damit der geehrte Leser nicht etwa glaube, es gäbe in den deutschen Ansiedlungen Georgiens lauter so fleißige und fromme Individuen wie die Separatisten. Wären liederliche und faule Subjekte vom Schlage meines Hauswirths in vorwiegender Zahl vorhanden, so würde bei den Russen wie bei den Eingebornen der gute Ruf der Arbeitsamkeit, der Tüchtigkeit und des ehrbaren Lebens der Deutschen bald

vernichtet. In einzelnen Fällen kommen sogar noch schlimmere Dinge vor, als Trunk und Arbeitsscheu. Der Colonialinspektor erzählte mir von widerlichen Lastern, welche im Orient seit ältesten Zeiten einheimisch, in Deutschland aber beinahe unbekannt sind. Dieser Vorwurf des Hanges zur Sittenlosigkeit trifft aber keineswegs die Separatisten, wie der Reisende Dubois, sonst ein unparteiischer und gewissenhafter Beobachter, unbegreiflicherweise andeutet. Wie sehr auch der Colonialinspektor das religiöse Treiben der Separatisten mißbilligte, so gab er ihnen doch ein sehr rühmliches Zeugniß des musterhaften Lebenswandels, der Keuschheit, der Ehrlichkeit und unverdrossenen Arbeitsliebe. Der seltsame Jerusalemsrappel hatte diese Arbeitsliebe nur momentan gestört.

Der Schulmeister meinte gleichfalls, es sei recht Schade, daß diese Leute sich von der Kirche abgewendet hätten, denn frömmere und bessere Menschen gebe es nicht in allen zehn Colonien der transkaukasischen Provinzen. Die Ursache, warum die Separatisten an der Kirche und dem gebräuchlichen Gottesdienste solches Aergerniß genommen, gab mir der Schulmeister unvollkommen an. In Katharinenfeld selbst gibt es keinen Seelsorger. Der Pfarrer von Elisabeththal hält hier selten den Gottesdienst. An seiner Stelle liest gewöhnlich am Sonntag der Schulmeister aus einer alten gedruckten Predigtsammlung eine langweilige Predigt ab. Nachdem ich einmal diesem Gottesdienst beigewohnt hatte, war ich nicht mehr verwundert, daß Leute, welche aus Deutschland eine Neigung zur religiösen Schwärmerei mitgebracht hatten, in Katharinenfeld nicht davon curirt wurden. Inhalt und Vortrag waren so gedehnt, so nüchtern, so ermüdend, daß selbst der Kirchenvorsteher Eichele auf seinem

Stuhle einnickte und bis zu Ende der Predigt wie ein Murmelthier schnarchte. Am Schlusse wurde gesungen und die Kinder leierten Bibelsprüche und Katechismus in gedankenlosester Weise ab. Kein Fünkchen war in diesem Gottesdienst, das in religiösen Gemüthern hätte zünden können. Aschgraue Langweile und eine klägliche Apathie und Bornirtheit lagerten auf den Gesichtern der Gemeinde. Da war mir der zunehmende Abfall von der Kirche, die Absonderung der Separatisten, deren Andachtsübungen einen unendlich tiefern und innigern Charakter hatten, vollkommen erklärbar. Tüchtige Seelsorger, welche das Wort Gottes aus warmer begeisterter Brust lehren und nicht dem Brotkorb zu lieb nach Transkaukasien wandern, wären das wohlthätigste Geschenk, welches unsere Missionsgesellschaften jenen fernen deutschen Colonien machen könnten.

Wenn ich die transkaukasischen Ansiedlungen mit den deutschen Niederlassungen in der Krim vergleiche, so neigt sich, was den Wohlstand und die Sittlichkeit betrifft, die Wagschale zu Gunsten jener. Dagegen herrschen in den krim'schen Colonien mehr Frohsinn und Lebenslust. Dort waren die deutschen Auswanderer von der religiösen Ueberspannung in weit geringerem Grade angesteckt und der dumpf brütende, melancholische Charakter der Glaubensschwärmerei ist längst von ihnen gewichen. Dort hat man noch Sinn für geselliges Beisammensein, für Tanz und Jubel, für Trinken und Singen, für Kirchweihfreuden und deutsch ländlichen Humor. In den deutschen Dörfern jenseits des Kaukasus ist das Tanzen und Kegelschieben verboten, die fröhliche Kirchweihfeier ist verbannt. So haben es die Colonisten selbst in ihrer Kirchenordnung bestellt. Hochzeiten und Kindtaufen werden zu Hause ohne Klang und Sang

gefeiert und eine noch frevelhaftere Verletzung der alten Ahnensitte ist, daß vier tausend deutsche Beine in Transkaukasien sich sogar gegen den vaterländischen Walzer verschworen haben.

Einst ward ich von einem Nachbar zur Taufe seiner Kinder, eines Zwillingspärchens, eingeladen. Da ging es nicht gerade trocken — selbst die frommen Separatisten sind dem glühenden Rebensaft Georgiens, welchen die Natur so freigebig spendet, nicht abhold — doch über Gebühr stille und hausbacken zu. Kein Schmaus, kein Tanz, kein Gelage, wie bei einem derartigen Familienfest in Deutschland. Brot, Käse und ein Humpen Wein wurden auf den Tisch gestellt und das Gespräch handelte nicht vom glücklichen Ehesegen, nicht von holden Kindern, sondern ausschließlich von Kühen und Kartoffeln, wobei der Vater des Zwillingspaares bemerkte, daß eine georgische Kuh nicht halb so viel Milch gebe, wie eine würtembergische.

Unter den Gästen fiel mir ein Bauer mit schwarzen Augen und gebogener Nase auf, welcher das Deutsche mangelhaft sprach. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß dieser Mann, welcher ganz wie die übrigen Ansiedler gekleidet war, aus dem türkischen Armenien stamme und mit Rieke Puff, einem Bauernmädchen aus Katharinenfeld, sich verheirathet habe. Ich plagte die Leutchen mit Fragen. Frau Rieke, welche drei Jahre in tartarischer Gefangenschaft zugebracht hatte, war gleichfalls unter den Gästen. Ich ließ ihr keine Ruhe, bis sie mir ihre Erlebnisse erzählte, und da manches davon ihrerseits ohne Erröthen nicht zu gestehen war, so mußten die Mittheilungen ihres Gatten und ihrer Verwandten die Lücken ergänzen. Zuletzt kam nach langem Ex-

amen folgende deutsch-armenisch-tartarische Dorfgeschichte zum Vorschein.

Rieke Puff war die einzige Tochter eines ziemlich bemittelten Colonisten, welcher bei dem Ueberfall der Kurden und Tartaren im August 1826 den Tod fand, im Augenblick, wo er versuchte, seine beste Habe den Klauen der Räuber zu entziehen. Das sechszehnjährige Mädchen ward von einem Tartaren mit roher Faust von ihres Vaters blutiger Leiche gerissen, auf dem Sattel eines Pferdes festgebunden und trotz Jammern und Sträuben im Galopp über die Berge geführt. Der Räuber brachte sie nach seinem Dorf in der Nähe des Ararat und verkaufte sie dort an einen reichen Tartaren Namens Sefir Beg. Dieser fanatische Mensch gab sie seinen Frauen als Sklavin und wollte sie zwingen, ihren Glauben abzuschwören. Sie that es aber nur äußerlich, und während sie betend mit den übrigen ihr Haupt nach Mekka wandte, flüsterte sie leise ihr deutsches Vaterunser. Sie erhielt den Namen Lulah und verrichtete die gewöhnlichen Dienste im Harem der Frauen, putzte dieselben, flechtete ihnen die Haare, half kochen und sticken und mußte, wenn sie ausging, so sorgfältig wie die übrigen ihr Gesicht verhüllen. Inzwischen zog sich der Krieg in jene Gegend. Eine russische Heeresabtheilung überschritt den Araxes. Sefir Beg floh mit seiner Familie und mit seinen Heerden auf türkisches Gebiet und kehrte nicht wieder nach seiner Heimath zurück, weil nach dem Friedensschlusse mit Persien die Gegend am Ararat bleibend in den Besitz der russischen Giaurs überging. Er siedelte sich in einem Dorfe bei Topra-Kaleh an, wo der Vater einer seiner Frauen wohnte. Da er den größten Theil seines Vermögens durch den Krieg verloren hatte, so schränkte er sich ein, bezog ein

bescheidenes Haus und mußte christliche Knechte dingen, um sein Feld zu bestellen und seine Heerde zu hüten. Unter diesen Knechten war ein Armenier, Namens Jephraim, ein armer Bursche, welcher die Schafe hütete. So oft derselbe seine Lämmer nach Hause getrieben, setzte er sich mit gekreuzten Beinen in den Hof und schaute unverwandten Blicks nach der Küche hinauf, in welcher Lulah als Herrscherin mit dem Kochlöffel als Scepter waltete. Es schien nicht ganz ausgemacht, ob Jephraim's sehnsüchtiges Hinaufstieren mehr Lulah's Reizen oder der Pilafschüssel galt, welche ihre derbe Hand für die Knechte bereitete. Sefir Beg fütterte seine Dienerschaft so karg, daß selbst ein genügsamer armenischer Magen kaum dabei bestehen konnte. Hatte daher an dem Seufzen und Sehnen Jephraim's neben dem Herzen auch der Bauch einigen Antheil, so war das ganz natürlich. Lulah schmeichelte sich indessen, daß nur ihr allein die glühenden Blicke des hübschen Hirtenjungen mit der krummen Nase gelten könnten und so ließ sie ihm denn einmal durch das Fenster ihr kugelrundes Gesichtchen sehen.

Jephraim war über Lulah's Anblick vielleicht noch mehr verwundert als entzückt. Scharlachrothe Wangen, lichte Flachshaare, hellblaue Augen und ein keckes Stumpfnäschen — all' das konnte keiner Tartarin, auch keiner Tochter des Morgenlandes angehören. Der Armenier vermuthete, daß sie eine Sklavin aus Rußland, eine Christin sein müsse. Eines Tages fand er als Contrebande unter seinem Reispilaf einige gebratene Lammknochen, welche von der Mahlzeit seines Herrn übrig geblieben waren. Diese Knochen, welche freilich für einen ausgehungerten Hirtenmagen nur geringe Nachlese übrig ließen, kamen offenbar

von Lulah's reizenden Händen. Jephraim zauste die Knochen gieriger ab, als ein Bullenbeisser, welcher die griechischen Fasten überstanden, und bezeigte sein Dankgefühl, indem er die Hand auf Herz und Mund drückte, so oft Lulah am Küchenfenster erschien. Dasselbe wiederholte er jeden Tag, und die verborgenen Leckerbissen unter dem Reis kehrten oft wieder.

Inzwischen nahte eine trübe Zeit. Lulah gebar ihrem Gebieter einen Sohn. Die Frauen, welche die Sklavin zuvor ziemlich gütig behandelt hatten, empfanden nun rasende Eifersucht. Um Lulah ihren Mißhandlungen zu entziehen, räumte ihr Sefir Beg ein besonderes Gemach ein und überließ ihr die unbeschränkte Herrschaft der Küche und des Stalles. Nun ward Gelegenheit geboten, den verliebten Armenier öfters heimlich zu sprechen. Lulah erzählte ihm ihr Schicksal. Das Land der Russen wird von den Armeniern wie eine heilige Erde betrachtet, seitdem der armenische Patriarchensitz und St. Gregor's Reliquien auf russischem Staatsgebiete sich befinden. Als nun Jephraim erfuhr, daß Lulah in jenem gelobten Lande ein Haus, ein Feld und einen Garten besitze, fühlte er sein Herz in verdoppelter Liebesgluth brennen und berieth mit ihr die Mittel zur Flucht. Lulah wollte aber nicht ohne ihr Kind fliehen und dieser Umstand machte das Unternehmen schwierig.

Ein weiteres Jahr verging, bis es Jephraim gelang, den armenischen Führer einer Karavane, Namens Kara-gös, für seinen Plan durch Geldversprechungen zu gewinnen. Kara-gös, der Schützling des russischen Consuls in Erzerum glaubte im Vertrauen auf diesen mächtigen Protektor die Sache wagen zu dürfen. Während der Nacht flüchteten sich Jephraim und Lulah mit dem Kinde in das Lager

der Karavane, welche in frühester Morgenstunde aufbrach und am Abende desselben Tages Diadin erreichte. Dort wurde die Karavane von Sefir Beg, welcher ihr mit einer Schaar bewaffneter Reiter gefolgt war, eingeholt. Die Noth war groß. Kara=gös, der einen Angriff auf seine Waaren befürchtete, wollte die Flüchtlinge preis geben. In der äußersten Verzweiflung warfen sich dieselben dem türkischen Kawassen zu Füßen, welcher die Karavane geleitete und der zum Glück ein mitleidiges Herz hatte, auch dem Geld und Branntwein nicht abhold war. Thränen und Bitten und das Versprechen einer Flasche vom besten russischen Arak nebst klingendem Bakschisch wirkten. Der Kawaß ließ sich bewegen, die Flüchtlinge in seinem Zelte, welches die Tartaren nicht zu durchsuchen wagten, zu verbergen. Tags darauf gelangte die Karavane in die Gegend von Bajasid, dicht an der russischen Gränze. Der Kawaß geleitete die Flüchtlinge während der Nacht auf das russische Gebiet und übergab sie dem Gränzposten der Kosaken.

Drei Jahre nach jenem unseligen Ueberfall kam Lulah, welche nun wieder Rieke Puff hieß, nach ihrer Heimath Katharinenfeld zurück. Sie erhielt das Vermächtniß ihres Vaters ohne Anstand und wurde mit ihrem armenischen Geliebten nach protestantischem Ritus getraut. Jephraim hat sich in der deutschen Lebensweise gut zurecht gefunden, trägt eine Zipfelmütze, Zwillichjacke und lederne Hosen wie die andern Bauern, arbeitet auch eben so fleißig und brav wie sie auf dem Feld und im Garten. Ich besuchte seine Familie öfters. Mustapha, der Tartarensohn, hat den Namen Christian erhalten, ist ein schmucker Bursche und sieht ganz seinem väterlichen Stamme ähnlich. Die späteren Kinder sehen halb deutsch halb orientalisch aus und haben Flachshaare

und blaue Augen von der deutschen Mutter, die gebogene Nase vom armenischen Papa geerbt. Ihre Körperformen sind schlanker, ihre Bewegungen gewandter und leichter, als die der übrigen Dorfkinder und der Schulmeister sagte mir, daß sie auch das Lesen und Schreiben weit schneller gelernt hätten. Eine alte Erfahrung lehrt, daß Raçenkreuzung den Menschenschlag veredelt.

Das Dschawalathal, in dessen Mitte die Colonie Katharinenfeld liegt, gilt mit Recht für eine der anmuthigsten Gegenden Georgiens. Hohe dickstämmige Buchen und Eichen, Eschen und Ahornbäume, von Epheu und Brombeer umrankt und mit zierlicher Cryptogamendecke oft bis zu den höchsten Aesten bekleidet, stehen dort in einem Meer von Blumen. Bunter und prächtiger sah ich die Vegetation nur in Kolchis und am bithynischen Olymp. In diesen Laubwaldungen voll Duft und Gesang, welche die Rücken, Halden und Terrassen des Pambakgebirges bedecken, schwirren und girren Tausende von befiederten Kehlen, klettern und schaukeln sich muntere Eichhörnchen auf schwanken Zweigen und schweifen Dammhirsche und Bären, die aber den Spaziergänger oder Pflanzensammler nicht stören, vielmehr bei seinem Anblick sich so eilig als höflich in die einsamsten Gegenden des grünen Labyrinths zurückziehen.

Jagd und Naturgenuß waren in diesem reizenden Gebirgslande unsere liebsten Freuden. Wenn wir aber müde von unsern Nomadenzügen nach der deutschen Ansiedlung zurückkehrten, da war es uns doch ein freundlicher Trost, ein beinahe seliges Gefühl, wenn aus dem Munde schlichter, biederer Leute die Laute der Muttersprache zu unserm Ohr drangen. Wir hörten da gerne die Erzählung der Erlebnisse dieser Ansiedler von der Zeit ihrer Auswanderung

aus dem Schwabenlande bis zu dem jüngsten ungebetenen Besuch der Kosaken. Auch die engeren Verhältnisse, die kleinen Leiden und Freuden der Familien, Liebesgeschichten und andere Episoden aus dem Katharinenfelder Stillleben interessirten uns bei längerem Aufenthalte. Der klang- und sangreichen Lyrik dieses transkaukasischen Thales, wie sie vom blauen Aether und vom grünen Haine, aus Busch und Wiese, vom Berg und Wasserfall, seit undenklichen Zeiten in wunderbaren Weisen redet, wird kein für die Natur empfänglicher Geist Anerkennung und Bewunderung versagen können. Den poetischen Funken, der in den deutschen Thalbewohnern schlummert, erkennt man nicht so leicht auf den ersten Blick. Der Katharinenfelder Bauernlümmel erscheint nur äußerlich als die incarnirte Prosa. Lebt man bei ihm und mit ihm, so merkt man zuletzt, daß auch unter dieser plumpen und unschönen Hülle ein verborgener kleiner Winkel übrig geblieben, wo eine stille selige Welt, die Welt des Gemüths, das Reich der Liebe, ihr Asyl gefunden. Dieser Hans Jörg, welcher die Ochsen an seines Vaters Leiterwagen spannt, dieser Peter, der mit der Mistgabel nach seinem Acker schlendert, dieser Michel, der so dumm und duselig vor seiner Breischüssel sitzt — jeder scheint in diesem Augenblick an nichts zu denken, als eben an Ochsen, Dünger und Linsenbrei. Aber der schärfste Beobachter kann sich hier täuschen. Zärtlicher und schmachtender als anderswo denkt vielleicht der Hans Jörg an sein Katherle, der Peter an sein Marannerle, der Michel an seine Bäbele, und die unaussprechlich dumme Miene könnte möglicherweise nur Maske sein, damit der Uneingeweihte nicht errathe, was in jenem geheimen Schlupfwinkel seines Gemüths vorgeht. In diese poetischen Mysterien einer schwäbischen Bauernseele vermöchte

freilich ein Dichter des Orients nicht leicht einzudringen. Ein Firdussi, ein Hafis könnte im Thal von Katharinenfeld wohl jene Zauberstimmen verstehen, welche vom azurblauen Südhimmel, vom üppigen Buschwalde, aus dem Krystallgrunde murmelnder Quellen tönen. Um aber hinter dieser rauhen deutschen Felsdruse den Demant zu entdecken, um aus dieser garstigen Schale die Perle zu lösen, dazu bedarf es des sinnigen Auges, der gemüthlichen Hand eines deutschen Dichters wie Berthold Auerbach.

Christoph Haubensack schien auf seiner Brautfahrt nicht das Glück des biblischen Jakob zu haben, der die ihm vom Himmel erkohrene Rachel vor Labans Zelten gleichsam wie auf dem göttlichen Präsentirteller fand. Von einer Colonie wanderte Haubensack zur andern, blieb ungebührlich lange aus und ich mußte mich am Ende nach einem andern Hauswirth umsehen. Der Colonist Eichele war bereit mich gegen eine angemessene Vergütung in Kost und Wohnung zu nehmen. Er war Bauer, Zimmermann und Kirchenvorstand, ein erbitterter Gegner des separatistischen Treibens und warmer Lobredner des russischen Prügelsystems, dessen Anwendung er als Universalmittel in allen Fällen empfahl, wo die Verhältnisse der Colonie und der Kirche nicht nach seinem Wunsch gingen. Gleichwohl pflegte der ehrenwerthe Kirchenvorstand nur mit der Zunge zu prügeln, denn im Kreise seiner Familie wie im Privatverkehr mit seinen Landsleuten war er ein friedfertiger Mann, mit dem sich's leben ließ und der dem Pantoffel seiner Ehehälfte sogar eine gewisse scheue Ehrfurcht bezeigte. Frau Eichele war mit ihm in zweiter Ehe verheirathet. Von ihrem ersten Mann waren ihr drei Kinder geblieben, mit welchen sie vier Jahr lang in kurdischer Gefangenschaft zugebracht hat. In jenem Unglücksjahre 1826

ward sie von dem bekannten Kurdenhäuptling Hussein Chan in das Innere Kurdistans geschleppt. Dort mußte sie dessen wandernden Raubzügen folgen und hatte Gelegenheit, Lebensweise und Charakter jenes merkwürdigen Nomadenvolkes genau kennen zu lernen. Ihre Erlebnisse waren abenteuerlicher, wenn auch minder romantisch als die der deutschen Lulah und ihres krummnasigen Liebsten. Frau Eichele erzählte mir ihre Schicksale oft und ausführlich und zeigte mir auch den kurdischen Ring, welcher bestimmt war, ihrer Tochter, dem hübschen Christinele, durch das Nasenloch gebohrt zu werden, sobald sie das zwölfte Lebensjahr zurückgelegt haben würde.

Christinele war ein frisches, rundes, allerliebstes Mädchen mit heiteren blauen Augen, die wie zwei Sternlein funkelten, und kirschrothen Lippen, die sich beständig zum Lachen öffneten. Ihr hübsches Gesichtchen mit dem gutmüthigsten Ausdrucke von der Welt bedurfte wahrhaftig nicht des häßlichen kurdischen Nasenrings, um zu gefallen. Sie liebte nicht das Stillsitzen und war der Nadel und dem Spinnrad gram. Dafür hatte sie eine wahre Passion für das Dreschen und Mähen und kein anderes Mädchen des Dorfes that es ihr darin an Eifer und Handgeschick zuvor. Sancho Pansa würde an ihr seine Freude gehabt haben, denn dieses kerndeutsche Mädchen, hätte so gut wie die robuste Castilianerin von Toboso jeden fahrenden Ritter und Schildknappen, der ihr huldigte, aus der Pfütze ziehen können. Christinele war mit dem ältesten Sohn des französischen Veteranen und Gastwirths Jean Paul von Neu-Tiflis verlobt gewesen. Das Brautpaar war bereits geputzt zum Kirchengange als ein wüthender Streit zwischen der Frau Eichele und der Mutter des Bräutigams wegen der

Mitgift die ganze Sache wieder rückgängig machte. Das hübsche Christinele schien nicht sonderlich darüber betrübt. Weder die runden rosigen Wangen, noch der schalkhafte Mund, der sich nach wie vor zum herzlichen Lachen öffnete, deuteten auf verborgenen Liebeskummer. Bald merkte ich, daß ein anderer Bauernbursche, Peter Zwick, der jüngste von sieben Brüdern, sich für meine hübsche Hausgenossin interessirte. Er war ein hochgewachsener, stattlicher Bursche, schien aber Anfangs wenig Gunst zu finden, denn Christinele meinte, er sei kein tüchtiger Arbeiter. Dennoch ging er beharrlich jeden Tag vor Eichele's Scheune vorüber, und hielt dort stille, wenn er die fleißige Jungfer mit ihren Brüdern das neue Korn ausdreschen sah. So oft sie einen Augenblick ausruhte, nahm er ihren Flegel und ließ es sich nicht nehmen, für sie fortzudreschen. Als das Mädchen ihn so kunstgerecht und unverdrossen den Flegel schwingen sah, meinte sie doch am Ende, daß er ein „braver Bue" sei und wohl gar noch ein guter Ehemann werden könne. Die Sache nahm ihren stillen und soliden Fortgang und bevor ich Katharinenfeld verließ, waren die beiden ein verlobtes Paar. Peter hatte sich in Christinele's Herz im wahren Wortsinn hineingedroschen.

Ein bemerkenswerther Charakterzug der deutschen Ansiedler ist, daß sie keine der orientalischen Tugenden sich angeeignet haben, weder die Mäßigkeit im Genusse des Weins, noch die Gastfreundschaft. Während man bei den Eingebornen auf dem Land, bei mahomedanischen Tartaren, wie bei christlichen Georgiern und Armeniern, stets höfliche und zuvorkommende Aufnahme findet, wenn man als Fremder ihre Hospitalität verlangt, während selbst kurdische Nomaden und Teufel anbetende Jesiden den müden

Wanderer, der hungrig vor ihr Zelt tritt, willkommen heißen und ihm das Beste vorsetzen, was sie haben, zieht der deutsche Bauer ein verdrießliches Gesicht, wenn ein Reisender nach morgenländischem Gebrauch um Nachtlager und einen Platz am Tische bittet. So oft Frau Eichele durch das Fenster einen einkehrenden Gast erblickte, selbst wenn es ein Landsmann von der Colonie war, jammerte sie, als sei ihr ein Unglück widerfahren und schimpfte mit den Männchen der Gattung Rohrspatz um die Wette. Und doch kostete ein solcher Besuch nur ein Glas Wein und der Wein ist so wohlfeil in Katharinenfeld und Frau Eichele besaß selbst einen Rebgarten!

Einst kam ein Armenier, der Diener eines in der Nachbarschaft wohnenden Fürsten, welcher mit dem Colonisten Eichele im Geschäftsverkehr stand und ihn um einige Johannisbeeren bitten ließ. Wir waren eben im Begriff den Nachtisch zu verzehren. Meine gastfreundlichen Landsleute vergönnten dem Armenier den Anblick der Speisen, boten ihm aber weder einen Sitz noch einen Becher Wein. Voll übler Laune nahm Frau Eichele ein Körbchen und pflückte im Garten die erbetenen Beeren. Als sie das Körbchen dem Fürstendiener einhändigte, murmelte sie einige deutsche Bemerkungen über Zudringlichkeit und Bettelei. Der Armenier würde den Sinn dieser Worte wohl errathen haben, selbst wenn er kein deutsches Wort verstanden hätte. Frau Eichele's Essiggesicht und die brummige Betonung ihrer Worte waren unzweideutige Dolmetscher. Statt in blumigen Redensarten nach orientalischem Gebrauche überzufließen, entfernte sich der Armenier ohne Dank und sagte nur beim Weggehen auf tartarisch: „Als ich zu Euch kam vollzog ich den Befehl meines Gebieters. Ich hoffe, daß er mich nicht wieder

sende.“ — „Empfängt man bei den Kurden die Gäste so freundlich wie hier?“ fragte ich Frau Eichele nicht ohne spöttische Betonung. „Ja doch — die Räuber!“ erwiederte Frau Eichele. „Unter ihren Zelten da geben sie, was sie haben, Jauert und Pilaf, und braten wohl gar noch ein Viertel Lamm für den Gast. Hat er aber Abschied von ihnen genommen unter tausend Schwüren von Dank und Freundschaft, so lauern sie ihm auf dem Wege auf und ziehen ihn aus bis auf's Hemd.“

Frau Eichele, welche in erster Ehe Frau Barbara Liebmann geheißen, war bei dem mehrerwähnten Ueberfall im August 1826 nicht eigentlich mit Gewalt gezwungen worden, den Kurden zu folgen. Aber sie wollte ihre drei kleinen Kinder nicht im Stiche lassen, welche die Kurden auf ihre Pferde gepackt hatten. Ihr jüngstes Kind, dasselbe Christinele, das ich als blühende Jungfrau mit all' den Reizen einer schwäbischen Dorfschönen geschmückt sah, war damals noch ein Säugling. Hussein Chan, ein alter Kurdenhäuptling, der an der persischen Gränze nahe an der Karavanenstraße ein einträgliches Räuberhandwerk übte, schenkte die Gefangene mit ihren Kindern seinem Sohne, welcher mehrere junge Frauen hatte. Er befehligte ein zahlreiches Kurdenlager, welches zuerst in der Gegend von Maku sich niederließ und als der Krieg sich dorthin wälzte, tiefer in die kurdischen Gebirge zurückging.

Bei dem Beginn des persisch-russischen Krieges schienen die Kurden sehr kampflustig. Massenhaft folgten sie dem Aufrufe Feth-Ali-Schah's und dem lockenden Goldklang seiner Tomans und brannten vor Begierde, mit den ungläubigen Russen anzubinden. Vor ihren Bambuslanzen, hofften sie, würden die Russen wie Spreu im Winde zerstäuben.

Mancher Kurdenhäuptling mochte wohl im Geiste schon die Dukaten und Silberrubel zählen, die er bei der Plünderung von Tiflis einzuerndten gedachte. Die jüngeren Kurden träumten von den schönen Georgierinnen, mit welchen sie ihre Harems schmücken würden. Die Sache kam aber ganz anders, als sie gedacht. Statt der klingenden Dukaten gab es donnernde Zwölfpfünder und Kartätschen, statt sanfter Umarmungen georgischer Odalisken und süßer Haremküsse, setzte es unsanfte Don'sche Lanzenstöße und bittere Beulen. Gleich nach dem ersten Strauße liefen die Kurden davon und wollten von dem Kriege mit den Russen nichts mehr wissen. Sie trennten sich ganz vom persischen Heer und trugen nicht das geringste Verlangen nach einer Erneuerung der Bekanntschaft mit den groben Moskowitern und ihren donnernden Höllenmaschinen.

Die deutsche Gefangene erhielt den Namen Seba. Sie wurde von den Kurden nicht zur Aenderung ihres christlichen Glaubens gezwungen, nicht einmal aufgefordert. Die erste Frau ihres Gebieters schien sogar in die Macht des Gottes der Christen mehr Vertrauen zu setzen, als in die Macht Allah's und des Propheten der Islambekenner; denn sie bat oft ihre Sklavin, daß sie ihren Gott um Kindersegen für ihre Gebieterin anflehen möge. Sie versprach ihrer Sklavin die Freiheit, wenn Gott ihr einen Sohn schenken würde. Seba betete. Bald war ihre Herrin wirklich gesegneten Leibes und gebar ihrem Gatten ein Söhnlein. Aber die arme Sklavin erhielt ihre Freiheit doch nicht. Der junge Chan wollte nichts davon wissen. Seba mußte nach wie vor alle Haremarbeiten verrichten und im großen prächtigen Zelte den Chan und seine Frauen Abends ent-

kleiden, wenn sie auf weichen persischen Teppichen und Polstern sich zur Ruhe lagerten.

Die Favoritin des Chans war eine Türkin von ungemeiner Schönheit, Tochter des Paschas von Kars. Dieselbe behandelte ihre Sklavin mit Menschlichkeit und Güte, erlaubte ihr stets ihre kleinen Kinder um sich zu haben und beklagte voll weichherzigen Mitleids das Schicksal der Seba, weil sie von ihrem Gatten und ihrer Heimath getrennt unter einem so wilden Volk als Sklavin leben müsse. Sie selbst fühlte sich als Türkin fremd unter den Kurden, und obwohl von ihrem Gatten geliebt und fürstlich gehalten, in Sammet und Seide gekleidet und mit Gold und Perlen geschmückt, ließ sie doch oft ihrer Sklavin hören, wie wenig glücklich sie sich hier fühle. Ihr stolzes osmanisches Blut empörte sich bei dem Bewußtsein, einem Barbaren anzugehören und unter Barbaren zu leben.

Eine schwere Krankheit des jungen Chans brachte der Gefangenen wieder einen Hoffnungsschimmer. Seba wurde von dem bekümmerten Vater selbst an des Sohnes Krankenlager geholt, damit sie zu ihrem Gott für seines Sohnes Genesung bete. Der alte schwur bei seinem Bart, ihr die Freiheit zu schenken, wenn Gott seinem Sohne die Gesundheit wieder geben würde. Der junge Chan genaß. Als aber die Gefangene den alten Kurden an seinen Schwur erinnerte, wußte er die Erfüllung desselben unter allerlei Ausreden in die Ferne zu rücken. Das wandernde Kurdenlager gelangte inzwischen auf seinen Nomadenzügen an die Ufer des großen Wan-Se's, auf welchem die Stürme toben und die Brandung heult wie am Meer. Mit Gewalt quartirten sich dort die Kurden in einem armenischen Dorfe ein. Nachdem sie da lange gesessen und auf Kosten der unglück-

lichen Bewohner geschmaust hatten, zogen sie weiter. Der Chan schickte aber am zweiten Tag seine Reiter zurück, um das Dorf zu plündern. Alle Bewohner wurden bis auf das Hemd ausgezogen. Raubend und plündernd drangen sie weiter, bis in die Gegend von Bidlis. Dort wurde ihr Weitermarsch durch den Pascha von Wan aufgehalten, welcher all' seine Streitkräfte gegen Hussein Chan aufgeboten hatte. Obwohl das Kurdenlager weit stärker als die türkische Streitmacht war, ließ sich Hussein Chan doch durch die Drohungen des Paschas einschüchtern und zog sich an die persische Gränze zurück.

Die Chanin sagte inzwischen ihrer Sklavin, daß ein Tartar im Begriffe sei, nach Tauris abzugehen. Diesem möge sie einen Brief mitgeben. Seba schrieb einen deutschen Brief, ohne eigentlich zu wissen an wen. Sie erzählte darin ihr Schicksal, klagte ihre Noth und beschwor den Leser, ihr zur Freiheit zu verhelfen. Als die Frauen des Chans Seba selber schreiben sahen, waren sie sehr erstaunt und fragten: „Bist Du die Tochter eines Fürsten?“ Als sie verneinte, sagten die Frauen: „Nun so muß Dein Vater ein Priester sein.“ Wie nun Seba ihnen erklärte, daß in ihrem Dorf alle Bäurinnen schreiben könnten, hörten die kurdischen Frauen nicht auf sich zu verwundern. Seba übergab den Brief den Tartaren mit der Bitte, denselben irgend einem Europäer in Tauris einzuhändigen und damit derselbe das Schreiben sicher überbringe, küßte Seba dem Tartaren den Bart.

Nach einigen Wochen kehrte der Tartar von Tauris zurück und zeigte der Seba ein Blatt Papier, auf welchem von unbekannter Hand einige tröstende Worte in deutscher Sprache geschrieben waren. Bald traf die Nachricht ein, daß ein vornehmer russischer Officier nach Bajasid gekommen

sei, Seba als seine Gattin und ihre Kinder als die seinigen reklamirt habe. Der Kurde, welcher diese Botschaft in das Lager brachte, war voll Rühmens, was Seba für einen schönen, prächtigen Mann habe. Hussein Chan fragte nun bei dem Pascha von Erzerum an: Was er mit Seba machen solle? Der Pascha schickte ihm einen Tartaren mit dem Befehl, die Gefangene mit ihren Kindern sogleich in Freiheit zu setzen und unter sicherm Geleite nach Tauris bringen zu lassen. Der Kurdenhäuptling gehorchte und so erhielt die arme schwer geprüfte Frau mit ihrer Freiheit auch ihren alten ehrlichen deutschen Namen wieder.

Nach einem rührenden Abschied von ihrer Gebieterin, an welche Frau Eichele noch heute mit Liebe zurückdenkt, trat sie mit ihren Kindern die Reise nach Tauris an. Dort wurde sie in das russische Consulat gebracht. Als sie vor der Thüre den ersten Kosaken wieder sah, weinte sie vor Freude und fiel dem verwunderten schnurrbärtigen Lanzenreiter um den Hals. Der russische Consul gab ihr die Mittel, mit einer Karavane sicher nach Tiflis zu reisen. Als sie auf georgischem Boden dem ersten schwäbischen Bauerswagen begegnete, wiederholten sich Freudenthränen und Jubel wie beim ersten Anblick des kosakischen Thürstehers am russischen Consulat. Endlich erreichte sie Katharinenfeld wieder, wo ihr erster Mann noch lebte. Die Kinder hatten während der vierjährigen Gefangenschaft das Deutsche verlernt und sprachen nur kurdisch. Doch sie gewöhnten sich schnell wieder an deutsche Töne und deutsches Leben und jetzt haben sie die Kurdensprache längst wieder vergessen.

Einst fragte ich das hübsche Christinele, ob es nie bereut habe, das Kurdenland verlassen zu haben, wo es vielleicht auch eine Chanin geworden wäre, und längst einen

schönen bärtigen Mann hätte und seidene Kleider und Schmuck von Gold und Perlen und einen Ring mit Edelsteinen im Stumpfnäschen tragen könnte, statt wie jetzt alle Tage auf den Acker gehen und in der Scheune dreschen zu müssen. Christinele versicherte, daß sie gar kein Heimweh nach dem Kurdenlager gespürt habe. Da wolle sie doch lieber in einem deutschen Dorf die Hände rühren. Das mache gesund und froh und Mittagbrot und Abendsuppe schmecke dann noch einmal so gut. Der Peter habe zwar keinen Bart, keinen Turban und keine weiten Hosen, aber er sei fleißig, brav und treu, und das silberne Ringlein, das sie von ihm am Finger trage, sei ihr lieber als alle Nasenringe von ganz Kurdistan.

Das liebe Mädchen lächelte bei diesen Worten mit der gutmüthigsten Miene und ihr rundes Gesichtchen kam mir appetitlicher vor als je. Der frische Mund mit den Kirschlippen und den Perlzähnen, das runde Grübchen auf den rosigen Wangen schienen mir in diesem Augenblick meine hübsche kleine Hausgenossin reizender, als aller Haremsputz des Orients zu schmücken. Ihr Bräutigam war inzwischen in die Stube getreten, hatte den Schluß ihrer Rede gehört und reichte ihr die Hand. Peter würde vielleicht einen Kuß auf Christinele's zum Lachen geöffneten Mund gewagt haben, wenn ihn meine Gegenwart nicht verdutzter gemacht hätte, als er gewöhnlich war. Sein Bräutchen hätte sich wohl kaum dagegen gesträubt, denn ihre blauen Augen schauten bei Erwiederung seines Händedrucks so freundlich in die seinigen, wie die Sonne auf den Eichklotz im kolchischen Urwald. Ich merkte jetzt, daß Peter Zwick, welcher im Schweiße seines Angesichts sich in Christinele's Gunst sehr langsam hinein gedroschen, nun in ihrem Herzchen uner-

schütterlich fest gezwickt war. Der Hochzeit konnte ich nicht mehr beiwohnen, aber der Brief eines Freundes, welcher mich einige Jahre nach meiner Rückkehr aus dem Orient in Deutschland fand, gab mir die beruhigende Nachricht, daß nicht nur die Hochzeit dießmal ohne Zwietracht der Eltern abgelaufen, sondern daß auch das junge Ehepaar in bester Eintracht und häuslichem Segen lebe und daß der Besitz niedlicher Kinder, denen man den derben Mann ansehe, aus welchem sie entsprossen, Christinele's Vorliebe für das Dreschen merklich gemindert habe. Der Storch, welcher auf dem Kamin von Eichele's Haus so lustig schalkhaft klapperte, im Augenblick, wo ich die Colonie verlassend dem hübschen Christinele die Abschiedshand reichte, hat sich als guter Prophet bewährt.

Die Tartaren nennen Katharinenfeld Kamarlu, nach dem Namen einer tartarischen Ortschaft, die vormals auf demselben Boden gestanden, welchen gegenwärtig das deutsche Dorf einnimmt. Seine Lage ist fast im Mittelpunkt von Somchetien. Im Norden erhebt sich das Porphyrgebirge Kaldikara, welches Somchetien von den südlichen Thälern Karthliens trennt. Im Süden läuft die hohe Pambakkette mit einem prächtigen Kranz von Wäldern und baumlosen Gipfeln, welche die Höhen der Alpenregion erreichen und bis zum Monat Juni gewöhnlich mit Schnee bedeckt sind. Noch höher ist die Gebirgskette, welche am Westrande von Somchetien in der Richtung von Süd-Ost nach Nord-West streicht und das russische Gebiet auf dieser Seite von dem türkischen Paschalik Achalziche scheidet. Diese Gebirgskette wechselt öfters ihren Namen. Gewöhnlich gilt die tartarische Benennung Akhalkalaki; ihr höchster Gipfel heißt Modatapa. Die Ostseite von Somchetien ist vollständig

offen und wird vom Kur begränzt. Dubois bemerkt sehr richtig, daß es jenseits des Kaukasus wenige Gegenden gibt, welche so reichlich bewässert sind, wie die Provinz Somchetien und vor allen das Thal des Dschawala, an dessen linken Ufer die deutsche Colonie liegt. Von dem tartarischen Dorf Kamarlu sind noch einige Ruinen übrig geblieben, worunter auch zwei armenische Kirchen.

Zu der außerordentlichen Fruchtbarkeit der nächsten Umgebung von Katharinenfeld trägt die vulkanische Natur des Gesteins, die reiche Bewässerung durch Quellen und Bäche und der durch die Nähe von Wald und Hochgebirge vermehrte Niederschlag bei, der freilich auch oft statt des befruchtenden ätherischen Wassers schwere Hagelkörner von Haselnußgröße sendet, wie dieß während meines Aufenthalts im Monat Juli der Fall gewesen. Die Colonisten waren eben im Begriff das Korn zu schneiden. Die ganze Ernte jener auf den Höhen liegenden Felder, welche noch in Halmen stand, wurde zu Grund gerichtet und der Jammer war allenthalben groß. Als das entsetzliche Ungewitter vorüber war, eilte Frau Eichele mit mir nach den Weinbergen, um zu sehen, ob der Hagel nicht auch dort Schaden angerichtet habe. Die Colonie hat einen großen gemeinschaftlichen Weinberg, welcher die Fülle und Größe seiner Trauben einem vom Dschawalabach hergeleiteten Kanal verdankt. Die Colonisten wässern ihre Rebstöcke stärker als die Eingebornen, geben dadurch den Beeren ihrer Trauben mehr Größe und Saft, keltern dafür aber auch einen Wein, der minder stark und feurig ist, als der georgische. Jede Familie hat in diesem gemeinschaftlichen Weinberg ein gesondertes Land und eine bestimmte Anzahl Rebstöcke. Den Wächterdienst versehen die Colonisten abwechselnd gegen die Zeit der Traubenreife.

Nicht vor Menschen bewacht man die Trauben, denn diese haben selbst allenthalben genug, wohl aber gegen geflügelte oder große zottige vierbeinige Diebe und Näscher. Vögel und Bären laden sich gegen die Zeit der Weinlese zu Gaste und es vergeht kein Jahr, wo nicht in mondhellen Nächten von den auf dem Anstand lauernden Wächtern etliche Brummer für ihre Zudringlichkeit und Näscherei mit ein paar Bleikugeln beehrt werden.

Zur größten Freude der Frau Eichele und anderer Colonisten, welche mit mir voll Angst und Eile nach den Weinberg gelaufen waren, hatte der Hagel nur geringen Schaden gestiftet. Ich machte dort die Bekanntschaft des alten Salzmann, des Vaters jenes reichen Colonisten, der auf dem Sand bei Tiflis stattliche Häuser besitzt und die goldene Verdienstmedaille vom Kaiser Nikolaus am Halse trägt. Der alte Salzmann war einer von den neuen Ansiedlern, welchen der Ruf von seines Sohnes Glück noch in späten Lebensjahren bewogen hatte, seinem Vaterland Würtemberg den Rücken zu kehren. Sein Sohn erfüllte die kindliche Pflicht, indem er seinen armen Vater reich ausstattete und ihm die Mittel gab, in Katharinenfeld ein sorgenfreies und doch nicht unthätiges Leben zu führen. Die Gluth des südlichen Klimas und das Feuer des somchetischen Weines schien Blut und Nervengeist des alten Mannes mit neuer Lebenskraft durchdrungen zu haben. Er verliebte sich und heirathete zum drittenmal. Frau Eichele nahm dabei Anlaß gegen die Selbstsucht und die Lüsternheit alter Männer loszuziehen, welche blutjunge Dirnen heiratheten, die ihre Enkelinnen sein könnten. Solche Greise, sagte sie, bildeten sich oft ein, Jünglingskraft bewahrt zu haben und hinterher zeigte es sich, daß sie nicht einmal „die Hosen mehr halten konnten.“

Wenn so alte Kerle durchaus wieder freien wollten, so wäre es doch vernünftiger und anständiger, wenn sie Wittwen von gesetzten Jahren heiratheten, an welchen in Katharinenfeld kein Mangel sei. Ich suchte die eifernde Sprecherin zu beruhigen mit der Göthe'schen Bemerkung: daß die angenehmste Art sich zu verjüngen, was am Ende doch jeder wünsche, die Verbindung mit einem noch blühenden Mädchen sei. Um mich der Frau Eichele noch deutlicher zu machen, setzte ich, nach dem natürlichern Bilde Hairaddin Mograbin's, hinzu: daß dem alten Salzmann vermuthlich das Kalbfleisch besser schmecke als das Kuhfleisch. Frau Eichele ließ sich durch diese Argumentation nicht so schnell bekehren, denn sie gab die trockene und tiefsinnige Antwort: es sei immer besser, wenn jede Sau bei ihrem Trog bliebe!

Den vorstehenden Skizzen und Bildern über Leben und Erlebnisse in den deutschen Ansiedlungen jenseits des Kaukasus füge ich noch einige nachträgliche Bemerkungen über deren materiellen Zustand bei. Die sicher constatirte Thatsache, daß die Bevölkerung dieser Colonien in den ersten zehn Jahren abgenommen, in den folgenden Jahrzehnten aber einer merklichen Zunahme sich erfreute, mag als chronologischer Maßstab für ihr materielles Wohlbefinden gelten. Die statistischen Nachweisungen im Jahr 1843 ergaben folgendes Resultat:

in der	Colonie	Neu-Tiflis	63	Familien
„	„	Alexandersdorf	36	„
„	„	Elisabeththal	90	„
„	„	Helenendorf	186	„
„	„	Petersdorf	21	„
„	„	Marienfeld	39	„
„	„	Katharinenfeld	153	„
		zusammen	588	Familien mit

mehr als 3000 Individuen. Hiezu kommen noch die Bewohner der neu errichteten Ansiedlungen in Achalziche und in Schamachie, über deren Zahl statistische Nachweisungen fehlen. Die Colonie Annenfeld war ihres mörderischen Klimas wegen so gut wie ganz verlassen. Ihre Bewohner hatten sich nach Helenendorf zurückgezogen, wo das Klima zwar auch sehr ungesund ist, doch nicht im gleichen Grade die Bevölkerung decimirt. Annenfeld hatte mit Helenendorf und Katharinenfeld im Jahre 1826 dasselbe tragische Schicksal getheilt. Tartarische Raubbanden aus der Landschaft Karabag hatten die Colonie überfallen und einen Theil der Bevölkerung, der nicht schleunigst geflohen war, theils niedergemetzelt, theils gefangen mit sich geschleppt. Die bereits halb verfallenen Colonistenhäuser sind jetzt von Eingebornen bewohnt. Was von Gärten und Weinbergen übrig geblieben, wurde von den Colonisten abgetreten.

Man kann im Allgemeinen sagen, daß die deutschen Niederlassungen in Transkaukasien zwar nirgends eine glänzende Gestalt gewonnen und weder die übertriebenen Hoffnungen der russischen Regierung, noch ihre eigenen erfüllt gesehen, doch in allen Gegenden, wo der Absatz ihrer Produkte gesichert ist, ziemlich gediehen sind. Von den zunächst der Hauptstadt gelegenen Ortschaften Neu-Tiflis, Marienfeld, Petersdorf, Alexandersdorf läßt sich dies mit Bestimmtheit sagen. Auch die etwas ferner gelegene Colonie Katharinenfeld, durch große Fruchtbarkeit und reiche Bewässerung begünstigt, erfreute sich eines ziemlichen Grades von Prosperität. Der minder günstige Zustand von Elisabeththal ist durch besondere Verhältnisse bedingt. Viel weniger befriedigend ist der Zustand der ferner gelegenen Ansiedlungen, welche weder, wie die genannten Ortschaften, eine große

Hauptstadt mit allen Bedürfnissen des europäischen Luxus, noch die Meeresküste, noch einen großen schiffbaren Strom zur leichten Verwerthung oder Exportation ihrer Produkte in der Nähe haben. Die tief im Süden unweit Gandscha gelegene Ansiedlung Helenendorf, welche die zahlreichste Bevölkerung von allen hat, befindet sich nach der Schilderung des Reisenden Dubois und nach andern Berichten in einer traurigen, prekären und für ihre Zukunft fast verzweifelnden Lage. Das Dorf liegt am Fuße des Berges Sarial, etwa zehn Werste von Gandscha oder Elisabethpol, wie diese große, aber schmutzige armenische Stadt von den Russen getauft ward. Das äußere Ansehen der Colonie ist hübsch und reinlich. Zwei breite Straßen mit sauberen, weiß angestrichenen Häuschen und platten Dächern sind mit Fruchtbäumen bepflanzt. Fast im Centrum des Dorfes ist der kleine Marktplatz, in dessen Mitte das Kirchlein steht. Die ackerbaufähigen Ländereien der Colonisten liegen auf dem Berg Sarial und sind bei dem Mangel künstlicher Bewässerung, ohne welche in den Ländern jenseits des Kaukasus die Bodenkultur nirgends besondere Vortheile gewährt, wenig ergiebig. Getreide, Kartoffeln und Wein waren bis jetzt die Hauptkulturzweige der Helenendorfer. Der Wein hat einen angenehmen Geschmack, ist ziemlich stark und enthält viel Kohlensäure, wie alle Weine, welche auf kreidigem Felsboden wachsen. Diese Erwerbszweige sind sehr schlecht inmitten einer Provinz, deren Bevölkerung arm ist und nach orientalischer Sitte höchst frugal und einfach lebt. Die fruchtbaren Ebenen von Karabag in der Nähe sind an Getreide und Vieh so reich, daß die Helenendorfer nicht mit ihnen concurriren können, Kartoffeln werden gleichfalls von den Eingebornen seit längerer Zeit gebaut und sind über-

dies im Lande nicht besonders beliebt; an Wein haben die armenischen Bewohner von Elisabethpol selbst Ueberfluß. Es fehlt der Colonie so gänzlich an Absatz ihrer Produkte, welche sie nach Tiflis wegen der großen Entfernung nicht führen können, daß Herr Dubois den Helenendorfern eine sehr düstere Zukunft weissagt. Versuche, welche der ehemalige Missionär Hohenacker alldort mit Indigo anstellte, mißlangen. Auch die vom Staatsrath Steven gesandten Olivenpflänzchen konnten die Winterkälte nicht überstehen. Versuche mit Anpflanzung von Zwetschgenbäumen hingegen gelangen vollständig, aber auch dieser Kulturzweig verspricht keine glänzenden Resultate, da die sehr sparsam lebenden Eingebornen alle Ausgaben für solche Luxusgenüsse scheuen. Einige Hoffnung gewähren noch die Versuche mit Krapp, welcher vortrefflich gedeiht, dessen Kultur übrigens zu den mühsamsten gehört und für Leute, welche von einem Tag auf den andern leben müssen, wie der Reisende Dubois ganz richtig bemerkt, wenig Ersatz für die übrigen Kulturzweige verspricht. Die Bevölkerung ist überdies verschuldet durch Vorschüsse, welche ihr die Krone nach jener furchtbaren Katastrophe vom Jahre 1826 machte. Das Dorf wurde damals so vollständig ausgeplündert, daß die Bewohner, die sich nach Gandscha geflüchtet hatten, bei ihrer Rückkehr in die ausgeräumten Häuser nicht das Geringste fanden, nicht einen Nagel, nicht ein Fenster; Alles hatte der räuberische Feind fortgeschleppt. Um die Bevölkerung vom Hungertode zu retten, vertheilte die Krone einige Geldsummen, die Anfangs für ein Geschenk gehalten, später aber zurückgefordert wurden. Zu all' den Leiden kamen in jenen bösen Jahren noch Pest, Cholera und tödtliche Fieber. Die Bevölkerung Helenendorfs besteht aus Würtembergern und Schweizern.

Außer den vaterländischen Produkten: Getreide, Gemüse, Kartoffeln, Obst und Wein liefern diese deutschen Colonien wenig oder nichts, obwohl Boden und Klima noch manchen andern Kulturarten günstig sind. Mit Seidenzucht scheuten die Colonisten selbst in Helenendorf jeden Versuch, da die Ernährung der Raupen in die Zeit fällt, wo alle Hände gewöhnlich auf dem Acker und im Weinberg beschäftigt sind. Die Russen beschuldigen diese schwäbischen Ansiedler einer gränzenlosen Hartnäckigkeit, die sie verhindere, ihren alten Gewohnheiten zu entsagen, in die neue Lage sich zurecht zu finden und an die Bedürfnisse des neuen Landes sich zu gewöhnen — ein Vorwurf, der mir übertrieben und ungerecht scheint. So lange in Transkaukasien keine reiche Bevölkerung von Bedeutung existirt, welche Comfort und Wohlleben liebt, scheint mir ein hoher Grad von Blüthe für diese Colonien unmöglich. Die Zahl der reichen Russen, welche den deutschen Bauern gewisse Produkte z. B. Gemüse, Butter ꝛc. abkaufen, ist selbst in der Hauptstadt kaum hinreichend.

Die Eingebornen, selbst die reichen Georgier und Armenier, kaufen immer vorzugsweise die geringeren und schlechtern aber wohlfeileren Produkte der einheimischen Bauern. Der Mangel an Seehäfen und schiffbaren Flüssen, selbst wenn die schlechten Landstraßen einmal verbessert würden, ist ein unübersteigliches Hinderniß, der einen hohen Grad von Prosperität nimmer möglich macht. Am wohlhabendsten sind in Transkaukasien wie in Amerika jene Ansiedler, welche neben der Landwirthschaft noch ein besonderes Gewerbe betreiben. Spekulative Thätigkeit machte Herrn Salzmann zum reichsten deutschen Ansiedler, aber in dieser praktischen Gewandtheit sind ihm seine Landsleute nicht gleichgekommen.

Wenn ich den Zustand der deutschen Colonien jenseits des Kaukasus mit den deutschen Steppenansiedlungen in der Krim und in andern Gegenden Südrußlands vergleiche, so neigt sich die Parallele, was Wohlstand, Comfort und Lebensfreuden betrifft entschieden zu Gunsten der letztern. Blühende Ortschaften wie die der Mennoniten am Milchfluß sucht man in Georgien vergebens. Der süd-russische Steppenboden ist zwar minder fruchtbar, doch die Ländereien der Ansiedler dort viel ausgedehnter, als in den transkaukasischen Provinzen. Schafzucht, welche die preußischen Mennoniten im Norden des assow'schen Meeres einige Jahrzehnte mit großartigem Erfolge betrieben, wäre in den engen Thälern der grusischen Gebirgslandschaften unmöglich. Die Nähe bevölkerter Städte und Seehäfen sicherte den Steppencolonisten in Neu-Rußland und im taurischen Gouvernement leichten und ergiebigen Absatz ihrer Produkte. Für die zahlreichen Brüdergemeinden an der Wolga ist der große schiffbare Strom eine Wohlthat, welche die Colonien Transkaukasiens schmerzlich entbehren. Dagegen hat freilich das Steppenleben andere Unbequemlichkeiten, welche man in dem mildern Klima Georgiens nicht kennt. Der Sommer ist von trostloser Hitze und Trockenheit und die Steppengräser sind Ende Juni bereits versengt. Die ungeheuren Flächen bieten dann nur den Anblick einer braunen Wüstenei. Der Winter dauert dort verhältnißmäßig lange. Das abgehärtete Steppenvieh scharrt sich mit Mühe sein Futter aus dem Schnee. Der Holzmangel ist selbst in den Steppen bei Odessa höchst empfindlich. In den harten Kalksteinen der Steppe vermögen die angepflanzten Bäume keine Wurzeln zu fassen und sterben daher nach wenigen Jahren ab. Nirgends erfreut dort der Anblick von Wäldern. Der Ansiedler jen-

seits des Kaukasus kennt diese Entbehrungen nicht. Er bewohnt malerische Landschaften unter einem vergleichsweise milden Himmel. Holz und Wasser hat er fast überall im Ueberfluß. Daher sehnen sich auch viele deutsche Steppencolonisten Südrußlands, ungeachtet ihres größern Wohlstandes, nach jenen freundlicheren Gegenden jenseits des kaukasischen Höhenzuges.

Daß sich Russen und Deutsche als von Natur feindselige Nationalitäten abstoßen, ward von allen Kennern beider Völker oft erwähnt. Auch die Verhältnisse der deutschen Colonien in Rußland liefern dafür zahlreiche Belege. Wenn in den Russen das Gefühl der Ueberlegenheit deutscher Kultur und deutschen Geistes nicht so mächtig herrschte, wenn der Vergleich zwischen den Leistungen deutscher und russischer Landwirthschaft nicht so augenfällig zu Gunsten der ersteren spräche, wenn die Begünstigung der Deutschen überhaupt von oben in Rußland nicht längst zum hergebrachten Brauch geworden wäre, so hätten die deutschen Colonisten dort einen sehr schweren Stand. Die niederen russischen Beamten, welche wie allbekannt gegen ihre Obern voll kriechender Demuth, gegen die Untergebenen voll brutaler Willkür sind, hassen von Grund der Seele diese störrischen Schwaben, die nicht fügsam sind, wie die russischen Leibeignen und unverschuldete Unbill nie klagelos einstecken. Der geschmeidige Charakter der Orientalen und deren leichte und höfliche Formen sagen auch den höhern russischen Beamten in Transkaukasien besser zu, als das plumpe, steife und trockne deutsche Wesen. Der den Schwaben angeborne Eigensinn hat sich während dreißigjährigen Lebens unter russischen Gesetzen keineswegs gemildert. Ein merkwürdiges Beispiel dieses unveränderten störrischen Trotzes zeigt die Ge-

schichte der separatistischen Sekte. Vergebens hat man Drohungen und Mißhandlungen versucht, sie zur Kirche zurückzuführen. Gouverneur Hohen und Polizeimeister Paul ließen vor Jahren die Separatisten Katharinenfelds öffentlich vor der Thüre des Gebethauses auspeitschen. Die infame Behandlung steigerte nur die Hartnäckigkeit und den Fanatismus der Schwaben.

Als Schlußbetrachtung dieser Schilderung der deutschen Colonien jenseits des Kaukasus kann ich im Allgemeinen ohne Verletzung der Wahrheit behaupten, daß die Ansiedler materiell in bessern Umständen leben, als vor ihrer Auswanderung, daß sie auch in ihrem übervölkerten Vaterland schwerlich zu diesem Grad von Wohlstand gelangt sein würden. Immerhin fanden sie aber nicht das schöne Land, welches sie geträumt hatten. Auch auf jenem fernen Boden des Orients gewinnt der Auswanderer nur im Schweiß der Arbeit sein täglich Brot. Wo besonders glückliche Verhältnisse die einzelnen Ansiedler begünstigten, wurden die Leute wohlhabend und sogar reich. Die Mehrzahl der Colonien genießt eines mäßigen Wohlstandes, viele sind nur dürftig bedacht und manche kämpfen mit überwiegenden Nachtheilen und sind vom Elend bedroht. Dieselben Verhältnisse herrschen bei den Colonisten in der Krim, in Neu-Rußland, in Bessarabien und an der Wolga ganz so, wie in den transkaukasischen Provinzen. Große Zufriedenheit mit ihrer materiellen Lage habe ich bei unsern Landsleuten in Georgien im Ganzen nicht gefunden. Dies ein wesentlicher Grund, weshalb sie fortwährend das Bild eines andern gelobten Landes, das weder die alte noch die neue Heimath ist, in sehnsüchtigem Herzen tragen. Hätten die von religiöser Schwärmerei angesteckten Auswanderer in jenen Thälern ein

leibliches Eldorado und eine Atmosphäre geistiger Freiheit gefunden, ihre seltsamen Jerusalemsgelüste wären sicherlich nicht immer und immer wieder mit solcher Stärke aufgetaucht. Meinen daheim lebenden Landsleuten, die Auswanderung nach Transkaukasien zu empfehlen, schiene mir schwere Sünde. Wohl ist der kolchische Küstensaum, das Phasisthal ein wundervolles Paradies, wie ich während zehnjähriger Reisen in drei Welttheilen kein zweites sah, aber das Klima dieses üppigen Bodens ist selbst den Eingebornen verderblich; hinter diesen immergrünen Lorbeerbüschen, unter diesen geil wuchernden wilden Reben voll süßen Früchten lauern Fieber und Tod. Der Beherrscher dieses kolchischen Eden ist der russische Raubvogel, der unendlich schlimmer als die Schlange des mosaischen, allein die unbeschränkte Gewalt übt und als seine Stellvertreter unerbittliche Vampyre sendet, welche dem Volk das beste Lebensblut aus dem Leibe saugen. Der Wahrheit zur Ehre wollen wir gerne anerkennen, daß unter allen Nationalitäten, welche das Unglück haben unter russischem Scepter zu leben, der Deutsche am besten behandelt, vor den übrigen sogar bevorzugt ist. Aber diese bevorzugte Stellung ist kaiserliche Gnade, welche jeden Augenblick aufhören und in das Gegentheil umschlagen kann. Wie wenig aber selbst die kaiserliche Gunst gegen die Willkür übelwollender Beamten zu schützen vermag, davon erlebte Katharinenfeld ein schlagendes Beispiel.

Die deutschen Colonisten im russischen Reich genießen noch heute des Vorrechts, keine Rekruten stellen zu müssen. Wie lange ihnen dieses Privilegium gewährt bleiben wird, weiß nur Gott und der Kaiser. Ein Ukas kann morgen die Jünglinge aus den Armen ihrer Familien reißen und sie zu jenem schauderhaften Sklavendienst in der grauen

Montur verdammen, welche anderwärts ein Ehrenrock, in Rußland zu zwei Drittheilen von Nichtswürdigen und Verbrechern getragen wird. Das Loos des russischen Soldaten erscheint selbst den Eingebornen der Kaukasusländer als ein so gräßliches, daß die eigene Mutter dem Sohne eher die Sense des Todes als den russischen Schießprügel wünschen würde. In dieser grauen Montur könnten jene deutschen Ansiedler ihren deutschen Brüdern aus dem Mutterlande noch einmal auf donnernden Schlachtfeldern begegnen, wenn dereinst die blutigen Würfel des Krieges das Schicksal des östlichen Europa entscheiden, wenn in den Donaugegenden die Kampfheere Europas sich gegen die Weltherrschaft des russischen Czaren schlagen. Diese Zukunft kann nicht ausbleiben. Verhängniß, Schicksal, welthistorische Bestimmung treiben Rußland nach Byzanz. Weder das morsche Türkenreich, noch die schwachen Donauvölker, wenn sie auch je zu einem Bunde gegen Rußland sich vereinigen sollten, sind ohne die Hülfe deutscher Kriegsheere im Stande, den Stoß des nordischen Riesen aufzuhalten. Die 300,000 deutschen Ansiedler, welche im Süden des russischen Reichs zerstreut wohnen, hätten in diesem Falle wieder nur die traurige Rolle, die ihnen anderwärts geworden: den Humus für die Herrschaft fremder Nationalitäten zu bilden.

Ihr Europamüden und Wanderlustigen, die ihr daheim ein kümmerliches Leben führt, und durch materielle Noth oder durch trübe Besorgnisse über eine düstere und unbekannte Zukunft oder aus Schmerz über die trostlosen Wirren unsers unglücklichen, ruhelosen Vaterlandes euch mit dem Gedanken des Scheidens von Deutschland befreundet habt, euch könnten wir jene schönen Gegenden des Orients, die

wir während dreijähriger Wanderungen kennen gelernt, als Ziel- und Ruhepunkt nicht empfehlen, obwohl es dort viele Landsleute gibt, welche sich wohl und behaglich fühlen. Wie oft man auch versucht hat, die deutsche Auswanderung nach andern Himmelsgegenden zu leiten, wie unläugbar groß die Vortheile sind, welche uns die Gründung großartiger deutscher Colonien an beiden Donauufern und an der Küste des schwarzen Meeres unter Schirm und Banner des deutschen Reiches gewähren müßten, so blieb die deutsche Emigration doch bis heute unaufhaltsam der westlichen Richtung getreu, wohin ein innerer Drang, eine natürliche Sehnsucht sie rief, während der Orient trotz seiner Nähe und dem Zauber seiner Geschichte auf die deutschen Auswanderer offenbar wenig Anziehungskraft übte. Besser die freie Wildniß zum Wohnsitz, als geknechtete Paradiese — schien eine innere Stimme ihnen zuzuflüstern — besser der Ocean trennt uns vom Vaterland als Rußlands chinesische Mauer, lieber Irokesen und Klapperschlangen zu Nachbarn, als Kosaken und russische Ispraweiks! Jene schönen Länder, die lange Zeit fast herrenlos Gut gewesen, sind heute nicht mehr frei und der russische Doppeladler hat sich an der Gränze der herrlichsten Gegenden, welche den Pontus euxinus umsäumen als Schlagbaum aufgepflanzt und würde die schöne Beute nicht fahren lassen ohne Kampf auf Tod und Leben. Diese fruchtbaren Länder, welche dem dünn bevölkerten Rußland wenig nützen, dem übervölkerten Deutschland unermeßliche Vortheile geboten hätten, waren vor einem Jahrhundert noch mit leichter Mühe zu gewinnen. Heute ist es zu spät.

So lange das deutsche Reich sich nicht neu auf starker

Grundlage gebildet, so lange der erschlaffte deutsche Charakter sich nicht wieder ermannt hat, so lange Deutschland an der untern Donau nicht eine würdigere politische Stellung eingenommen, so lange die gegenwärtig herrschenden Verhältnisse im Orient sich nicht von Grund aus geändert haben, ist die Hoffnung großartiger Colonisation jener Länder durch deutsche Hände ein leerer Traum, ist es Sünde und Verbrechen, die deutsche Emigration von ihrer westlichen Richtung abzulenken. Wir verkennen nicht die Nachtheile Amerikas, den Verlust der auswandernden Kräfte für Deutschland, aber so lange wir ihnen im Osten nicht ein besseres gesichertes Loos unter dem kräftigen Schirm des deutschen Reiches bieten können, müssen wir diesen Verlust ertragen. Eine deutsche Ansiedlung im Orient unter russischem Schutz wird bei einiger Kenntniß der Verhältnisse kein Mensch empfehlen, der es mit Deutschland und mit der Emigration redlich meint. In Ermangelung eines näheren und glücklichern Asyls für deutsches Elend und überflüssige Arbeitskräfte bietet die neue Welt noch immer für den Verlust des Vaterlandes den besten Ersatz. Ihr deutschen Auswanderer findet in Amerika nicht die gnädige Fürsorge des „Väterchen" von St. Petersburg, vor dessen huldvollem Blick die Herzen zu sibirischem Eis erstarren, keine von russischen Sklaven für euch gebaute Häuschen, keine lockenden Kronvorschüsse, die man euch später wieder abfordert! Möglich, daß bei euerer Landung in der andern Hemisphäre kein Freund die Hand zum Willkommen bietet, und ein mühevolles Loos mit Schweiß und Sorge harrt eurer gewiß an den einsamen Ufern jener Ströme, wo keine Ruinen an untergegangene Kultur erinnern. Aber die ersten und natürlichsten Rechte

des Menschen, die euch das unter Zunftzwang, Bevormundungssystem und Schreiberregiment seufzende deutsche Vaterland mit raffinirter Grausamkeit versagte, sie bietet euch die neue Welt so groß, so unverkümmert, wie die alte Welt nur in der frühesten Urzeit des Menschengeschlechts: den freien Familienherd und die freie Arbeit!

VI.

Das Nomadenleben eines Naturforschers. — Reise von Tiflis nach Imerethien. — Mzketha, die alte Residenz der georgischen Könige. — Gori. Die alte Höhlenstadt. — Kutais. Das Kloster und die katholischen Missionen in Transkaukasien.

Aus einem zehnjährigen Reiseleben ist mir keine glücklichere Erinnerung geblieben, als die jener Nomadenwanderungen, welche ich in den Urwäldern von Georgien und Kolchis, durch die grünen Halden des bythinischen Olymps, im taurischen Steppenlande und in den Alpenregionen des Kaukasus, Aserbeidschans und Armeniens fast so wechselnd und bewegt wie das Leben eines Trappers in den Wildnissen von Kanada drei Sommer hindurch fortgesetzt habe. Schöner und genußreicher als anderwärts wurde dieses Wanderleben in Transkaukasien geführt. Der Kranich segelt nicht reiselustiger durch seine luftige Region, der Delphin tummelt nicht ungenirt muthwilliger durch sein feuchtes Reich wie wir es bei ähnlicher Stimmung gethan auf den grünen Abhängen des Pambakgebirges, in den Einsamkeiten der

unermeßlichen Laubwälder bei Gambor, im kolchischen Lianenlande, auf den sonnigen Alpenmatten Ossetiens, wo wir immer wandernd und bivouakirend Tage und Wochen lang selten einem menschlichen Wesen begegneten. Zu keiner Zeit meines Lebens hat es mir mehr an Bequemlichkeit gefehlt, nirgends sah ich weniger gebildete Gesellschaft, und doch habe ich mich nie freier, leichter, seliger gefühlt, als während dieses ungebundenen Nomadenschweifens, wo wir als Jäger, Gebirgsforscher, Pflanzensammler und Insektenfänger durch unbekannte Gegenden pilgerten, da und dort verweilend, wo das Land besonders schön war und günstige Sammelbeute versprach. Milde Jahreszeit und schönes Wetter sind freilich zu solchem Genuß unerläßliche Bedingungen.

Der treue Ungar Istwan und der alte mürrische Kosak Wassily waren meine Begleiter bei diesen nomadisirenden Exkursionen in Georgien. Später nahm ich den Polen Johann Saremba und abwechselnd Eingeborne in meine Dienste. Der Kosak leitete am Zügel sein Pferd, das ich als Packthier zum Tragen der Burka, der Decken, des Kochgeschirrs und des nothwendigen wissenschaftlichen Apparates benützte. Der junge Magyar, der ein rüstiger Bergsteiger und eifriger Sammler, dazu eine grundehrliche Haut war, marschirte mit mir voraus. Wir trugen Gewehre und Pistolen, packten aber oft die schweren Waffen auf das Pferd, wenn wir an keine nahe Gefahr dachten, und begnügten uns mit dem zweischneidigen Kinschal vom trefflichsten lesghinischen Stahl, der eben so gut wirksam war, den Weg durch netzförmig verschlungene Büsche zu bahnen und Holz für das Kochfeuer zu spalten, als er gegen Bären oder lesghinische Räuber eine solide Wehr bot. Je nach der Ergiebigkeit der Sam-

melbeute verweilte ich länger in der Runde eines Berges oder zog mit meinen Leuten weiter. Hatten wir eine Stelle im Walde erreicht, die sich gut zur Beiwacht eignete: ein freies Grasplätzchen von Bäumen und Büschen so dicht wie von einer spanischen Wand umschlungen, welche die Flamme unsers Kochfeuers den Luchsaugen schweifender Tartaren oder Lesghier möglichst entzog, ein gutes Trinkwasser in der Nähe und die Physiognomie der Waldgegend von der Art, daß sie gute Jagd und reiche zoologische und botanische Ausbeute versprach, so ließ ich meine Leute Halt machen. Burka, Decken, Kochgeschirr, Instrumente und unsere kleinen Provisionen an Reis, Zwieback, Thee, Zucker, Rum wurden auf das Gras gelegt. Der Kosak besorgte seinen Gaul. Der Ungar spaltete Holz oder balgte Vögel ab. Ich musterte die Sammlungen, legte die Pflanzen zwischen die Drahtpresse oder spießte die Insekten. Bald loderte eine lustige Flamme und eine Tasse Thee mit Rum wirkte, wenn wir etwas müde vom Marsch waren, so belebend, so wunderkräftig wie ein Zaubertränkchen von Mephisto's alter Freundin bereitet. Ein belebender Hauch drang durch die Nervengeister; Muskeln und Sehnen bekamen neue Spannkraft und wir segneten in stiller Wald-, und Theeandacht den Zopf der guten Chinesen, die mit so liebender Geduld die Theestaude kultiviren und uns die göttliche Wirkung der Ernte gönnen, ohne uns deren Mühe aufzulasten. Darauf ging es mit Blechbüchsen und Spiritusglas, mit Fangnetz und Gewehr in die unbekannten Mysterien des Waldes hinein. Der brummige Wassily, ein wahrer don'scher „Steppenteufel“ der alten Generation, den ich vergebens zum Sammeln abzurichten suchte, ward zurückgelassen, um die Reissuppe zu kochen oder den Pelaf zu bereiten und um

Pferd und Gepäck zu bewachen. Empfehlung der Wachsamkeit war überflüssig. Handelte es sich doch um sein Eigenthum, um sein langhaariges, plumpfüßiges, grobknochiges Lieblingsrößlein, das er mit gleicher Sorgfalt pflegte, mit derselben Zärtlichkeit liebte und eben so hoch in Ehren hielt wie Sancho Pansa seinen castilianischen Grauen, obwohl der don'sche Gaul, bereits an die 20 Jahre alt, ziemlich mürbe und marode und dem Tscherkessenkrieg kaum mehr gewachsen war.

Ein nomadisirendes Naturforscherleben muß man selbst gelebt haben, um dessen mannigfach wechselnde Freuden und Leiden richtig zu würdigen. Wer diese Nomadenexistenz nie selbst gekostet hat, denkt sich in der Regel die Gefahren größer und näher, die Genüsse in keinem Vergleich zu den Mühseligkeiten und Entbehrungen. Schwerlich denkt sich der deutsche Leser daheim den transkaukasischen Urwald anders, als dicht bevölkert mit reißenden Thieren und mit lauernden Räubern; den Reiz eines Nachtlagers unter Bux-Platane und Lorbeerbüschen auf duftender Waldkräuterdecke verkümmert ihm der Gedanke an eine Viper, die unter den Blumen schleicht, an Taranteln oder Scorpionen, welche mit erhobenem Schweif und Giftstachel über den Körper des Schlafenden hinkriechen. Und dann die Wölfe und die Bären und die wilden Bewohner des Gebirgs und Waldes, welche den Fremden, der in ihr Bereich sich wagt, als ein Opfer betrachten, das ihr Gott in ihre Hände geliefert! Und selbst wenn keine dieser Gefahren bestünde, aber die dichte Wildniß, die Weglosigkeit dieses Waldlabyrinths, wo man sich vergebens nach einer Meilensäule umsieht, wo auch nicht der mitleidige Holzfinger eines Wegweisers den Ausgang zeigt, der wieder zum Lager, zur Karavane oder zu

irgend einer gastfreundlichen Hütte führt! All' diese Inconvenienzen bestehen wirklich. Aber in der Nähe und mit der Gewohnheit verlieren sie den Schrecken, wie die meisten Popanze dieser Welt, welchen die furchtsame Einbildungskraft der Ferne vergrößerte Dimensionen leiht. Wie der Veteran beim Bivouakfeuer der Vorposten sich durch das unheimliche Summen irrender Kugeln wenig stören läßt, wenn er seine Commißbrotsuppe verzehrt, sein Schnapsgläschen kostet oder ein altes Soldatenliedchen trillert, wie er jener bleiernen Todesboten lacht, von denen er aus Erfahrung weiß, daß hunderte von ihrem Ziel abirren, ehe eine trifft, so schließt auch der Jäger wie der sammelnde Naturforscher bei seinen Streifzügen durch Wald, Steppe und Gebirg die lauernden Gefahren in das behagliche Reich seiner Tagesgewohnheiten ein, so verlieren sie für ihn das Unheimliche und geben seinem Handwerk eine romantische Würze, sind ein Schutzmittel gegen den Ueberdruß, den zuletzt jede mühsame und monotone Lebensweise erzeugt.

Die Lagerplätze, welche ich in den gamborischen Wäldern, nordöstlich von Tiflis, wählte, waren gewöhnlich in der Nähe jener Bäche, die durch düstere Bergschluchten in die Niederungen fließen und durch Rieseln und Murmeln, Rauschen und Brausen ihre Gegenwart überall ankündigen, wo sonst die dichte Vegetation sie oft den Augen der Dürstenden entziehen würde. Ein solcher Waldbach war gewöhnlich der Ariadnefaden, an dem wir uns selbst von sehr entlegenen Gegenden, wohin uns Jagd- und Sammeleifer fortgerissen, zu unserm Lager zurückfanden. Der ergiebigern Ausbeute wegen zerstreuten wir uns gewöhnlich einzeln in den Wäldern. Der Zufall führte den Einen oder den Andern nach einer Stelle, wo der lichtere Raum, der fettere

Humusboden und das rechte Maß von Feuchtigkeit und Wärme einen so mannigfaltigen als prächtigen Pflanzenschmuck aus der Erde gelockt, wo es herrlich zu botanisiren war, wo seltne Waldschmetterlinge, Hymenopteren und Netzflügler mit Vorliebe um die Blumen schwebten, wo die Orthopteren im schmuckesten blumendekorirten Ballsaale ihre Polkasprünge machten, wo insektenfressende Vögel zur Jagd sich einstellten, die Falken als die größeren Räuber zu ähnlichen Zwecken in der Nähe lauerten und unter den umgestürzten morschen Baumstämmen, Aesten und Rinden seltene Caraben den Eifer des Suchers lohnten. Führte uns dieser Jagdeifer zu weit von jenen rieselnden Ariadnefäden in einsame Gegenden, wo nichts als Grün und Grün über uns, um uns, unter uns den Himmel und die Sonne versteckten, wo die zahllosen Windungen, zu denen oft das dichte Netz der Gesträuche nöthigte, uns jede Erkennung der verlassenen Lagerrichtung und selbst der Himmelsgegenden entzog, so mußte der Compaß helfen, wenn nicht die Baumzweige, welche der Kinschal abgehauen, als Wegweiser des Rückzuges dienten. Zuweilen traf es sich doch, daß all' diese Vorsichtsmaßregeln nichts halfen, daß Einer halbe Tage und Nächte lang in den Irr- und Wirrgärten des Urwaldgebirges streifend, vergebens den Aus- und Rückweg suchte. Dann schoß er in Pausen sein Gewehr ab, so lange, bis die Schallwellen des Schusses nach den Lagerplatz drangen, eine donnernde Antwort von dort erfolgte und die Pulverstimmen zuletzt doch wieder in die rechte Richtung leiteten.

Nur für den Neuling hat das Verirren im Walde den tiefsten Schrecken. Wer gewöhnt ist an diese grünen Irrgänge, wem die Moosdecke so oft die Stelle des Bettes,

die schlangengewundenen knorrigen Eichäste die Stubendecke oder den Regenschirm in hundert Fällen ersetzen mußten, wem der Besitz eines treuen Gewehrs und einer sichern Hand in diesen wildreichen Wildnissen die beruhigende Ueberzeugung gibt, daß er nicht verhungern kann, so lange seine Waidmannstasche mit Pulver und Blei noch wohl versehen ist, den wird auch der Gedanke, im Nothfalle selbst Wochen lang von seinen Gefährten getrennt in diesen prächtigen Urwaldlabyrinthen zu irren, nicht allzusehr entmuthigen. Wer den Hain, das Dickicht liebt, wie der Indianer, wie der Waidmann, wie der Kuckuk, den schreckt hier selbst der Gedanke des Sterbens minder, als draußen im Gewühle der Gesellschaft. Weilt der Blick einmal bei der trüben Zukunft, welcher kein Erdgeborner entgeht, so ist kaum etwas mehr geeignet, uns mit dem unerwünschten ewigen Stillsein zu versöhnen, als das Bild einer freundlichen Ruhestätte. Ein Grab für den edlen menschlichen Organismus, der ohne Luft und Licht nicht bestehen kann, ist der dunkle Erdschooß doch die Werkstätte des Lebens für andere Organismen und aus den begrabenen Keimen sprossen jene mächtigen Waldgestalten, die draußen mit bastenen Armen, mit tausend grünen Aeuglein lichtdurstig zur Sonne aufstreben. Und wo arbeitet diese dunkle Werkstätte schöner, ergiebiger, herrlicher als im Urwalde, wo Bäume und Sträucher, Flechten und Moose, Lianen und Schmarotzergewächse, blüthenlose Pflanzen und strahlende Blumenkronen, eine Flora aller Formen und Farben aus dem Grabe der Keime sich erheben und in friedlicher Nachbarschaft des stillen Lebens, der Wärme und des Lichtes sich erfreuen. Den Irokesengedanken, welchen der deutsche Dichter in Reime gebracht:

„Ich liebte vor allem im Leben den Wald,
Drum sei er im Tod noch mein Aufenthalt"

wie oft habe ich ihn festgehalten, wenn ich am Moosstamm einer knorrigen Eiche ruhte, zu den Windungen ihrer Aeste und Gezweige, zu ihrer zackigen Krone hinaufblickte, des Eichhörnchens kokettirende Grazie, den Appetit des hämmernden Buntspechts und den nestbauenden Finken droben, der sein Bräutigamslied schmetterte, heimlich belauschte und so harmlos wie sie, ohne menschlichen Gram, ohne menschliche Grillen, ein Leben zu durchhüpfen, zu verflattern und zu versingen wünschte! Den bösen Tod, über dessen trostarme Bedeutung der Verstand uns so viel zu sinnen und zu grübeln zwingt — jene glücklichen Waldbewohner ahnen und fühlen ihn erst, wenn er bereits da ist und seinen Schrecken schon halb verloren hat. Wie leicht stirbt doch der Waldvogel! Er hat noch wenige Augenblicke zuvor den Schnabel aufgemacht und seinen flatternden Enkeln zwitschernde Märchen erzählt, wie uns die Urgroßmutter, und vielleicht mehr Körner dabei geschmaus't, als der alte Vogelmagen verdauen konnte. Plötzlich senkt er die Flügel und lehnt sich mit leichtem Zittern an das Moos und schließt die Aeuglein ohne Todeskampf zur ewigen Ruhe und braucht keinen Pfaffen, ihn aus dem Leben hinaus zu beten und keinen bezahlten Todtengräber, der ihn einscharrt. Der Tod ereilt die Geschöpfe in der freien Natur gewöhnlich mit einer unerklärlichen Ueberraschung. Man hat beobachtet, wie alte Lerchen, zum letzten Himmelsflug sich aufraffend, mitten im Triller todt aus der Luft stürzten, wie Kanarienvögel und Nachtigallen inmitten des Gesanges verschieden. Und diesen glücklichen Baumflatterern ist so freundlich jener natürliche Wunsch gewährt, welchen uns Kirchenordnung und Sani-

tätspolizei versagen, der Wunsch, der jedes poetische Gemüth beschleicht, wenn es über das Sterben hinaus denkt und den der schwäbische Sänger vergeblich verlangte:

„O legt mich nicht in's dunkle Grab
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben sein,
Lieg' ich in's tiefe Gras hinein."

.... Naturbilder treu abzuschreiben — dazu war unser Nomadenleben von drei Sommern wahrlich gut geeignet. Mochten wir nun die wunderlichen meteorischen Vorgänge auf den Alpenhöhen Ossetiens, das gespenstige Heer der Nebelfiguren und Wolkengebilde, die furchtbare Erhabenheit eines Araratgewitters, die Gletscherphänomene des Kasbeck mit seinen Steinlawinen oder die Vegetationsscala, die in jeder Region ihre Physiognomie ändert oder die Lebensweise der Thiere des Hochgebirges betrachten vom bärtigen Gypaetos, der in ruhig-majestätischen Fluge über dem Schneehaupt des Ararat schwebend mit scharfen Augen herunterspäht, als wolle er die Trümmer der Noaharche durch die Eisdecke suchen, bis zu jenen kleinen summenden Hymenopteren oder Dipteren, die ein Windstoß oder eine unerklärliche Sehnsucht oder Insektenneugierde oft noch höher emportreibt, als selbst die dürftige Vegetation der Cryptogamen. Noch mehr Vorliebe hatten wir für die Walderscheinungen, die wir bei Sonnenlicht oder bei der Mondhelle der Nächte gemüthlich betrachteten, wenn wir die Sammelbeute beim Lagerplatze niedergelegt und alle Seltenheiten gehörig eingeschachtelt und eingewickelt und Reissuppe und Wildbraten verzehrt hatten. Siesta haltend und auf dem Anstand lauernd, um unsere ambulante Küche zu bereichern, saßen wir mit gespanntem Gewehr geduckt auf der Kräuter-

decke des Waldes an einsamen Stellen, dem Thierleben horchend, das sich um uns bewegte. Auch für das leibliche und psychische Leben der Pflanze — wenn wir es mit einem geistvollen Botaniker so nennen dürfen — haben wir dort immer den Sinn offen behalten. Was möchte ein mit großem Auge schauender Göthe, der auch in das Pflanzenreich mit solcher Liebe sich versenkte, oder der geistreiche Fechner, der so Schönes über die Psyche der Vegetation gedacht und gesagt, in der wunderbaren Lianen- und Schmarotzerpflanzenwelt eines kolchischen Urwaldes beobachten! Oder ein Naumann von den Vögeln, oder ein Rößel und Reaumure von den Insekten! Diesen Meistern der Beobachtung und Darstellung es gleich zu thun, können wir nicht hoffen. Doch haben wir unser Möglichstes gethan, all' die Bilder und Erscheinungen des transkaukasischen Naturlebens in uns aufzunehmen und auf dem Papier zu fixiren. Vielleicht gestattet uns noch einmal ein freundlicher Verleger von diesen erlauschten Geheimnissen des Thier- und Pflanzenlebens dem geehrten Leser zu erzählen. In dieses stille Studium war ich auf dem Schaukeldivan des Buschhaines im Pambakgebirge zuweilen so vertieft, daß mancher Dammhirsch ihm das Leben verdankt, wenn derselbe, durch krachende Zweige sich Bahn brechend, an dem überraschten Jäger vorüberstürmte und dieser vor lauter Sehen und Sinnen den rechten Augenblick des Schießens versäumte.

Unser letzter Nomadenfeldzug in Georgien galt dem Waldgebirge bei Priutin, wo der russische Generalstatthalter Herr von Neidhardt mit seiner liebenswürdigen Familie noch seinen Landaufenthalt fortführte, wohl mehr aus Scheu gegen die gesellschaftliche Genirtheit in der Hauptstadt, als aus Furcht vor den Fiebern und der Sommerhitze, die sich

bereits bedeutend gemäßigt hatte. Die Herbstkühle dieser hochgelegenen Gegend und die Nähe eines Pflanzerhäuschens, welches ein ausgedienter russischer Soldat mit seiner Familie bewohnte, bewog uns hier dem Bivouakleben zu entsagen. Gegen geringes Miethgeld ließ uns der Veteran in seiner Hütte nächtigen. Zwei freundliche Landsleute: Herr Hake und Dr. Roth aus Hamburg besuchten uns hier täglich und bereicherten freundlichst unsere schmale Küche. Nach diesem letzten Ausfluge verließen wir Tiflis. Meine Sammlungen ließ ich auf Lastthierrücken nach Mingrelien transportiren und der Ungar begleitete die Karavane. Mit einem gebildeten Liefländer, der in Tiflis ansässig, machte ich über Mzketha und Gori die Reise nach Kutais.

Dubois, der immer treu schildert, wenn seine Skizzen nicht politische Zustände berühren, hat mit Recht gesagt, daß er, in der ehemaligen georgischen Königsresidenz Mzketha, welche so viele Jahrhunderte lang: „ruhmerfüllt, reich und mächtig“ war, nur Ruinen und Elend gefunden habe. Inmitten der traurigen Trümmer dieser verfallenen Residenz erhebt sich die alte georgische Kathedrale Sweti-Tzkhoveli. Dieselbe gilt für die älteste Kirche des alten Königreichs Georgien. Ihr Gründer war König Mirian, welcher sich im Jahre 276 zum Christenthum bekehrte. Der erste Bau war von Holz, welchen König Mirdad im Jahre 364 durch ein Gebäude von schönem Stein ersetzte. Nach der Invasion der Tartaren unter dem fürchterlichen Timur war nach dem Berichte der georgischen Chronik von der ehrwürdigen Metropolitankirche in Mzketha kein Stein auf dem andern geblieben. Später baute König Alexander dieselbe nach dem alten Plane wieder auf. Im Jahre 1656 stürzte die Kuppel dieser Kathedrale, wahrscheinlich in Folge eines Erdbe-

bens, ein und wurde zwei Jahre später von dem moslem'schen König Roston wieder aufgebaut. König Wakhtang V., welcher zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lebte, verschönerte die Metropolitankirche, welche gewiß zu den merkwürdigsten christlichen Tempeln jenseits des Kaukasus gehört. Dieselbe bildet ein Kreuz, über dessen Mittelpunkt die konisch geformte Kuppel sich erhebt. Ihre Höhe beträgt 111′, ihre Länge 178′, ihre Breite 78′. Im Innern ist die Kirche mit einigen Wandgemälden geschmückt, über welchen man griechische und georgische Inschriften wahrnimmt. Die Mehrzahl der georgischen Könige und der Patriarchen liegt unter den Gewölben dieser Kirche begraben.

Als im Jahre 1804 der Staatsrath Steven diese georgische Metropolitankirche besuchte, fand er dieselbe von etwa 30 elenden Hütten umgeben. Die Zahl der Bevölkerung muß also seitdem wieder gewachsen sein, denn in dem statistischen Werke des Herrn Ewetzki ist die Zahl der bewohnten Hütten auf 124 angegeben. Die eigentliche Stadt scheint nie groß gewesen zu sein, aber sie hatte Vorstädte, welche jenseits des Berges Sarkhinethi und an den Ufern der beiden Flüsse, welche sich hier vereinigen, sich ausdehnten. Im Norden schloß sich die Vorstadt Samthavro an die Residenz an, in deren Mitte eine schöne Kirche von gleichem Namen steht, welche mit der Metropolitankirche Baustyl und Verzierungen gemein hat. Ihr Gründer soll König Mirdat in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts gewesen sein. Einige Alterthumsforscher halten dieselbe sogar für noch älter als die Kathedrale. Am linken Ufer des Aragwi erblickt man noch manche Ruinen, welche gleichfalls zur alten Residenzstadt gehörten. Auf dem Gipfel des Berges, von welchem man eine herrliche Aussicht auf die Ufer des Kur und des

Aragwi genießt, steht eine andere alte Kirche halb in Ruinen, in welcher noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Gottesdienst gefeiert wurde. Ihr Name ist Stepan-Tzminda. Steven, welcher dieselbe im Jahre 1804 besuchte, beschreibt dieselbe in seinem Tagebuch. Zu seiner Verwunderung fand er in der Mitte derselben gegen den griechischen Gebrauch einen großen Altar, in dessen Nische der heilige Johannes gemalt war mit dem griechischen Beiwort ὁ θεόλογος. Weitere Inschriften hat Herr Steven, der einzige Reisende, welcher diese alte Kirche besuchte, in derselben nicht wahrgenommen.

Auf dem Wege von Mzketha nach Gori erwähnt mein Reisetagebuch nichts Bemerkenswerthes. Gori am linken Ufer des Kur hat eine heitere und gesunde Lage. Die Häuser mit Terrassen sind aus Rollsteinen gebaut und erheben sich in amphitheatralischer Gruppirung auf dem Abhang eines Hügels. Die alte Festung, deren Erbauer unbekannt, krönt den Felsen oberhalb der Stadt und wird nicht mehr benützt. In einer ehemaligen Kirche derselben befindet sich eine Pulverfabrik. Der Felsen besteht aus Schichten von Nagelfluhe und Sandstein, welcher durch Eisenoxyd röthlich gefärbt ist.

Ganz nahe bei Gori fließen die großen Bäche Lakwa und Matschuda in den Kur. Die Lieblichkeit der Lage von Gori ließ den russischen Generalstatthalter Yermolow bedauern, daß er seine Residenz nicht dorthin verlegt habe. Er sah Gori erst nachdem er Jahrelang in Tiflis sich aufgehalten. Dort waren inzwischen viele Casernen und Magazine erbaut, und die Verlegung des militärischen Hauptquartiers nach Gori wäre umständlich und kostspielig gewesen. In mehr als einer Beziehung wäre die Hauptstadt Transkaukasiens dort allerdings vortheilhafter gelegen. Man ist in Gori dem schwarzen Meer und dem herrlichen Land

Imerethien um eine halbe Tagereise näher. Die nächste Umgebung der Stadt ist weniger malerisch, aber freier, fruchtbarer und gesünder als die von Tiflis. Die Bevölkerung besteht nur aus 3400 Seelen, unter welchen die Armenier die Mehrzahl bilden. Neben der gregorianischen Kirche zählt hier auch die römisch katholische sehr viele Anhänger.

Zur Zeit meines Aufenthaltes wohnten dort noch italienische Kapuziner, welche wenige Monate später das Schicksal ihrer geistlichen Collegen in Tiflis und Kutais theilten und unter Begleitung von Kosaken nach den nächsten Seehafen gewaltsam abgeführt wurden. Diese Mönche hatten auf die katholische Bevölkerung bedeutenden Einfluß, welchen sie nicht blos ihrer Frömmigkeit und der den italienischen Kapuzinern eigenthümlichen Kunst, mit den niedern Volksklassen in cordialer Weise zu verkehren, verdankten, sondern mehr den Wohlthaten, welche sie, unterstützt durch die Gelder der Propaganda und der französischen Missionsvereine, ziemlich freigebig ausstreuten. Daß sie diesen religiösen Einfluß je auf politische Gegenstände ausgedehnt oder in irgend einer Beziehung mißbraucht hätten, ist nie zu unserer Kenntniß gekommen. Auch hat die russische Regierung nicht für gut befunden, die empörende Härte, welche sie gegen diese fremden Priester übte, an deren Gegenwart die katholische Bevölkerung sich seit so vielen Jahren gewöhnt hatte, zu rechtfertigen oder auch nur Motive dafür anzugeben. Außer den Bau der katholischen Kirche verdankte man diesen Mönchen auch die Errichtung eines Hospitals und einer Schule, in welcher die Kinder neben der Landessprache auch etwas italienisch lernten.

Die Zeit des Verfalles der Stadt, welche vielleicht nie in besonderer Blüthe gestanden, datirt lange vor der

russischen Besitznahme des Landes. Hat Gori durch die Russen auch wenig gewonnen, so verdankt es ihnen doch die Sicherheit seiner Umgegend. Die Lesghier machten im vergangenen Jahrhundert unaufhörliche Streifzüge in der Landschaft und drangen bisweilen plündernd in die Stadt selbst ein. Sie raubten besonders gern Kinder und Weiber, um dieselben an die türkischen Sklavenhändler in Batum oder Achalziche wieder zu verkaufen.

Die kurze Zeit meines Aufenthalts in Gori verwandte ich zu einem Besuche in der Höhlenstadt Uplotichos. Den Namen hat dieselbe von dem georgischen Dorf, welches an dem Fuße des Felsens gelegen, der so viele merkwürdige Alterthümer, welche bis heute der Zahn der Zeit mit mehr Glück getrotzt, als irgend eine andere Ruinenstadt Aegyptens oder Griechenlands einschließt.

Die Ruinen sind so eigenthümlicher Art, daß selbst der Reisende, welcher die Ruinen von Rom, Theben, Heliopolis und Palmyra gesehen, hier noch Stoff zur Verwunderung findet. Allenfalls könnte man am Wansee in den alten Felsbauten aus der Zeit der Semiramis verwandte Bauwerke finden. Auch in der Krim auf dem Berge Tepeberman existirt eine ähnliche Höhlenstadt, aber die Bauwerke lassen sich an zierlicher Schönheit mit der Felsenstadt am Kur nicht vergleichen. Dubois hat von letzterer eine so ausführliche Beschreibung geliefert, daß wir mit unserer Schilderung nur Wiederholungen dessen bieten könnten, was jener schweizerische Alterthumsforscher mit ängstlicher Genauigkeit und gewissenhaftester Treue erzählt. Da unser Grundsatz ist, dergleichen Wiederholungen möglichst zu vermeiden, so müssen wir den Leser auf das Reisewerk des Herrn Dubois verweisen.

Die alte Höhlenstadt steht auf dem Gipfel eines Felsens, welcher aus den geneigten Schichten eines lockern Sandsteines besteht, ähnlich der bekannten Molasse der Schweiz. Ein durch den Felsen sehr sauber ausgehauener Weg führt nach der alten Stadt hinauf. Viele Höhlen bieten nichts Bemerkenswerthes und waren allem Anschein nach von dem niedern Theil der Bevölkerung bewohnt. In den schöneren und geräumigern Höhlen, wo die Vornehmern und Reichern wohnten, sieht man keine Spur von Hammerschlägen in den Wänden, welche eben so sauber geglättet sind, wie in den Felsbauten bei Wan. In mehreren Höhlen sind die Decken gewölbt wie Kuppeln von Kirchen und an der Seite sind zierliche Säulen in die Felsen gehauen. Auch hier sieht man die charakteristische Wandnische, wie in den Höhlen der Krim. Dubois glaubt zwei verschiedene Baustyle in derselben zu erkennen. Leider ist nur eine einzige, wenig leserliche Inschrift vorhanden, welche nach der Versicherung des oben genannten Archäologen halb armenisch, halb arabisch ist, eine seltsame Thatsache, deren Erklärung den archäologischen Scharfsinn auf die Probe stellen dürfte. Die Ornamentirungen der Decken und Wände in einigen dieser Höhlen sind überaus schön. Gewiß war dem Volk, welches diese Grotten baute und bewohnte, ein ziemlicher Grad von Cultur nicht fremd, weil es auf die Verschönerung und Auszierung seiner Felswohnungen mit solcher Sorgfalt bedacht war. Dubois glaubt in diesen Ruinen, welche seit Jahrtausenden sehr wenig Veränderung erfahren zu haben scheinen, den Einfluß altpersischer Bauweise zu erkennen und vermuthet, daß Uplos, der Sohn des Königs Mzkethos Gründer dieser unterirdischen Stadt gewesen zu einer Zeit, wo die Georgier noch die Sonne und die Gestirne verehrten. Auf

dem höchsten Gipfel des Berges oberhalb der Grotten steht eine Kirche, das einzige Gebäude, welches nicht in den Felsen selbst eingehauen war und deren Gründung sicherlich aus einer weit spätern Zeit datirt. Ueber die historischen Schicksale dieser Höhlenstadt gibt die georgische Chronik keinen Aufschluß. Die gegenwärtige Bevölkerung des am Fuße des Felsens liegenden Dorfes besteht zum größern Theil aus Armeniern. Die Zahl der georgischen Familien ist gering.

Nach einem ziemlich kurzen Aufenthalte in Uplotichos und Gori, wo die reichhaltigen Mittheilungen unsers Vorgängers Dubois uns keine neuen Beobachtungen gönnten, setzten wir unsere Reise nach Suram fort. Die Gegend ist monoton. Man fährt durch die weiten Thäler des Kur, welche einst von Binnenseen ausgefüllt waren, bevor der Strom durch die Porphyrfelsen bei Tiflis im regelmäßigen Bett den Weg nach Osten gefunden. Erst bei Suram gelangten wir in die Waldregion. Die mit Laubbäumen sehr verschiedener Art bedeckten Berge zwischen Suram und Kutais bestehen aus hellfarbigen Kalk, welchen plutonische Gebilde, Granit, Syenit und Felssteinporphyr an vielen Stellen durchbrochen und seine Schichtenlage gestört haben. In den Wäldern herrschen die Buchen nicht in so auffallender Ueberzahl wie auf den Waldgebirgen im Nordosten von Tiflis. Es kommen auch Eichen, Ahorn, Ulmen, Zitterpappeln, überhaupt die meisten Laubhölzer der deutschen Wälder in ziemlich gleichen Verhältnissen vor. Nur Birken fehlen. Fichten stehen vereinzelt und ziemlich selten. Die Hochwaldungen verschwanden, als wir uns Kutais näherten. Wilden Tauben begegneten wir in so ungeheuern Schwärmen, daß selbst ein in den Flug ohne bestimmtes Ziel abgedrückter Schuß nie ohne Wirkung blieb. Ein Billy Kirby hätte

hier seinen Zerstörungseifer an diesen Vögeln mit nicht geringerem Erfolge wie in den Wildnissen Nordamerikas erproben können.

Kutais, das alte Kutatissium, hat eine reizende Lage am linken Ufer des Phasis in einem grünen Thal, das von mäßig hohen Waldbergen sanft umschlungen ist. Dieser classisch berühmte Strom tobt hier in ungestümer Jugendlust aus dem Bergland heraus, prallt an die Porphyrfelsen mit wildem Brausen und wälzt Rollsteine von ungemeiner Größe mit sich. Der moderne Theil der Stadt, der, nachdem die alte Kapitale durch die Kriegsstürme in Trümmer zerfallen, größtentheils erst seit der russischen Herrschaft erstanden ist, hat mit seinen regelmäßigen Straßen und schmucken weißen Häusern, die unter dem Grün hoher Bäume halb versteckt sind, ein so freundliches und heiteres Ansehen, daß jeder durchziehende Wanderer gerne hier verweilt. Der auf der Bergeshöhe gelegene Stadttheil, das alte befestigte Uchimerion, schließt sehenswerthe Ruinen ein. Hier sind noch einige Trümmer der Akropolis, deren gänzliche Zerstörung im Jahre 1769 erfolgte. Der russische General Todleben war damals dem König Salomo von Imerethien zu Hülfe geeilt, um den wankenden Thron dieses Fürsten, gegen welchen seine Unterthanen sich empört hatten, mit russischen Bajonetten zu stützen. Die Imerethiner riefen in ihrer Bedrängniß ihre Nachbarn, die Türken, zu Hülfe, welche sich noch vor der Ankunft der Russen aller festen Plätze des Landes bemächtigten. General Todleben, der aus den Gebirgen der Osseten gegen Kutais angerückt kam, pflanzte seine Artillerie auf einer benachbarten Anhöhe auf und donnerte damit gegen das von den Türken besetzte Uchimerion. Als die Osmanen merkten, daß das alte ber-

stende Gemäuer der Ruinen gegen die russischen Bomben keinen Schutz gewährte, ließen sie Kutais und ihre Schützlinge im Stich und räumten auch die übrigen festen Plätze Imerethiens. Um die Türken an eine Wiederkehr, wenigstens an einer bleibenden Occupation der festen Plätze zu hindern, schlug der General dem König Salomo vor, all' diese alten Festungen des Landes in die Luft zu sprengen. Der arme schwache imerethinische Herrscher wagte nicht, den vandalischen Rath des mächtigen Bundesgenossen zu verschmähen. So zerstörte der Russengeneral vor allem die Bergcitadelle von Kutais und mit ihr die meisten Alterthümer; noch sieht man die ungeheuren geborstenen Mauersteine, die einen guten Theil des Berges bedecken, und die Reste einer Kirche in der Citadelle, deren Skulpturen über der Thorwölbung den georgischen Styl verrathen. An der höchsten Stelle der zerstörten Citadelle, wo das Auge die ganze herrliche Gegend beherrscht, stehen noch die Trümmer eines befestigten Schlosses der alten Lasenkönige. Um die Citadelle herum sind viele Ruinenfragmente, Trümmer von Thoren, Wasserleitungen und Cisternen zerstreut. Endlich erblickt man im Mittelpunkt der obern Stadt die alte Kathedrale, ein schönes Gebäude mit vielen Skulpturen, deren melancholische Ruinen, von Epheu umrankt, jetzt russische und imerethinische Gräber in schöner, stiller, reizender Lage einschließen.

Der reine Himmel war nach einigen grämlichen Regentagen wieder eingekehrt. Ich segnete sein Wiederkommen und wandelte im Mondschein unter den Gräbern und Ruinen, ein bärtiger imerethinischer Priester neben mir. Daß unsere Stimmung inmitten der antiken Reste und der Behausung des Moders und Todes nicht zu feierlich, nicht zu elegisch werde, dafür sorgte der russische Tambourmajor, wel-

cher, den Jahrestag der Krönung seines Kaisers feiernd, uns durch die Pausen der Abendstille lustige Walzer und Masurkagrüße und am Ende noch den Fra Diabolo von dem Phasisufer heraufschickte.

Die Imerethiner haben bekanntlich Abstammung und Sprache mit den Georgiern gemein. Doch wurde es dem deutschen Dragoman meiner Reisegefährten, der den tiflis'schen Dialekt fertig sprach, in Kutais bereits schwer sich zu verständigen. Die übrigen Bewohner von Kutais sind Armenier, Juden und Russen. Auch einige türkische und griechische Händler und lasische Taglöhner haben sich hier, wenn auch nicht für beständig, niedergelassen. Neben dieser Stadtbevölkerung erblickt man unter den Verkäufern des schmutzigen Bazars auch einige von den wilden Söhnen des Gebirges, nämlich Osseten und Suaneten in der bekannten kaukasischen Tracht; sie bieten Satteldecken, Burkas, Fuchs-, Marder- und Bärenfelle, Wachs und Honig feil. All' diese verschiedenen Völker waren an dem erwähnten Jahrestag der kaiserlichen Krönung in zahlreichen Individuen auf dem großen Platz versammelt, wo bei prächtiger Illumination die Militärmusik spielte und die wilde imerethinische Jugend mit Ballschlagen sich erlustigte. Die Kleidung der Imerethiner stimmt mit der georgischen fast überein, doch tragen sie auf dem Kopf statt der hohen schwarzen Lammfellmütze einen viereckigen, braunen sauber eingesäumten Tuchlappen, der mittelst einer schwarzen Schnur um das Kinn befestiget wird. Man erkennt an der imerethinischen Bevölkerung von Kutais den georgischen Grundtypus, aber der Schnitt des Gesichtes ist ausdrucksvoller und edler. Die Schönheit von Imerethiens Männern und Frauen ist weltberühmt. Ihre durchaus regelmäßigen, feinen, edlen Körperformen sind Na-

turmodelle und scheinen jenen griechischen Meistern vorgeschwebt zu haben, die den Antinous und Apollo bildeten. Auch an Schönheit des Angesichts können wenige Völker der Welt mit den Bewohnern des alten Kolchis, den Völkern von Imerethien, Mingrelien, Gurien und Adschara sich vergleichen. Selbst die stolzen Herosgestalten der Männer Tscherkessiens stehen zurück. In den entlegensten Waldgegenden dieses Landes begegnet man zuweilen mit bunten Lumpen bedeckten Frauen in der ärmlichsten Hütte, deren schöner Leib in Marmor verwandelt neben der Canova'schen Venus im Palazzo Pitti keine unwürdige Figur machen würde, schade, dachte ich manchmal, schade, daß kein eleganter fürstlicher Reisender die kolchischen Wälder heimgesucht, um ein solches Nymphenexemplar einer kupferbraunen Helena Abyssiniens in der Lausitzer Parkmenagerie aufzustellen.

Als eine besondere Merkwürdigkeit der Umgegend von Kutais erwähne ich der russischen Eunuchencolonie in Marran. Es gibt in Rußland eine Sekte — sie heißt Astarewerzi, d. i. Altgläubige — deren Anhänger, auf eine mißverstandene Stelle der Bibel sich stützend, in einem gewissen Alter sich entmannen. In Moskau, Petersburg, und vielen andern russischen Städten, sogar in Riga wohnen diese seltsamen Schwärmer, welche mittelst schimpflicher Verstümmelung ihres Leibes einen Ehrenplatz im Himmel zu gewinnen hoffen. Die russische Regierung hat mit der gewöhnlichen Strenge versucht, die fanatische Sekte zu unterdrücken, doch gegen religiöse Schwärmer hatte sie nicht den gleichen Erfolg wie gegen politische Exaltados. Viele dieser Kastraten wurden zur Strafe in die graue Montur gesteckt, viele nach Cis- und Transkaukasien deportirt, wo sie zu Marran und Nassaran (20 Werste von Wladirkawskas) Militär-Colonien

bilden. Ich sah eine Anzahl dieser Leute, die nach der Versicherung eines deutschen Arztes mehr als andere Individuen den endemischen Krankheiten unterliegen, im großen Militärspital zu Kutais.

Die fahle Erdfarbe, die Magerkeit und der widerlich weibische Ausdruck der bartlosen oder dünnbärtigen Gesichter macht diese Kastraten unter den übrigen russischen Militairs auf den ersten Blick erkenntlich. Ein trüber Contrast — die ekelhaften Züge dieser entmannten russischen Schwärmer neben den schönen imerethinischen Männern! Der Verlust ihrer Freiheit und nationalen Unabhängigkeit mag vor allem die Edlen Imerethiens wurmen unter nordischen Eroberern, welche an Gestalt und natürlicher Geistesfähigkeit so weit zurückstehen.

Ich fand in Kutais bei einem mürrischen, mit einer Original-Galgenphysiognomie gesegneten Schenkwirth ein leidliches Unterkommen. Der Mann wollte ein Pole und von adeliger Herkunft sein. Es war gut, daß er dies selbst jedem Gast erzählte, da man sein Gesicht leicht für den Nachdruck vom slowakischen Schinderhannesportrait halten konnte. Gleichwohl war ich des Unterkommens froh. Ein Wirthshäuschen ist in diesen unwirthlichen Ländern ein dankenswerthes Asyl. Auf russischem Gebiet in Asien ist es freilich überall besser, als in den mohamedanischen Grenzländern; wenigstens findet man auf den Landstraßen Transkaukasiens in den russischen Posthäusern eine passable Schlafstelle, während man in Persien und Kurdistan wegen Schmutzes und Ungeziefers der Häuser im Freien campiren muß.

Mit den Kapuzinern von Kutais war ich zufriedener

als Herr Dubois de Montpereux, der den Reisenden ganz und gar den Trost nimmt, bei diesen ehrwürdigen Vätern eine gastliche Aufnahme zu finden. Sei es, daß die Abwesenheit des famosen Klosterdoktors Campocaskro, welchen Herr Dubois als „les plus ignare le plus gredin des charlatans, qui se disent médecins" bezeichnet, oder die Gegenwart des Abbé Vidal, den ich, mit einigen französischen Offizieren aus Persien kommend, in Kutais als Reisegefährten getroffen, die ehrwürdigen Väter gastfreundlicher stimmte, sei es, daß ein Brief, den wir dem Klostergast Pater Benedetto von Tiflis zu überbringen hatten, besondere Wirkung that, der Pater Don Antonio verfügte sich sogleich zu uns in die Schenke, um den Abbé Vidal, die beiden französischen Militairs und mich zur Mittagsmahlzeit nach dem Kloster abzuholen.

Das Kloster liegt in reizender Lage, vom schönsten Baumgrün umschattet, am Phasis. Die Wellen des altberühmten Stromes rauschten, schäumten und tobten unter unsern Fenstern, eine liebe und heimliche Tafelmusik, die neben herzlicher Unterhaltung mit den guten Vätern den imerethinischen Feuerwein würzte. Es befinden sich im Kapuzinerkloster von Kutais gewöhnlich nur zwei Geistliche. Zufällig war aber damals noch ein dritter, der Pater Benedetto, anwesend, der, nachdem er in Tiflis verschiedene Widerwärtigkeiten erlebt, sich nach Kutais zurückgezogen hatte, nun zur Heimreise nach seinem Vaterland Sizilien sich anschickte, und die willkommene Gelegenheit ergriff, die Reise bis Konstantinopel mit uns zu machen. Der erste Klostergeistliche war ein Italiener, der zweite ein Imerethiner aus Kutais, Zögling der Propaganda. So sehr letzterer auch seinen italienischen Collegen an wissenschaftlicher Bildung,

die er in Rom sich geholt, überragte, genoß der Italiener doch wegen seiner Gemüthlichkeit, die er mit den meisten italienischen Kapuzinern gemein hatte, bei den Katholiken der Stadt und Gegend mehr Achtung und Liebe als der eingeborne Priester. Ich war oft Zeuge der kindlichen Verehrung, welche die armenischen Knaben für ihn hegten, die der Kapuziner in der Schule, wenn sie fleißig waren, mit Kupfermünzen beschenkte. Don Antonio war dafür geistreicher, gelehrter und durch ein feines Aeußere begünstiget, er hatte die Physiognomie der Landeskinder, die fein geformte Adlernase und einen prächtigen rabenschwarzen Bart. Mit Stolz zeigte mir dieser unterrichtete Propagandist seine ziemlich ansehnliche Bibliothek, die meist aus italienischen und armenischen Büchern bestand, sonst besaß er auch einige französische Werke, z. B. Bossuet, Massillon 2c. Leider macht man es in neuerer Zeit diesen Mönchen fast unmöglich, Bücher aus Italien zu beziehen. Ein schönes Büchergeschenk war aus Rom für das Kloster eingetroffen, nur theologische, durchaus unverfängliche Werke enthaltend. Die russischen Zollbeamten weigerten sich unter allerlei Vorwänden, die Bücher passiren zu lassen, ließen jedoch den Vätern heimlich sagen, auch ohne Censur seien die Bücher zu ihrer Disposition, wenn für jeden Band ein Silberrubel bezahlt werde. Da die Klostermittel zu dergleichen Bestechung nicht hinreichten, so blieben die Bücher in den Händen der russischen Douaniers. Es leben in Kutais und der nächsten Umgebung 800 Katholiken, größtentheils Armenier, die nur das Imerethinische sprechen, doch gibt es auch einzelne ächte Imerethiner unter dieser katholischen Bevölkerung. Ihre Bekehrung zum Katholizismus erfolgte in derselben Zeit, wo jener große Uebertritt vieler armenischer, griechischer und nestorianischer Chri-

sten im türkischen Asien und Persien stattfand. Gegenwärtig ist es den katholischen Priestern in Transkaukasien auf's strengste verboten, Proselyten zu machen. Einer der Kapuziner erzählte mir, daß es ihnen bei vollkommener Freiheit der Lehre, nicht schwer sein würde, viele von den heidnischen und mohamedanischen Stämmen des Kaukasus zu bekehren; Suaneten und Abchasen, von welchen die meisten noch wahre Heiden, hatten sich in großer Zahl gemeldet, um im Kloster von Kutais die Taufe zu empfangen, mußten aber abgewiesen werden, denn Deportation und Sibirien bedroht jeden Priester, der es wagt, einen Götzendiener in einen katholischen Christen umzuwandeln. Wenn das Verbot des Uebertritts zum Katholizismus oder zur evangelischen Kirche auf die Bekenner des griechisch-russischen Glaubens oder überhaupt auf die Bekenner aller christlichen Confessionen ohne Unterschied beschränkt wäre, hätte dasselbe noch einen Sinn. Es ließen sich dafür Gründe nicht der Rechtfertigung, doch der Beschönigung finden. Aber selbst den Juden, Mohamedanern und Heiden zu verbieten, ihr Seelenheil bei irgend einer andern christlichen Confession als im Schooße der herrschenden Staatskirche zu suchen, dergleichen Zwang ist, so viel mir bekannt, noch von keinem andern christlichen Staat der Erde geübt worden. Ja lieber jüdische und heidnische Unterthanen als katholische, so lautet der Sinn, die merkwürdige Weisung, gegeben von einem christlichen Staat im neunzehnten Jahrhundert! Ich sah unter den Klosterzöglingen einen jungen Armenier, der mit bedeutenden Geistesfähigkeiten begabt ist. Er war nach Rom bestimmt, um in der Schule der Propaganda seine Ausbildung als Missionär zu erhalten; er sehnte sich mit der allerinnigsten Begeisterung nach dieser Bestimmung, aber

die Regierung verweigerte ihm die Erlaubniß zur Reise nach der Weltstadt. Verfolgung und Druck ließen bereits damals voraussehen, daß es den katholischen Missionen in Transkaukasien bald ergehen würde, wie der evangelischen Baseler Mission, welche, nachdem sie auf mancherlei Weise geplagt worden, von Sr. Excellenz dem Generalgouverneur Baron von Rosen endlich den förmlichen Befehl erhielt, Georgien und die russischen Provinzen zu räumen.

Die guten Väter zeigten mir das Kloster in allen Einzelnheiten, und ließen mich auch dem etwas lärmenden Schulunterricht beiwohnen. Es saßen dreißig bis vierzig Knaben auf den Schulbänken, die lautschreiend lasen, zuweilen sangen. Das Italienische lasen die kleinen Armenier und Imerethiner ziemlich fertig, die Landessprache, das Georgische lasen und schrieben sie. Im Uebrigen beschränkte sich der Unterricht auf das Auswendiglernen von Gebeten; kleine Geldgeschenke der Väter spornten den Fleiß der Knaben an. Eine schöne geräumige Kirche war neben dem Klostergebäude im Bau begriffen, der Kostenbetrag ist auf 70,000 Rubel angeschlagen, und wurde von der Kasse der römischen Propaganda bestritten. Ein großes schönes Altarbild für das neue Gotteshaus war aus Rom eingetroffen, und wurde mir von Don Antonio mit Stolz gezeigt. Unter den beim Bau beschäftigten Arbeitern befanden sich auch sehr viele Mohamedaner, welche sich nicht die geringsten Scrupel machten, zu dem Entstehen eines christlichen Tempels mitzuwirken, während von einer andern, nicht mohamedanischen Secte dem Bau viele Hindernisse entgegengesetzt wurden. Bei so mancherlei Geplauder rückte allmählig die Stunde des Weiterziehens heran. Packpferde waren ge-

miethet, auch Pater Benedetto hatte sein Reisebündel geschnürt. Noch einmal fanden wir uns bei den guten Vätern in der gastlichen Halle ein, kosteten zum letztenmale die treffliche Klosterküche und ließen zum Abschiedstrunk die Gläser voll Purpurweines erklingen: auf bessere Zeiten!

VII.

Aus dem Leben eines Naturforschers.

Eine Episode.

„Das immergrüne Kolchis ist für mich das verlorene Paradies, das Land der wachenden Träume aus der ersten Knabenzeit, ich mußte seine Lüfte athmen, es war mir auferlegt." Als ich in Fallmerayer's kolchischen Fragmenten diese Stelle las, gedachte ich lebhaft eines Mannes, der die Natur des Phasislandes mit ähnlicher Gluth liebte, dem aber das Schicksal minder hold gewesen wie dem glücklichern Akademiker der Isarstadt. Jenem ward nie gegönnt, den Wanderstab am Herd der Heimath niederzulegen, die Aufzeichnungen seines Tagebuchs zum Druck zu bringen und im gemüthlichen Knorr-Keller zu München bei Cigarrenduft und vaterländischem „Braunen" den Freunden und Landsleuten von den Abenteuern im immergrünen Buschwald zu erzählen.

Das Glück ist freilich keinem bis ans Ende treu. Der Spruch ist alt und bewährt. Lust und Leid, Preisschriftkrönung und hämische Kritik, türkischer Nischan und baierischer Steckbrief wechseln im Leben so wunderlich bitter.

Hätte jeder Wanderer unter den Lianen des kolchischen Wunderlandes sein poetisches Grab gefunden, so wäre man auch von Stuttgarter Fatalitäten, vom Sanct Gallner Exil, öffentlicher Portraitirung durch steckbrieflichen Pinsel und von dem billigen Aerger über großdeutsche Heuchelei, kleindeutsche Erbärmlichkeit und ganzdeutsche Dummheit verschont geblieben.

Szowitsch war ein slavischer Naturforscher, welcher in Imerethiens Urwäldern ein unstätes Wanderleben als Jäger und Pflanzensammler führte und von dort Briefe an einen Freund in der krim'schen Steppe schrieb, die mir einige Jahre nach Szowitsch's Tod mitgetheilt worden. Ich habe sie mit inniger Theilnahme gelesen und inmitten der traurigen Winternatur am asow'schen Meer nach Mailuft und grüner Wildniß am Rion mich gesehnt. Bei der spätern Lectüre des Fallmerayer'schen Tagebuches überraschte es mich, wie zwei Männer von so wenig verwandtem Charakter, — der Geist und Witz sprudelnde, lebensheitere Fragmentist und jener harmlose Pflanzensammler, eine sinnige Natur voll Gemüth und Schwermuth — wie sie beide, der Sohn der Alpen und der Sohn der Steppe, sich begegnen in gemeinsamer Liebe für Waldleben und Pflanzenwelt, in der gleichen Begeisterung für Kolchis.

Szowitsch's letztes Schreiben ist aus Kutais datirt, kurze Zeit vor seinem Ende. „Eine Stimmung" schreibt er, „beseelt mich hier, wie ich sie seit langer Zeit nicht gekannt habe. Den Leuten kommt meine Miene träumerisch und schwermüthig vor, und sie fragen mich oft, welch ein Kummer mich drücke. Doch glaube mir, in meinem Herzen pocht's so selig wieder wie in meiner Knabenzeit und ich möchte jubeln und singen den ganzen Tag. Sähest Du

doch die Hütte, die ich mir selbst gebaut beim Waldsaum oben an meinem Lieblingsplätzchen! Bux und Lorbeer bilden Decke und Wände, und die Blumen und die weichen Waldkräuter den Boden. Ein Blaukehlchen und ein Rosenstaar theilen sie mit mir und ich will ihnen die Freiheit wiedergeben, wenn ich einmal fortziehe, zum Dank für ihr freundlich Gezwitscher, womit sie mich am frühen Morgen wecken. Da werfe ich die Burka von mir und springe hinaus und schaue hinunter auf die morgendämmernde Gegend. S' ist ein seliger Augenblick, der für vieles tröstet, was man gelitten, wär's auch das Schwerste. Das edelste Grün, Wälder an Wälder, soweit das Auge die Gegend beherrscht, märchenhafte Ruinen aus einer unbegreiflichen Zeit und unter mir der herrliche Rion, den himmelblauen Gürtel um das grüne Thalkleid windend. Die Sonne taucht empor über das ungeheure Wälderreich, und wir grüßen sie zusammen, meine Vögel und ich; meine Vögel mit ihrem Singen und ich stumm versunken in den Anblick einer Natur, die ich schöner nirgendwo gesehen habe. Klares, Bestimmtes denke ich nicht dabei, aber ich hoffe, Gott wird mir das anrechnen, als ob ich zu ihm betete. Dann raffe ich mich auf aus dieser Morgenträumerei, nehme Gewehr und Pflanzenbüchse und stürze mich in's Walddickicht. Wie ist's mir wohl dort! Ich liebe den Wald, die Jagd, und könnte mir, wie der Indianer, kein schönes Jenseits denken ohne sie. Und wären die Genüsse der andern Welt noch so lieblich, fehlte der Wald, wie würd' es mich langweilen! Ihr, in euren traurigen Steppen und Nadelhölzern, ihr ahnet nicht die Herrlichkeit kolchischen Urwaldes, ihr könnt sie euch nicht denken diese mächtigen Bäume mit ihren Schlingpflanzen, diesen Boden mit seiner Blumenfülle, dieses

Schnabeljauchzen aus allen Zweigen, gerade jetzt lebhaft wegen des Vögelzuges. Ich kehre selten heim ohne gute Beute; die Gegend hat viel seltenes an Pflanzen, Vögeln und Insekten. Das Gesammelte bringe ich nach Kutais, wo ich ein Bauernstübchen gemiethet habe. Bei den Capuzinern speise ich, es sind gute, gastfreie Leute. Vor dem Abenddunkel bin ich wieder in meiner Waldhütte oben, sehe die Sonne scheiden und freue mich, daß sie morgen wiederkehrt. Wie glühen die Berge! Wie traulich tönt die Abendglocke von der Capelle herauf! Wie tönt der Rion so feierlich und aus dem Urwald ruft mein melancholischer Nachbar, der Kukuk, gute Nacht! Gute Nacht, mein Freund, mir ist's unaussprechlich wohl hier, und mich schreckt der Gedanke, daß ich das liebe Plätzchen einmal verlassen muß."

Und er mußte es verlassen, der arme Szowitsch! Doch blieb sein Sterbliches in kolchischer Erde zurück. Wenige Wochen nach dem Datum dieses Briefes lebte der gemüthliche Schreiber nicht mehr. Er schien nicht zu ahnen, daß die Exaltation, mit welcher er dem Freunde das Phasis-Paradies malte, bereits sein Todesverkünder war, daß in aufgeregtem Blut und Nerven schon der Keim des Fiebers spukte, das seinen starken Körper einer raschen Auflösung zuführte. Nach einer erschöpfenden Wanderung durch das herrliche Gurien, wo er von Berg zu Berg, von Wald zu Wald als nomadisirender Sammler streifte, starb zu Kutais der thätige Naturforscher und seine Hülle ruht an den Ufern des sagenreichen Stromes, dessen Rauschen er jeden Abend aus seiner Waldhütte hörte. Als ich einige Jahre später durch einen Klosterdiener mich nach jener Stelle führen ließ, wo Szowitsch den letzten Brief geschrieben, fand ich die Hütte zusammengestürzt. Rosenstaar und Blaukehlchen wa-

ren fortgeflogen. Die Mönche hatten ihnen auf den Wunsch des Sterbenden die Freiheit wiedergegeben und sie flattern und zwitschern jetzt über des armen Szowitsch Grab.

Szowitsch war einer jener wunderlichen Menschen, welche in der Ruhe und Enge des heimathlichen Kreises Glück und Behagen nicht finden, die eine unwiderstehliche Sehnsucht hinaustreibt in die fremden Länder. Einen ähnlichen Trieb haben sehr viele, vielleicht die Mehrzahl der strebenden Menschen, aber gewöhnlich nur so lange die Jünglingsjahre dauern. Im Mannesalter sehnt man sich naturgemäß nach fester Heimath, geregelter Thätigkeit und nach dem behaglichen Leben am eigenen Herd im Kreise derer, die man mit Liebe die „Seinigen" nennt. Ausnahmen hievon, Männer, die des Wandertriebes bis zu ihrem Ende nie müde geworden, sind selten. Chateaubriand, der Vielgereiste, gesteht daß, um in den Urwäldern Amerika's, in den Wüsteneien Asiens zu schweifen und Genuß und Freude an solchen Wanderungen zu finden, Jugend durchaus nothwendig, daß es ein Alter gebe, wo man von den Mühen und Abenteuern seiner Wanderzüge lieber „am Kaminfeuer mit leiser Stimme" plaudere als sie wieder mitmache, und daß nur die glühende Begeisterung der Jugend zur Auffassung erhabener Naturscenen geeignet sei. Selbst das ewig herrliche Schauspiel eines donnernden Niagarasturzes, meint der greise Chateaubriand, würde auf ihn, den Siebenziger, nicht mehr so mächtig wirken, wie in jenem glücklichen Alter, wo „keine Furche, kein weißes Haar an die menschliche Hinfälligkeit erinnert." So manche berühmte Reisende, geistvolle Forscher, welche viele Jahre in unwirthbaren Wildnissen lebten und mit allen Entbehrungen und

Widerwärtigkeiten solchen Wanderlebens zu ringen hatten, erfreuen sich jetzt, wie jener vielgefeierte Verfasser der Atala, in Europa all' der Freuden, wie sie eine angenehme Thätigkeit mit Comfort, glänzender Stellung, Ehre und voller Anerkennung dessen, was sie geleistet haben, nebst der angenehmen Erinnerung an all' die Erlebnisse eines vielbewegten Wanderlebens nur immer gewähren können. Humboldt, Ehrenberg, Robert Brown, Boussingault, Martius, Russegger, Rüppel, von Hügel und so viele andere mehr oder minder berühmte und gefeierte Namen führen jetzt in unseren Hauptstädten ein ruhiges Leben und ich zweifle ob irgend einer von ihnen sich nach den Steppen Hochasiens oder nach den Urwäldern der neuen Welt, nach dem Bivouac, nach arabischer Hospitalität oder nach Moskitostichen, Brüllaffen-Morgengruß und dem Umgang mit Menschenfressern ernsthaft zurücksehnen mag. Wie man nach langen mühevollen Reisejahren Ruhe und gemüthliches Stillleben liebgewinnen kann, davon sah ich ein merkwürdiges Beispiel an dem Naturforscher Hedenborg, dem trefflichen Schweden. Nachdem derselbe fünfzehn Jahre lang die tropischen Gegenden Afrika's jenseits des Sennaar durchstreift und reichhaltige Sammlungen nach Europa geschickt hatte, brach seine eiserne Gesundheit und er konnte dieselbe im Vaterland nicht wiedergewinnen. Da zog er sich ganz nach der Insel Rhodos zurück, kaufte auf diesem stillen Eiland ein Landgütchen, baute Garten und Weinland und heirathete noch in späten Jahren. Ich fand ihn daselbst im Jahre 1844 und mir war es rührend, wenn ich den guten alten Herrn, den noch immer einiges afrikanische Leiden plagte, im Garten emsig arbeiten und auf seine beiden blonden, blauäugigen, lieblichen Kinder oft Seitenblicke voll väterlicher

Seligkeit werfen sah. Seine Freude am häuslichen Glück war vielleicht um so inniger, als sie ihm so spät erst zu Theil geworden.

Burckhardt, Bonpland, Llander, Schulz, Aucher Eloy, Wilhelm Schimper, Szowitsch zählen dagegen mit so manchen andern Namen zu den ächten Wandermenschen, die das Verlangen nach Ruhe und Comfort nie gehabt zu haben scheinen. Ihrer unermüdlichen Reiselust verdankt man viele Entdeckungen, bedeutende wissenschaftliche Resultate, und man muß diesen eingefleischten Wandertrieb um so höher anschlagen, als sie ihn alle, mit Ausnahme des abyssinischen Statthalters Schimper, theuer bezahlt haben. Burckhardt, der erste Europäer, der uns die Mysterien der Kaaba enthüllte, erlag den Strapazen seiner fünften Wüstenreise. Llander fiel unter den Pfeilen der Neger, Schulz unter dem Mordstahl der Kurden, Aucher Eloy raffte das persische Fieber weg. Bonpland, obwohl er lange in der Gefangenschaft des paraguay'schen Tyrannen Dr. Francia schmachtete, hatte an das Leben eines wandernden Pflanzensammlers, an das Schweifen in den Llanos und die Gauchogesellschaft sich so gewöhnt, daß er sie nimmer missen wollte, wie freundlich dringend ihn auch sein alter ruhmgekrönter Reisegefährte Humboldt zur Rückkehr nach Europa einlud. Wilhelm Schimper, der unermüdliche Reisende, welcher in den Alpen Ostafrika's seine Sammlungen eifrig fortsetzt, ist zwar nebenbei auch abyssinischer Generalstatthalter geworden. Wenn man aber den Berichten glaubwürdiger Reisender trauen darf, so ist die Statthalterschaft unsers verdienstvollen Landmannes nicht lucrativer, wie die Sancho Pansa's und fast eben so reich

an Plagen. Szowitsch hatte das Schicksal Aucher Eloy's; er starb unbeachtet und unbeweint im fremden Lande. Wir wollen seinem Andenken diese Zeilen widmen. Nur karge Mittel waren ihm zu seinen transkaukasischen Reisen gegönnt. Er erhielt eine Unterstützung von St. Petersburg und von russischen Privatmännern; doch wurde ihm, soviel uns bekannt, nur der Werth des Gesammelten vergütet und da die Länder, in welchen er am längsten sich aufgehalten, an Naturprodukten keine große Mannigfaltigkeit besitzen, war der Erwerb schlecht und der Reisefond dürftig. Wer mit wohlgefüllter Kasse den Orient bereist, darf sich auf ausgestandene Entbehrungen wenig einbilden; er hat nur einen schwachen Begriff dessen, was ein unbemittelter Reisender unter jenen geldsüchtigen Völkern, deren Fremdenhaß und Fanatismus nur der Klang des Geprägten zu mildern vermag, duldet und entbehrt.

Nachdem Szowitsch den Kaukasus, Kachetien, Grusien, Armenien, Westpersien durchzogen, kehrte er nach Georgien zurück und verweilte einige Zeit in Katharinenfeld, der schönstgelegenen aller deutschen Ansiedlungen jenseits des Kaukasus. Da war ein herrlich Leben für ihn — er hatte Wälder, Bären, Pflanzen und schöne Käfer in bequemster Nähe und war gut logirt im Häuschen eines schwäbischen Bauern. Zu seinem Unstern verliebte er sich in die blauäugige Tochter seines Hauswirths. Es war eine mächtige und einseitige Neigung gleich der des flämischen Brackenburg. Sein glücklicher Nebenbuhler war kein schlanker Egmont in spanischer Rittertracht, sondern ein vierschrötiger schwäbischer Bauernbursche aus Petersdorf, Tobias Haubensack mit

Namen, in bocksledernen Hosen und von etwas büffelhaftem Wesen, dabei solider Besitzer von Haus und Feld, von Garten und Weinberg. Diese Accidentien waren mehr als genug, den armen Naturforscher, dessen ganzes Besitzthum seine Botanisirbüchse, beim schwäbischen Klärchen auszustechen. Szowitsch war darüber untröstlich und vergaß über seine Leidenschaft, wie Brackenburg die Noth des Vaterlandes, seinen Reisezweck, die Botanik sammt der Zoologie, und schweifte wie ein Irrsinniger im schönen Thal von Katharinenfeld. Der kritische Tag nahte. Tobias Haubensack präsentirte sich eines Tags bei seiner Braut im soliden Bräutigamsfrack mit blanken thalergroßen Knöpfen, den er vom Großvater geerbt hatte, wie es in Katharinenfeld gebräuchlich, und in neuen Hosen vom eleganteſten Bocksleder. Der unglückliche Szowitsch mußte mit eigenen Augen sehen, wie das kugelrunde Klärchen ihres Geliebten stattliche Montur betastete und bewunderte und wie Tobias sie zärtlich mit dem Ausruf umarmte: „Klärchen! — das ist d e i n Haubensack.“ Zuletzt war Szowitsch Mann genug, sich loszureißen und wieder zum Wanderstab zu greifen, der wirksamsten Arznei gegen verliebten Spleen, wie mancher aus Erfahrung weiß. Im Urwald des Kolchierlandes suchte er Trost. Dort heilte auch seine Herzenswunde inmitten einer herrlichen Natur; er wurde der alte rüstige Jäger, Sammler und Naturforscher wieder, und als er eben in der allerschönsten Thätigkeit für Faldermann's Fauna transcaucasia den letzten Stoff sammelte, ereilte ihn sein Schicksal.

Einige Jahre später kam ich nach Imerethien. Das Phasisufer bei Kutais war mir der liebste Spaziergang, und als ich dort eines Tages wandelte und die classi-

schen Erinnerungen vom Kolchierland, die Argonauten und das goldene Vließ, Jason und die Zauberin Medea vor meinem Geist gaukelten und das Blau des Wassers, das Grün der Wälder mein Auge labte, fand ich auch den Trauerweidenbaum, unter welchem der arme Szowitsch schläft . . .

VIII.

Franzosen aus Persien. — Reise durch Imerethien und Mingrelien. — Naturcharakter. — Schönheit der kolchischen Landschaften. — Fahrt auf dem Phasis. — Ein mingrelisches Familienbild. — Urwaldleben in Kolchis.

Französische Reisegefährten hatten in Kutais sich eingefunden, um mit uns durch das Kolchierland nach Europa zurückzukehren. Es waren Officiere, die von Teheran kamen, verabschiedete Exerciermeister in Diensten des Schah, und der Abbé Vidal, ein geistvoller Mann, der in Persien den verunglückten Versuch gemacht hatte, den Prinzen die französische Sprache zu lehren. Alle drei waren liebenswürdige, heitere Gesellschafter, ächte Franzosen, immer munter, vergnügt, plauderlustig, voll heiterer Einfälle, nie durch Widerwärtigkeiten verstimmt, nie von deutscher Schwermuth und übler Laune geplagt. Dazu zwei französische Damen, die eine verheirathet, jung und liebenswürdig, die andere ledig, alt und zanksüchtig. Letztere brachte auch einen Papagei, einen schwarzen Mops und fünf Windhunde aus Persien, die sie von ihrer Schwester, der in Teheran verstorbenen Gräfin Damas, geerbt hatte, und aus Pietät

oder aus Eigensinn nicht in Stich lassen wollte, obgleich deren Transport durch so weite Länderstrecken keine kleine Mühe machte. Die alte Mamsell hatte durch Reisen und Jahre reiche Lebenserfahrung gewonnen, sah aber von Menschen und Dingen überall die Nachtseite, und man konnte von ihr wie von der Madame Pieper sagen: ihr Maul war eine Guillotine für jeden guten Namen von Paris bis Teheran.

Daß eine solche Gesellschaft in Frieden von Kutais abziehen sollte, war billigerweise nicht zu verlangen. Der polnische Wirth, in dessen Prellanstalt wir einige Tage logirt waren, pflegte nicht allein mit doppelter Kreide zu schreiben. Er hatte auch ein wenig rauhes Wesen an sich, von dem Herr Dickens sagen könnte „ein Stachelschwein war neben ihm ein Federbett". Von seiner deutsch-polnischen Frau erwähnt mein Tagebuch nur, daß ihr Aeußeres, gleichwie bei Master Parkers Wäscherin, eine eingefleischte Antipathie gegen Wasser und Seife verrathen und daß sie wohl nie ein Examen in der Höflichkeit bestanden habe. Dieses liebenswürdige halbpolnische Ehepaar machte den Abschied von Kutais polnisch-reichstägig laut und hitzig. Es wurden zwischen ihm und meinen französischen Reisegefährten Redensarten gewechselt, die, obwohl nur im Orient gebräuchlich, nicht nach Schiras'scher Rosenessenz rochen. Wenn die Rechnungsdifferenzen nicht zuletzt mit Fäusten pünktlichst berichtigt worden, so mag das der Capuciner Pater Benedetto aus Catania verantworten. Derselbe hatte sich in Kutais als siebenter Reisegefährte angeschlossen, und machte bei diesem Anlaß seinem Amte gemäß den Friedensstifter.

Ueber die Brücke von Kutais ging es in langer Reihe gen Westen. Wir bildeten eine ziemlich ansehnliche und

malerische Karavane. Voran ritt der Sohn des Veteranen Jean Paul aus Neu-Tiflis, unser Führer und Wegweiser, dann die beiden Officiere, der Abbé und ich. Hinter uns die alte und die junge Dame, Mops, Papagei und Windhunde, welchen vierzehn Packpferde mit ihren pittoresk gekleideten imerethischen Führern folgten. Den Nachtrab bildete der Capuziner mit dem Rosenkranz am weißen Strick und dem großen hölzernen Missionskreuz auf der Brust, das uns gegen Gefahren und unverdiente Unbilden schützen sollte. Pater Benedetto war ein herzensguter jovialer Mann, den wir alle lieb gewannen, immer geselligen Sinnes und zu scherzhaften Gesprächen aufgelegt. Er nahm es auch gar nicht übel, wenn man ihn zuweilen hänselte. Er schien nicht eben mißvergnügt über die Rückkehr nach seinem Kloster, und sprach zuweilen mit patriotischer Begeisterung von der Schönheit seiner Heimath, von Catania's lauer Luft, frommen Bewohnern und schmackhaften Maccaroni, die der arme Mann seit Jahr und Tag nicht gekostet hatte.

Das Land, welches wir im Westen von Kutais in so angenehmer Gesellschaft durchzogen, ist wunderschön, und gleicht einem unabsehbaren englischen Park mit Wiesen, rauschenden Bächen, mächtigen Baumgruppen von Laub und Früchten schwer, ein Feengarten, wie der Park der Titania, durch kolchischen Pflanzenwuchs, Sonnenschein und blauen Himmel verschönert. Der imerethische Landschaftscharakter ist heiter, lieblich, einfach, ohne Monotonie. Man wird nicht müde zu schauen in diese frisch grünen und bunten Wiesengründe, strotzend von Kräutern, Blumen, Saftpflanzen, in das lichtgrüne Laubgewirre der Nußbäume und Erlen, der Weiden und Silberpappeln, der Birn-, Kirsch-, Aepfel

und Aprikosenbäume, dann in die dichtere, riesigere Urwaldung, an deren Saum zuweilen der Weg hinführt. Buche, Linde, Ahorn, Eiche, und Ulme, Esche und Wallnußbaum, Platane und Silberpappel bilden mit unendlicher Abwechslung diese kolchischen Urwaldungen, und sind, wenn auch nicht kräftiger und dickstämmiger wie in unsern deutschen Wäldern, doch mit Schlingpflanzen ungleich prächtiger dekorirt. Neben diesen heimathlichen Pflanzengestalten erkannten wir südliche Gäste: den immergrünen Bux, die dickstämmige Planera Richardi, den Feigenbaum und Lorbeer, die Kastanie und den Erdbeerbaum mit der feuerrothen Rinde mitten unter einem unermeßlichen Strauchwald von Stechpalmen, Rosenbüschen, Myrthen, Farrenkräutern und Rhododendron. Doch die edelste Figur in dieser jungfräulichen Vegetation von Kolchis spielt die Rebe. Hier ist ihr ursprüngliches Vaterland; hier spendete sie dem Bewohner zu allen Zeiten die kühlende Frucht und den klühenden Trank; von hier breitete sie sich nach Kleinasien und Europa aus, um überall „Leiber zu stärken, Geister zu beflügeln und Herzen zu erfreuen.“ Die kolchische Rebe erscheint in einer Pracht, Fülle und Größe, wie sie dem Abendländer nie zu schauen gegönnt ist. Ein besonderer Reiz der imerethischen Landschaften ist, daß der Urwald zwar in seiner ganzen Majestät, doch nicht ausschließlich herrscht. Ueberall wo er ohne Abwechslung dominirt, ist der Landschaftscharakter trotz der jungfräulichen Erde doch etwas einförmig. In Imerethien ist der Urwald an vielen Stellen zurückgedrängt, gelichtet und durch Wiesen und Maisfelder ersetzt. Aber die lichten Stellen sind nicht von beträchtlicher Ausdehnung. Baumgruppen des alten Waldes sind inmitten der Wiesengründe stehen geblieben, und ragen mit ihren gewaltigen

Laubdomen von Epheu und Reben bis zu ihren höchsten Zweigen umrankt über dem saftstrotzenden Teppich des Bodens. Kein Fels, kein Stein, kein nackter Fleck des Bodens ist im Lande des untern Phasis sichtbar. Junges, frisches Getriebe, einjährige Kräuter und Blumen, dichte Schlinggewächse keimen, sprossen und schmarotzen überall, wo sie Raum finden, wo perennirende Pflanzen ihnen nicht das Leben streitig machen. In der höhern Region der Bäume überrascht die Abwechslung der grünen Färbung. Das Grün aller Nüancen ist hier repräsentirt, vom Dunkel der Tanne, Tamariske und Cypresse bis zu den glänzenden Blättern des Kirschlorbeers, zum Silbergrün der kolchischen Pappel, und zwischen jeder Astlücke lauschen die halbreifen Purpurtrauben der sie umrankenden Rebenzweige.

„Hier ist's ja wie im Paradiese!" riefen unsere Reisegefährten wie aus einem Munde beim Anblick solchen Erdensegens. Das Edenbild der Genesis paßt so wunderbar auf dieses Land! „Und Gott der Herr ließ aufwachsen auf der Erde allerlei Bäume, lustig anzusehen und gut zu essen." Den Ruf: hier ist's wie im Paradiese! hat mancher Wanderer in den üppig grünen Wildnissen der alten und neuen Welt vernommen, und es gibt Reisende, welche damit seltsam freigebig sind. Tournefort verglich die sterile Ebene bei Etschmiadsin in Armenien, Joseph Wolff das baumlose sumpfige Euphratthal in Mesopotamien, Daniel Schlatter die trockene Südküste der Krim mit dem Paradiese. Reisende, denen jede Art von Uebertreibung zuwider, würden sich an genannten Orten über diese Vergleiche billig wundern. Beim Anblick der kolchischen Natur, besonders am untern Phasis, drängt sich dem nüchternsten Beobachter des Paradieses Bild der mosaischen Ueberlieferung unwillkür-

lich auf. Aus zehnjährigen Reiseerinnerungen in drei Welttheilen, wo mir des Schönen gar viel zu sehen vergönnt war, kann ich kein Landschaftsbild finden, das den Phasis-Gegenden gleich wäre an lieblicher Anmuth, an Pflanzenpracht und an reizenderer Vertheilung der Hügel, Wälder und Ströme. Selbst Kleinasiens weltberühmter Götterberg, der saftiggrüne, waldbekränzte, quellenmurmelnde Olympos, auch der atlandische Hesperidengarten von Belida, den ich noch im unversehrten Schmuck seiner Orangenwälder gesehen, ringen der kolchischen Natur die Palme nicht ab, und Italien kann neben ihr selbst mit seinen berühmtesten Gegenden am Comersee, in den lucchesischen Apenninen, an der Genueser Riviera und am Golf von Neapel nicht in die Schranken treten. Gurien, Mingrelien und der westliche Theil von Imerethien sind die schönsten Theile des alten Kolchis, viel herrlicher selbst als die trapezuntische Landschaft, die ich später besuchte. Die Phasisgegend zwischen Poli und Marran mag als der Glanzpunkt des alten Heliadenlandes gelten.

Wie süß die Ruhe unter imerethischen Nußbäumen und auf weicher circassischer Burka schmeckt, wenn man den ganzen Tag an Naturwundern sich satt geschaut und noch obendrein sich halb marode geritten, wie der Pater Benedetto, das erfuhren wir am Abende des 7. Septembers vor Marran. Drei Viertheile unserer Reisegesellschaft waren bereits eingenickt, bevor noch das Wasser im Theekessel sprudelte. Ich litt damals an Schlaflosigkeit und überschaute, am Baum gelehnt, die von den Beiwachtfeuern beleuchtete Schläfergruppe. Die französischen Officiere nahmen sich in ihrem halbpersischen, halbfränkischen Putz ein wenig komödiantenhaft aus. Der kräftige Abbé Vidal glich in seinem Jäger-

rock weniger einem Priester, als einem Haudegen der alten Garde, denn er hatte einen tüchtigen Schnurrbart und scharfgeprägte martialische Züge. Die junge Französin sah bleich, leidend und interessant aus, und behielt noch im Schlummer die Grazie der Pariserin. Die alte Mamsell lag auf der Burka, umgeben von Mops, Papagei und Windhunden. Daß sie hinter diese Umgebung sich verschanzt haben könne, um ihre schlummernde Unschuld zu schirmen, kam keinem in den Sinn, denn sie besaß andere kräftigere und immer wachsame Beschützer an ihren häßlichen Zügen. Unsere imerethischen Begleiter und Pferdeführer, schöne Menschen mit feiner ruhiger Physiognomie, lagen neben dem Gepäck unter den nächsten Bäumen. Sie schliefen so sanft und hatten eben so zufriedene Mienen, wie die andern auch, obwohl sie die Reise zu Fuß gemacht und nur schlechten Hirsebrei im Magen hatten. Im Schlafe, sagt Cervantes, sind alle Menschen, die Großen und die Kleinen, die Reichen und die Armen einander gleich.

In Marran mietheten wir Tags darauf flache Barken und schifften den Fluß hinab. Der Phasis ist von hier bis zu seiner Mündung ein breiter, schöner tiefer Strom. Eilande sind darin selten, Stromschnellen fehlen ganz. Der Charakter dieses Flusses hat sich von Kutais bis hieher, wo man in die Provinz Mingrelien eintritt, ganz geändert. Bei Kutais ist der Fluß noch sehr reißend, tobt und schäumt lustig an felsigen Ufern und wälzt ungeheure Rollsteine in seinem Bett. Unterhalb Marran ist der Phasis schleichend langsam. Nach kurzem Laufe hat er seine Jugend ausgetobt, und schreitet nun in ruhiger Majestät dahin wie ein edler Greis. Kaum bemerkt man eine Bewegung des Wassers, so gering ist sein Gefälle; mit Leichtigkeit rudern

Barken und Kähne stromaufwärts. Die Felsen am Gestade sind verschwunden, die Ufer sind nur wenig erhöht und mit Urwald und Lianen bedeckt. Nicht an allen Punkten landet man mit Leichtigkeit, denn am feuchten Boden des Ufers sinkt der Fuß in schlammartigen Humus, den der Fluß abgesetzt, und tiefer innen bieten die netzartig verschlungenen Zweige der überreichen Vegetation einen schwerzubesiegenden Widerstand. Für die Dampfschifffahrt wäre der Phasis von Poli bis an die Gränze Imerethiens trefflich geeignet, da das Gefälle äußerst gering ist, Untiefen fehlen und kein Steingerölle im Fluß sich findet. Unterhalb Marran hat die Strömung so wenig Gewalt, daß sie selbst die kleinsten Rollsteine nicht weiter zu schieben vermag. Unter den alten Schriftstellern gibt Arrian in seinem Schreiben an den Kaiser Hadrian die umständlichsten Nachrichten über den Phasis, welche aber voll Irrthümer sind. Er sagt, wenn man das Wasser auf der Oberfläche schöpfe, sei es süß, wenn in die Tiefe eine Urne gesenkt werde, sei es salzig. Das Phasiswasser faule auch nicht, es halte sich zehn Jahre, und werde immer süßer. All' das klingt fabelhaft. Wir senkten bei Kutais Flaschen in die Tiefe, und schöpften vollkommen süßes Wasser. Unterhalb Marran ist das Wasser mit vegetabilischer Erde geschwängert, hat an der Oberfläche wie im Grund einen unangenehmen Sumpfgeschmack, und ist fast ungenießbar. Zu Arrians Zeit befand sich an der Phasismündung noch ein steinerner Anker, welcher seiner Vermuthung nach vom Schiff Argo herstammte. Aeschylos erwähnt des Phasis in seinem entfesselten Prometheus, und bezeichnet ihn als Gränzstrom von Asia und Europa, wo er die Titanen sagen läßt: „Hieher kamen wir, o Prometheus! deiner Kämpfe, deiner Fesseln Leiden zu schauen,

bis zu diesem doppelten Gränzstrom, hier von Europa, dort von Asia, dem gewaltigen Phasis."

Die Barken schwammen mit sanftem Rudertakt den Strom hinab. Die Uferlandschaften des Rion sind ganz amerikanisch, und gleichen der malerischen Beschreibung, die uns Chateaubriand von den Wildnissen am Mississippi und Ohio gegeben. Nur das großartige Thierleben der neuen Welt fehlt hier in dieser Jahreszeit, das Schnabelpochen der Vögel an die Eichstämme, des alten Büffels wilde bärtige Gestalt, die sich auf den schwimmenden Strominseln sterbend niederläßt. Unter allen Ländern der alten Welt, die ich besuchte, ist Mingrelien das einzige, wo man die landschaftlichen Physiognomien Amerika's erkennt. Uralt sind zwar auch die Wälder des Kaukasus, haben aber nicht das Ueppige des „Mato-Virgem" der neuen Welt, die Dichtigkeit der Gezweige, die Fülle der Sträucher und Lianen. Die Vegetation am untern Phasis aber steht an Kraft und jungfräulicher Schönheit den Urwäldern am Missisippi und Amazonenfluß gewiß nicht nach. Jedenfalls bieten die Ströme der neuen Welt nicht das historische Interesse, das sich an die berühmten Flüsse Vorderasiens knüpft.

Am Mississippi, Ohio haben seit uralten Zeiten nur Rothhäute gehaust, und ihre Büffeljagden und Metzeleien, ihre Vertreibung durch Bluthunde und weiße Männer machen ihre Geschichte aus. Nicht herrliche Helden wie die Griechen der Argo beschifften jemals die Ströme der neuen Welt, um eines Zauberlandes Mysterien zu ergründen. Die Eichenwälder am Ohio lauschten niemals einer Orpheus-Lyra, und kein Jason und keine liebende Magierin hat dort zu Sage und Dichtung Stoff gegeben. Auch den Schauplatz der meisten Episoden der Odyssee will der scharf-

sinnige Archäolog Dubois in die Nähe des Phasis versetzen, und in den homerischen Ortsbeschreibungen pontische Localitäten erkennen. Sicher ist, daß einstmals am Rion der Sitz einer uralten Kultur gewesen, welche heute spurlos verweht ist. Auf so stiller Stromfahrt durch menschenleere Wildnisse gibt man sich gern seinen Gedanken hin, und selbst plauderselige Franzosen haben dort ihre schweigsamen Stunden. Nicht die poetischen Erinnerungen, welche an dieses sagenreiche Land sich knüpfen, erfüllten uns ausschließlich. Zu dem classischen Interesse gesellt sich hier noch einiger Stoff zu Glossen über Zeitengewalt und Schicksalslaunen, zu Vergleichen zwischen Kolchis und unserm Vaterland.

Vor dritthalbtausend Jahren herrschte am Phasis eine räthselhafte Kultur. Strabo berichtet, daß zu seiner Zeit 140 Brücken über diesen Strom führten. Völker, reich und mächtig, geistig gebildet und körperlich schön, wohnten hier, und was sie geworden und wie sie untergegangen, erzählt keine Tradition. An der Mündung des Phasis lag eine Stadt, die denselben Namen führte, eine Colonie der Hellenen, in welcher Handel und Industrie blühten, und die im emsigen Verkehr mit dem Innern und mit dem Mutterlande war. Damals war am Rhein eine öde Sumpfwildniß, mit germanischen Urwäldern bedeckt und von blonden Bärenhäutern, unsern Ahnen, bewohnt, welche fast so wild, kriegerisch und roh waren, wie die büffeljagenden „Schwarzfüße" jenseits der Rocky-mountains. Heute haben beide Ströme ihre Rollen vertauscht. Am Phasis sind die Hunderte von Brücken, deren stolze Joche sich über dem Wasserspiegel wölbten, völlig verschwunden, und mit ihnen sind die betriebsamen Völker, die hellenischen Pflanzer, Cultur und

Reichthum spurlos ausgestorben. Am Rhein stehen jetzt die glänzenden Städte, regt sich Handel und industriöses Leben, schwimmen die Lastschiffe mit ihren Schätzen, wohnen Bildung und ein philosophisches Volk, die Enkel jener streitbaren Bärenhäuter. Wie mag es nun aussehen am Rhein und Phasis nach anderen dritthalbtausend Jahren!

Gegen Abend landeten wir am linken Rionufer. Unsere Schiffer bahnten uns den Weg durch das Dickicht, und wir fanden im Wald einige mingrelische Hütten, deren arme Bewohner uns außer Hirsebrei, Trauben, Nüssen und Wein nichts anzubieten hatten. Die Mingrelier, welche in diesen Wäldern zerstreut wohnen, sind sehr schöne Menschen, aber von bleicher Gesichtsfarbe. Sie leiden an denselben bösartigen Fiebern, welche die russischen Soldaten zu Hunderten wegraffen. Von Gemüthsart scheinen sie sanft, friedlich, harmlos, und gelten zwar für sehr arbeitsscheu, aber auch für ziemlich ehrlich — eine seltene Tugend im Orient. Die Bevölkerung ist überaus dünn und schmilzt immer mehr zusammen. Es dürfte wohl eine Zeit kommen, wo die Eingebornen am Phasis ganz verschwinden, wo dagegen slavische Ansiedler diese Wildnisse urbar machen und von mingrelischer Race und Sprache nur die historische Erinnerung übrig geblieben. Es wird diesen energielosen, träumerischen Völkern von Kolchis schlimmer gehen, als jenen Indianerstämmen am Missisippi, von denen ein Reisender, der Zeuge ihrer Vernichtung, berichtet: daß nur ein Individium in jener Wildniß noch einige Wörter ihrer Sprache rede — ein alter Papagei, der im Wald umherfliege, und die ehemals gehörten menschlichen Laute zuweilen wiederhole.

Am Phasis haust statt des Papagei's der Kuckuck, der

tonarme Vogel, welcher ebenso unfähig ist mingrelische Wörter zu lernen, wie der russische Soldat.

Am Phasis Excursionen in den Urwald zu machen, ist keine leichte Aufgabe. Die gitterhaft verschlungenen Zweige gestatten an vielen Stellen kaum einem Vogel den Durchgang. Der zweischneidige tscherkessische Kinschal kam uns hier gut zu statten, um durch das Lianengewirre den Eingang zu erzwingen. Wir machten bei der Schwierigkeit des Sammelns nur geringe botanische und entomologische Ausbeute, und als wir, zum Lagerplatz heimgekehrt, die Pflanzen in die Drahtpresse setzten, und die Insekten sauber anspießten, betrachtete uns der Kapuciner mit gespannten Augen. Er erbat sich eine Erklärung aus, wozu dies nützlich sei, und als er vernahm, daß wir hauptsächlich zu solcher Beschäftigung die weite mühevolle und kostspielige Reise unternommen, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen vor Verwunderung, und brach am Ende in ein schallendes Gelächter aus. Der gute Pater Benedetto erinnerte mich an jenen fetten aragonesischen Missionär, dessen Humboldt bei seinem Aufenthalt zu San Fernando in Südamerika erwähnt, und der ihn und seinen Begleiter Bonpland zwar gastfreundlich aufnahm, aber gar nicht begreifen konnte, wie ein Mensch bei gutem Rindfleisch und hinlänglichem Einkommen nicht lieber zu Hause bleibe, als daß er in ferne Welttheile und Wildnisse ziehe, um daselbst einige Kräuter zu sammeln und zu sehen, wie viel Grad das Wasser habe, das man trinkt.

Mit dämmernden Morgen, als in unserm Lager noch alles schlief, machte ich einen zweiten Ausflug stromaufwärts durch den Urwald, und erreichte nach anstrengendem Marsch ein freies Plätzchen, wo neben einem Grashügel ein mingrelisches Häuschen stand. Die Bewohner hatten die Wald-

bäume und Büsche umher gefällt, um für ein Maisfeld und eine Wiese Raum zu gewinnen. Die Thüre des hölzernen Häuschen stand offen, in der Mitte des Gemaches brannte ein Feuer, dessen Rauch sich bei Mangel eines Kamins durch die geöffnete Thür zog. Ich hatte mich, unbemerkt von den Bewohnern, genähert, ein mächtiger Kirschlorbeerbusch lud zum Lauschen ein, und ich beobachtete hier, selbst ungesehen, ein mingrelisches Familienbild von ziemlich interessanter Art. Ein hübscher Mingrelier von etwas bleicher Gesichtsfarbe, mit stattlichem Schnurrbart, sehr sauber gekleidet, saß auf einem getrockneten Pflanzenbüschel, neben ihm ein großer irdener Weinkrug. Er schien der Besitzer der Hütte. Sein junges Weib, gleichfalls sauber gekleidet in Stoffen von blauer und scharlachrother Farbe, webte, besorgte zugleich die Küche und warf von Zeit zu Zeit Blicke auf ein kleines Kind, das ein größeres hütete. Sie war sehr schön. Das reiche glänzend schwarze Haar fiel in langen zierlich geflochtenen Zöpfen herab, der Teint war zartrosig, das Auge schien dunkelschwarz und sehr leuchtend, das Profil vollkommen edel, die ganze Gestalt so herrlich, wie man sich in Europa die Odalisken cirkassischen und georgischen Blutes vorzustellen pflegt, wie sie aber in der That nur in Mingrelien, Gurien und Adschara gefunden werden, wo vielleicht der schönste Menschenschlag der Welt.

Der Mingrelier schaute träge vor sich hin und that von Zeit zu Zeit einen Schluck Wein; er feierte den morgenländischen Kef und schien ein Musterbild von Egoismus und träumerischer Beschaulichkeit. In seiner gleichgültigen Miene war kein Zug von Freude über häusliches Glück zu lesen; er sprach nur ein einzigesmal zur Frau in ziemlich barschem Ton, weil wahrscheinlich das Frühstück zu lange

auf sich warten ließ. Sie brachte ein Maisbrot und eine dampfende Schüssel mit Hirsebrei, den er allein verzehrte. Das junge Weib ließ dann den Webstuhl stehen, nahm das kleinste Kind, liebkoste es und entblößte, um es zu stillen, den schönen Busen. Das ältere Kind setzte sich zu den Füßen der Mutter, die ihm zulächelte, von Zeit zu Zeit aber einen furchtsamen Blick nach ihrem Mann warf. Der aber war in Wein und Hirsebrei vertieft, und hatte für die Seinigen kein zärtliches Auge übrig. Dieses Familienbild im mingrelischen Wald war wenig geeignet, mich einzunehmen für die Männer dieses Landes, während es mir bestätigte, was ich anderwärts erfahren, daß, wie verschieden auch die Bildungsstufe der Völker, in deren besserer Hälfte überall mit gleicher Stärke die tiefste und innigste aller Seelenempfindungen wohnt — die Mutterliebe.

Ich wollte mich ungesehen wegschleichen, aber das ältere Kind hatte mich bemerkt und schrie laut auf. Die schöne Mingrelierin flüchtete mit dem Säugling in die Hütte. Der Mann aber kam gerade auf mich zu und grüßte mich höflich. Ich suchte ihm verständlich zu machen, daß ich im Walde mich verirrt. Er führte mich auf einem Fußweg nach dem Ufer zurück, und ich erreichte dort den Lagerplatz wieder. Zu meiner Verwunderung fand ich die Reisegesellschaft noch schlafend, mit Ausnahme der Imerethier und des Abbé Vidal, der in einem Buch las. Die kolchische Aurora blickte zwar durch die Nußbaumzweige und zupfte mit ihren Rosenfingern die alte französische Dame an der Nase, aber die rührte sich nicht. Pater Benedetto von Catania lag auch noch mit festgeschlossenen Augen, seine pfirsichweichen Wangen waren aufgebaußt als sollten sie die himmlischen Trompeten blasen, seine Miene war ganz gottselig. Unsere

imerethischen Schiffer wurden aber über diese lange Ruhe ungeduldig und wollten weiterfahren oder bezahlt sein. Inzwischen erwachte die übrige Reisegesellschaft, und sehnte sich nach dem Kaffee. Milch war in der Nähe nicht zu finden, und die alte Französin lamentirte darüber entsetzlich. Als sie merkte, daß nur die Ungeduld der Schiffer dem Herbeischaffen des ersehnten Labsals im Wege stand, überschüttete sie dieselben mit einer Fluth französischer Schimpfwörter und ballte die Faust dabei so grimmig, daß sich dieselben, obwohl sie kein Wort verstanden, ganz erschrocken und kleinlaut zurückzogen. Was die Imerethier von dem alten Fräulein, welches als Amazone, halb orientalisch halb fränkisch gekleidet, wunderlich genug aussah, dachten, konnten wir bei Unkenntniß der Landessprache nicht ergründen. Nur soviel erlauschte unser Dragoman aus ihrem Gespräch, daß die Schiffer meinten, die französischen Militärs seien in ostindischen Kriegsdiensten gestanden, und daß sie die alte Mamsel als Fechtmeisterin des großen Mogul in Verdacht hatten.

Zwischen dem Phasis und dem Fluß Chopi, welcher bei Redut-kaleh in das Meer sich mündet, besteht eine alte Wasserverbindung, der sogenannte Tsiwakanal, von dem es zweifelhaft ist, ob er ein Werk der Natur oder der alten hellenischen Colonie. Als unsere Barken diesem Canal sich näherten, bot die Landschaft zu beiden Seiten das großartigste Vegetationsgemälde, das mir und meinen Gefährten jemals zu sehen vergönnt war. Die Franzosen, welche das ausgetrocknete, pflanzenarme Persien und die baumlosen Hochebenen von Armenien erst kürzlich verlassen hatten, jubelten laut und herzlich über das grüne Wunderland. Alles was von den üppigsten Landschaftsbildern in meinen Erinnerungen an Italien, Kleinasien und Afrika, aus Rho-

dos, Samos und den Balearen auftaucht, hält den Vergleich mit diesen Phasisgegenden nicht aus. Eine Natur wie diese findet in der alten Welt nur wenige ihres Gleichen, und wem es nie gegönnt ist, die Mato-Virgem am Orinoko und Amazonenfluß zu schauen, der findet am Rion doch einigen Ersatz dafür inmitten einer Gegend von verwandtem Naturcharakter. Die Arten der Bäume, Büsche, Schlingpflanzen haben freilich in Kolchis zur größeren Hälfte einen mittel- und südeuropäischen, nicht tropischen Charakter. Die Obstbäume Deutschlands, die Rebe, die Buche, Esche, Erle und süße Kastanie herrschen vor, und nur weiter gegen das pontische Gestade hin treten Bäume und Gebüsche ohne Laubfall oft dominirend auf; am häufigsten der mächtige immergrüne Bux, der edle Lorbeer und der Kirschlorbeer, mit Blättern, die so schön glänzen, als seien sie mit Gummi Arabicum übertüncht, die Myrte und der prächtige Dselkwabaum, welcher einen Stamm von drei Fuß Dicke hat.

Aber das Eigenthümliche dieser kolchischen Waldnatur, was sie von der europäischen unterscheidet, ist das lebendige Doppelkleid der Stämme und Zweige, das Vorherrschen der Schling- und Kletterpflanzen und der Parasiten. Diese ungeheure Schmarotzervegetation ist schuld, daß die Bäume kein so hohes Alter erreichen, als man sie in einem Lande denken sollte, wo die Axt des Holzfällers so wenig verheert und gewöhnlich nur die Ränder der unermeßlichen Wälder benagt. Es tritt in Kolchis ein ähnlicher Fall ein, wie in Brasilien nach Martius Schilderung. Bei einer Ueberfülle von Leben und einem allzu kräftigen Ringen nach Entwicklung vermag selbst ein so fruchtbarer und üppiger Boden nicht die Nahrung in gehörigem Maße zu reichen.

Alle Gewächse stehen in einem Kampf der Selbsterhaltung, und verdämmen sich untereinander weit mehr als die Bäume unserer Waldungen. Selbst die hochaufgeschossenen Stämme empfinden den Einfluß ihrer zudringlichen und jugendlicheren Nachbarn, bleiben im Wachsthum zurück, sterben ab und stürzen unter Krachen zusammen. Gewöhnlich erkennt man den Tod des alten Waldriesen erst lange nach seinem Sterben, denn Epheu, Winde, Hopfen, Brombeer, Rebe und andere Schlingpflanzen ranken sich um alle Stämme und Aeste, decken die Leiche mit ihrem Grün, ziehen sich fort wie Stricke von Baum zu Baum, halten die abgestorbenen Stämme fest und hindern ihr Umfallen. Der erborgte Laubschmuck eines solchen todten und morschen Baumes ist gewöhnlich so mächtig oben ausgebreitet, daß er einen ungeheuren Schirm, eine prächtige Blätterkuppel, die so beweglich ist, daß sie bei jedem Windstoß zittert, über ihn bildet. Der Wanderer, der unter seinem Schatten ruht, blickt hinauf, um die Baumart zu erkennen, die ihn gegen Sonnenstich und Sturmregen schützt. Mit Verwunderung bemerkt er, daß der Riesenstamm längst der Fäulniß verfallen, und daß diese kräftigen Parasiten, deren Umarmung den Baumgreis erstickt, ihm den Anschein von Leben geben und ihn putzen mit ihrem eigenen Jugendschmuck.

Fallmerayer bemerkt einmal, von der kolchischen Pflanzenwelt sprechend, die er im Paschalik Trapezunt, wo sie lange nicht so prächtig ist wie am Phasis, beobachtet hat: daß Pflanzen, welche in Europa demüthig auf der Erde kriechen, in Kolchis hochmüthig auf die Bäume hinanklimmen. Kein Gewächs ist in dieser Hinsicht von dem europäischen so verschieden wie der wilde Weinstock. Selbst in Italien, wo man die Reben um die Bäume sich schlingen

läßt, statt wie in Deutschland sie zu stutzen oder sklavisch an den Stock zu binden, gewinnt man nur eine schwache Vorstellung von der Rolle, welche der Culturmangel der Mingrelier dieser Pflanze in den kolchischen Wäldern, ihrem Ursitz, bis heute zu spielen noch gegönnt hat. Parrot nennt die Rebe „die Königin der Wälder von Imerethien und Mingrelien." Wie eine Riesenschlange greift sie die mächtigsten Stämme an und windet sich fest um sie, als wolle sie den Koloß ersticken. Ihre auslaufenden Glieder strecken sich nach den umgebenden Bäumen und Bäumchen aus, wie die Fangarme der Sepia im Ozean, sie ergreifen den nächsten Nachbarn, umwickeln Schößlinge und Sprößlinge und bilden zahllose vegetabilische Laokoongruppen. Selbst die höchsten Gipfel der Eschen und Buchen sind dieser pflanzlichen Boa constrictor nicht unerreichbar. Ueber manche Urwaldwipfel schwebt die kolchische Waldrebe bald in Form einer prächtigen Fahne, bald wie die Decke eines Thronhimmels, ihre schwanken Zweige und gezackten Blätter zu zierlichen Guirlanden ausbreitend. Ihre dunkelrothen Trauben überläßt sie oben den Vögeln, denn der Mensch schneidet am Phasis nur jene Trauben, die er in bequemer Nähe findet, und davon kann er weit mehr pflücken als er bedarf.

Beim Eintritt in den erwähnten Tsiwakanal wurde diese kräftige Urwaldflora selbst unserer Schifffahrt hinderlich. Gebeugte oder gestürzte Bäume ragen mit ihren ausgebreiteten Lianennetzen weit in das Fahrwasser hinein und baden ihre Wipfel im Grunde des Strombettes. Schwimmende Bäume kommen gegen diese Dämme von höheren Gegenden herab, werden festgehalten, durch anderes Treibholz vergrößert, dann durch die Strömung weiter geschoben, und es bilden sich ähnliche schwimmende Eilande wie am Missis-

sippi und Amazonenfluß, wenn auch weniger großartig. Nur das Thierleben ist in den kolchischen Wäldern auffallend verschieden von dem amerikanischen. Spix und Martius geben in ihrer brasilischen Reise eine farbenreiche und lebendige Schilderung von dem Anblick und den Tönen der Urwaldfauna, von dem glanzvollen Schauspiel Demantfeuer sprühender Kolibris, von den Myriaden leuchtender Käfer und Schmetterlinge, die um die Blumenkelche schwirren, von dem Gebrülle der Heulaffen, dem krächzenden Geschwätz der Papageien, den Baßtönen des Ochsenfrosches. Von solchem Schauspiel, solchem seltsamen Stimmenconcert ist am Phasis nichts zu sehen noch zu hören. Es herrscht am Tage an diesen einsamen Ufern und im Innern dieser undurchdringlichen Wälder ein Schweigen, welches mit dem Stimmenchaos, mit dem ungeheuren Lärmen im tropischen Urwald wunderlich contrastirt. Das freie mächtige Thierleben der Wildniß ist nach den Phasislanden nicht zurückgekehrt, seitdem deren frühere Cultur und industriöse Bewohner davongezogen und Strauch und Schlingpflanzen wieder die Herren des Bodens geworden. Wir erblickten nur selten einige wilde Enten, die auf dem Strom schwammen, wenige bunte Bienenfresser und Rosenstaare, die nach Fliegen und Beeren Jagd machten, einen Edelhirsch, der an den Fluß sich schlich, um seinen Durst zu stillen, und nur des Kuckucks Stimme, der, selbst ungesehen, wie ein kolchischer Minstrel in ewiger Monotonie seine melancholischen Klagen wiederholt, störte die Geisterstille dieser Ufer. So ist's bei Tage am Phasis in dieser Jahreszeit. Bei Nacht aber wird es lauter im Innern der Wälder, und man hört den braunen Bär brummen und den Schakal heulen. In Amerika sagt man von solchem nächtlichen Bestiengeheule „die Thiere

feiern den Vollmond.“ Szowitsch erzählt in seinen Briefen, daß die Rionlandschaften nur zur Zeit des Flugs der Zugvögel sehr belebt seien. Da höre man das Gurren der wilden Tauben auf den Waldbäumen, da schifften Pelikane im Strom, da hielten Flamingos am Ufr lauernd Wache, da ruhe der herrliche Jungfrau-Kranich (Grus Virgo) am Gestade aus, um zum Weiterfliegen Kraft zu sammeln, da gebe es Schnepfen- und Wachteljagden und Raubvögel in Menge. Aber das dauert nur kurze Zeit. Diese Wandervögel rasten nur und ziehen dann weiter nach Don und Donau und nach dem südlichen Rußland, wo der Jungfrau-Kranich, der aus seinem Winterquartier, den indischen Wäldern kommt, in kahler Steppe lieber seine Tänze zeigt als im grünen Kolchis — eine bizarre Vorliebe, die ich nicht mit ihm theilen würde, wenn ich wie diese geflügelte Bajadere zur Frühlingsexcursion vom Ganges käme.

Einige Europäer, gebildete Männer, haben an der kolchischen Natur dauernderes Gefallen gefunden, als jene Wandervögel und das Land nicht mehr verlassen. Der Franzose Gamba war einer von ihnen, und seit seinem Tode hat dessen Tochter ihren Wohnsitz auf den ausgedehnten Ländereien aufgeschlagen. Auch ein Engländer von unternehmendem Charakter und vielseitiger Bildung, der eine halbe Tagreise von Kutais in der einsamsten Gegend sich niedergelassen, und dort eine seltsame Existenz führt. Derselbe hat den Verkehr mit der Civilisation fast aufgegeben, schweift durch den Urwald, keltert die wilde Traube und jagt den Bären und Edelhirsch. Wenn ich diese Natur, die Ruhe, die Freiheit und die volle Unabhängigkeit von den Fesseln der Gesellschaft, von Etikette und Mode bedachte, fragte ich mich wohl auch: möchtest du hier weilen für die

Lebenszeit? Der Gedanke reizte und schreckte zugleich und ich gedachte jenes Dichters, der in sehnsüchtiger Seele die Alpen erstieg und den auf der einsamen Höhe das Heimweh nach der Welt befiel, die er im Thal zurückgelassen, selbst nach dem Staub der Straßen und nach dem Druck der Noth. Männer, wie Wilhelm Schimper und Bonpland, welche freiwillig und gerne mit der civilisirten Gesellschaft gebrochen und Europa für immer den Rücken gekehrt, um in ferner Wildniß zu leben und einsam wie der Wolf ihr Leben zu schließen, sind aus anderm Stoff gemacht als wir, die uns bei aller Reiselust der Gedanke durchschauert, den Genüssen des gebildetsten Welttheils für immer zu entsagen. „L'homme n'est pas fait pour vivre avec les arbres, avec le ciel pur, avec les fleurs et les montagnes, mais bien avec les hommes ses semblables," sagte Frau Sand, als sie ihren idyllischen Aufenthalt auf dem grünen Eiland Majorka verließ. Wenn ich in die Fülle der kolchischen Pflanzenwelt mit Lust und Staunen blickte, an der Ruhe und milden Luft mich labte und dabei an jenen Engländer dachte, der das immer genießt, da schien es doch aus dem Myrthenbusch wie Satyrossang zu tönen:

Dir huldigt ringsum die Natur,
S'ist alles Dein
Und bist allein
Bist elend nur!

IX.

Redut-kaleh. — Handelsverhältnisse. — Besuch im Kloster Chopi. — Sugdidi, die Residenz der Dadiane. — Kloster Martwili. — Schönheit der kolchischen Flußlandschaften. — Gräberhain. — Ausflug nach der Phasismündung. — Homerische Erscheinungen. — Nachtlager in einer Fischerhütte. — Die Festung Poti.

Der blaue Himmel, die Pracht der im Sonnenglanz und Pflanzengrün leuchtenden Waldlandschaften, die reinen, milden Mondscheinnächte, welche uns während unserer Wasserfahrt auf dem Phasis und durch den Tsiwakanal begünstigt hatten, erreichten mit unserer Ankunft in Redut-kaleh ihr Ende. Unter Sturm, Donner und Regen landeten wir in dieser mingrelischen Küstenstadt. Dieselbe gleicht in Bauart einem deutschen Jahrmarkt, aus zwei unendlich langen Reihen hölzerner Barackenhäuser bestehend, welche — nicht viel größer und geräumiger, als Frankfurter Meßbuden — auf Holzklötzen ein Fuß hoch über der Erde stehen. Auch die größeren Häuser der russischen Beamten, die Kaserne, die Kirche ꝛc. sind aus Holz gebaut. Unter den neu-russi-

schen Städten mag die Hauptstadt der don'schen Kosaken Nowo-tscherkask mit Redut-kaleh die meiste Aehnlichkeit haben. Obwohl die Feuchtigkeit der Gegend und die Menge der Holzwürmer den hölzernen Häusern dergestalt zusetzen, daß solche nach wenigen Jahren vom Grund aus neu gebaut werden müssen, zieht man doch diese Bauart den solideren und trocknen steinernen Häusern vor. Die mingrelischen Wälder sind so reich und berühren in so bequemer Nähe beinahe den Strand des Meeres, während weit und breit kein Fels aus dem üppigen Humusboden dieses grünen kolchischen Tieflandes sich erhebt und Bausteine daher mit ziemlich großen Kosten aus der Ferne zu Schiff herbeigebracht werden müßten.

Die Lage der Häuser auf Holzpfählen ist eine nothwendige Folge der unbeschreiblichen Feuchtigkeit dieses Bodens. Ueberall wo die kolchische Küste flach ist, bildet das mit dem Lande rastlos kämpfende Meer, welches die größere Hälfte des Jahres hindurch in heftiger Brandung gegen das Gestade schäumt und die Mündung der Flüsse durch Sandbarren und aufgehäufte Rollsteine verengt, zeitweise auch gänzlich sperrt, in der Nähe des Ufers weite Moräste, welche den kolchischen Küstensaum besonders in den von vielen Gewässern durchströmten und mit geil wuchernden Pflanzentrieben überschütteten Mingrelien zu einer der ungesundesten Gegenden der Welt machen. Die Grundlage dieser Barackenstadt selbst ist so feucht und morastig, daß man in der Straße an jedem Regentage im Koth stecken bleiben würde, wäre der Boden nicht mit einer schuhhohen Schicht von Meerkies bestreut.

Der kolchische Küstensaum hat bekanntlich nicht einen einzigen guten Hafen. Schon dieser Umstand erschwert hier

Schifffahrt und Handel und mindert den Werth des Besitzes von Ländern, die zu den fruchtbarsten der Welt zählen. Der Ankerplatz von Redut-kaleh gilt selbst unter den schlechten und gefährlichen kaukasischen Rheden für einen der schlimmsten und gefahrvollsten. Es ist hier weder Bucht noch Rhede vorhanden. West- und Südwinde stürmen ungehindert an das offene Gestade und dem heftigen Wellenschlag widersteht selbst bei mäßigen Orkanen kein geankertes Schiff. Jedes größere Fahrzeug lichtet daher, so oft ein Ungewitter am Himmel heraufzieht, die Anker und sucht die hohe See zu gewinnen.

Der Fluß Chopi, welcher Redut-kaleh durchschneidet und dicht an dem Städtchen in den Pontus mündet, ist ziemlich tief und ansehnliche Schiffe könnten in seinem Bett ruhig ankern, wenn die Mündung selbst nicht, wie bei sämmtlichen Flüssen der Ostküste des schwarzen Meeres, durch eine hohe Sandbarre verstopft wäre, welche nur durch schwierige und kostspielige Bauten beseitigt werden könnte. Fahrzeuge, welche mehr als drei Fuß Tiefgang haben, können daher nicht in den Fluß einlaufen und beeilen sich immer, ihre Ladung so schnell als möglich an das Land zu setzen, um sogleich wieder in die offene See zurück zu steuern. Der Ankerplatz von Poti an der Rion-Mündung so wie der von Anaklia an der äußersten Nordgränze Mingreliens ist nicht sicherer. Nur die kleinen türkischen Einmaster, welche von Samsun, Sinope und Trapezunt nach Redut-kaleh fahren und gelegentlich auch Sklavenhandel treiben, beschiffen die kolchische Küste ziemlich gefahrlos, da sie bei sehr geringem Tiefgang in die seichten Mündungen der Flüsse leicht einlaufen und an den flachen Küstenstellen auch ohne große Mühe an das Land gezogen werden können.

Redut-kaleh ist zu keiner Zeit eine Stadt nach occidentalischem Begriff gewesen. Doch war die Wichtigkeit dieses Küstenpunktes groß seit Anbeginn der russischen Herrschaft in Mingrelien bis zum Jahr 1831. Durch den Ukas vom 8. October 1821 genossen die transkaukasischen Provinzen einer vollkommenen Handelsfreiheit auf zehn Jahre. Dieser Zeitraum war der blühendste nicht nur für das ganze russische Kolchis jenseits der hohen Bergkette, sondern in eben so hohem Grade auch für Grusien und russisch Armenien, welche damals im Besitz des ganzen einträglichen Karavanenhandels mit Persien waren, der später eine andere Richtung nahm.

Wer das Reisewerk des Herrn Gamba, französischen Consuls in Tiflis, gelesen, mag sich einen Begriff machen, wie schwer es hält, selbst einem so befähigten Volke wie das armenische zu lehren, zu seinem eigenen Vortheil andere Wege einzuschlagen, als die seiner Väter gewesen. Mit großer Mühe konnte man damals einige armenische Großhändler überreden, die Reise nach Leipzig zur Messe zu machen, um dort mit dem Waarenbedarf Vorderasiens sich zu versehen. Endlich entschlossen sich einige Armenier von Tiflis. Sie besuchten die Messen von Leipzig und Frankfurt, erstaunten über die reiche Auswahl der Waaren, kauften wohlfeile Tücher und Kattunzeuge, Manufakturwaaren nach orientalischem Geschmack, böhmisches Glas und andere Gegenstände, welche als fränkische Waaren auf dem Bazar von Tauris seit langer Zeit gekannt sind, in ziemlich beträchtlichen Quantitäten ein und spedirten dieselben über Brody und Radziwiloff nach Odessa, von wo sie durch Transportschiffe nach Redut-kaleh gelangten. Der Transport von dort nach Tiflis geschah theils auf Wagen, theils

auf Maulthieren. Der Weg führt fast immer durch weite Ebenen und hat für Karavanen, mit Ausnahme der kleinen Strecke durch das Likhigebirge, welches Imerethien von Georgien scheidet, keinerlei Schwierigkeit. Von Tiflis brachten Karavanen die Leipziger Meßwaaren über Erivan und Nachitschewan nach Tauris. Der Verkauf brachte gleich im ersten Jahre solche Vortheile, daß die Zahl der von Tiflis nach Leipzig reisenden armenischen Großhändler sich im folgenden Jahre verdoppelte und der kaufmännische Unternehmungsgeist, welcher bei diesem klugen Volk nur einer sehr leichten Anregung bedarf, sich auf eine fast großartige Weise entfaltete.

Redut-kaleh, bisher ein kleines dem Handel fast unbekanntes Nest aus einigen Dutzend armseligen hölzernen Hütten bestehend, wurde plötzlich das wichtigste Emporium an der Ostküste des schwarzen Meeres, wie Phasis und Dioscurias in der alten Zeit. Bauunternehmer, Handelsleute, Karavanenführer, Schenkwirthe und Spekulanten aller Art siedelten sich dort in Masse an und die neuen Magazine schossen wie Pilze aus dem Morastboden. Der unerschöpfliche Reichthum der nahen Wälder an Bauholz aller Art kam der neuen Ansiedlung außerordentlich zu Statten. Aus den Häfen Kleinasiens strömten türkische und griechische Schiffer herbei, welche mit ihren schlanken und leichten Fahrzeugen dem sturmvollen Pontus und seinen Tücken ziemlich gefahrlos trotzen und mittelst der Ruder selbst bei sehr stürmischer See in die Mündung des Chopiflusses einlaufen können. Selbst die Spediteure von Odessa befrachteten diese kleinen Fahrzeuge lieber als ihre Dreimaster und Briggs, deren alljährlich nicht wenig an der kolchischen Küste sammt der Ladung zu Grund gingen. Der Werth der eingeführ-

ten Waaren belief sich auf nah an 2 Millionen Silberrubel. Auch die bisher so dürftige Ausfuhr der kolchischen Provinzen nahm an der progressiven Handelsbewegung Antheil. Man machte mit verschiedenen Landesprodukten als Rückfracht Versuche. Mais, Hirse, getrocknete Früchte, Tabak, Häute, Wachs, Wein und vor allem die trefflichen mingrelischen Bauhölzer nahmen ihren Weg nach Odessa, wurden dort mit Vortheil abgesetzt und das bisher so arme kolchische Küstenland, dessen fast einzige Ausfuhrartikel früher in schönen Weibern für die türkischen Harems bestand, genoß während der zehnjährigen Handelsfreiheit eines rasch steigenden Grades von Wohlstand. Auch Tiflis und Eriwan, deren Karavansereis damals außerordentlich belebt waren, so wie alle Theile des transkaukasischen Binnenlandes, welche die Karavane auf ihrem Zuge nach Persien berührten, theilten sich mit den Seehäfen Odessa und Redutkaleh in die Vortheile dieses einträglichen Transithandels.

Im Jahre 1831 schickte die russische Regierung den Kanzler Peltschinski nach Tiflis, um sich über den Stand des Handels zu unterrichten. Nach der Ansicht des Finanzministers Cancrin, welcher das den transkaukasischen Provinzen gewährte schöne Privilegium der Handelsfreiheit gleich vom Anfang an mit scheelem Auge betrachtet hatte, war der richtige Zeitpunkt zur Einführung des russischen Zollsystems für diese Länder gekommen. Die Handelsfreiheit sollte aufhören, die russische Zolllinie bis an die Adscharische Gebirgskette und bis zum Araxes vorgeschoben und Persien genöthigt werden, seinen Waarenbedarf aus dem Innern Rußlands zu beziehen. Unter den Personen, welche über diese für die Blüthe Transkaukasiens entscheidende Maßregel zu Rath gezogen wurden, ließen sich Stimmen „für“ und

„wider," je nach den persönlichen Interessen, welche dabei in das Spiel kamen, vernehmen. Nicht die reichen Fabrikanten von Moskau allein sind es gewesen, welche damals den unseligen Ruf nach Einführung des russischen Prohibitivsystems an die Stelle der Handelsfreiheit für diese Länder erhoben. Auch in Tiflis stimmten einige reiche armenische Spekulanten, welche von russischen Manufakturwaaren bedeutende Vorräthe auf ihrem Lager liegen hatten, in dieses Geschrei für Einführung des russischen Zollsystems mit ein. Die Folgen dieses Schrittes, welche den Ruin der Bevölkerung herbeiführten, scheinen nur Wenige in ihrem ganzen Umfange erkannt zu haben.

Außer dem Kanzler Peltschinski und dem Finanzminister Cancrin war es der damalige Civilgouverneur Zavileiski, auf dessen Namen als einem der Haupturheber dieser verderblichen Maßregel der Fluch des Landes haftet. Derselbe hatte mit Unterstützung der reichen Kapitalisten von Tiflis eine asiatische Handelsgesellschaft gegründet, deren Zweck war, den russischen Manufakturwaaren den Weg nach Persien zu bahnen. Er selbst war mit einer ansehnlichen Summe bei diesem Unternehmen betheiligt. Als eine ausgemachte Sache ward angenommen, daß Persien sich mit russischen Fabrikaten begnügen müsse, sobald den englischen, deutschen und französischen Waaren der Durchgang durch Transkaukasien abgeschnitten sei. In Tiflis theilten sowohl die russischen Beamten als armenischen Kapitalisten mit der St. Petersburger Regierung und den Fabrikanten von Moskau die seltsame Illusion, daß man den Handel zwingen könne, eine bestimmte Richtung zu nehmen oder beizubehalten. Im Jahre 1832 wurde die Handelsfreiheit aufgehoben zum größten Schrecken der kolchischen Bevölkerung, de-

ren Ruin als sicher vorauszusehen war. Aber auch in Tiflis und Moskau folgte die Enttäuschung den schwindelnden Hoffnungen auf dem Fuße. Der persische Karavanenhandel nahm wieder die alte Richtung über Trapezunt und Erzerum. Drei der reichsten griechischen Häuser von Constantinopel bemächtigten sich dieses einträglichen Handels, welchen die neu errichtete Dampfschifffahrtslinie zwischen Trapezunt und Stambul ungemein begünstigte. Diese Häuser errichteten Filiale in Tauris. Die Waaren wurden zum größern Theil direkt aus England, zum kleinern Theil aus Deutschland bezogen. Nach den Fabrikaten von Moskau war keine Frage. Die unglücklichen transkaukasischen Provinzen verloren aber mit dem Gewinn des Transithandels auch fast die ganze Exportation, welche als direkte Fracht keinen Vortheil gewährte. Redut-kaleh war zur Zeit meines Aufenthaltes wieder verödet. Der Bedarf der transkaukasischen Provinzen selbst an russischen Manufakturwaaren ist unbedeutend und entschädigt keinenfalls für den Verlust des Transithandels. In neuester Zeit ist es dem Fürsten Woronzow gelungen, durch seine gewichtige Stimme die Aufhebung des russischen Prohibitivsystems für diese Länder durchzusetzen. Um aber den persischen Karavanenzug wieder durch russisches Gebiet zu leiten, dürfte es heute zu spät sein. Die türkische Regierung hat diesen Handel aus all' ihren Kräften begünstigt. Die Karavanen reisen gegenwärtig mit größter Sicherheit durch das türkische Armenien, selbst durch das einst so verrufene Kurdenland zwischen Toprakalch und Bajasid. Die Begleitung eines türkischen Kawassen reicht hin, die kurdischen Raubbanden jener Gegend von Angriffen abzuschrecken.

Wir fanden in Redut-kaleh kein Fahrzeug zur Reise

nach Trapezunt. Ueberdies blies ein heftiger Gegenwind aus Südwesten und die pontischen Wellen, welche in der Ferne den Furchen grüner Felder, in der Nähe des Ufers wo sie sich brachen, schaumgekrönten Mohillen glichen, prallten mit solcher Heftigkeit gegen das Gestade, daß man ihr Brausen und Rauschen so wie das Krachen und Klappern der von der Brandung hin und her gewälzten Rollsteine mitten durch das Pfeifen des Windes und das Pochen der Holzkäfer in den Baracken vernahm. Während der Nacht war dieses Geräusch der Brandung besonders unheimlich. Es war ein Winseln und Stöhnen, als schrieen aus jenen rollenden Grabhügeln die Stimmen der Todten, welche der böse Strand, das tückische Meer begraben. Kein Fleck des großen Russenreiches ist den nordischen Ankömmlingen verderblicher als dieser Küstensaum an den Mündungen des Chopi und des Phasis. Während der Monate Juli, August und September stirbt gewöhnlich ein Viertheil der russischen Besatzung, welche aus diesem Grunde auf eine sehr geringe Zahl reducirt ist. Die übrigen Soldaten, welche nach mehrjährigem Aufenthalte der Tod verschont, gleichen wandelnden Leichen; die nordische Kraft ist aus ihren Gliedern gewichen, sie patrouilliren mit schlotternden Beinen, mühsam die Muskete schleppend am Meeresstrand, welchen sie gegen Schmuggler und Sklavenhändler bewachen sollen. Die kleine Civilbevölkerung leidet minder als die Besatzung, weil sie den Miasmen der Sümpfe sich weniger aussetzt, bequemer wohnt und bessere Lebensmittel genießt. Gleichwohl hat auch sie ein starkes Contingent zur Bevölkerung jenes großen Friedhofes geliefert, welcher zwölf Werste von Redut-kaleh in südlicher Richtung gelegen ist. Man kann sich keine reizendere Lage für eine Todtenversammlung den-

ken. Die Gräber stehen zerstreut in einem wunderschönen Wald unter dem Schatten prächtiger Bäume nahe am Ufer des Meeres, dessen tönender Wellenschlag wie eine ewige Todtenklage durch die Lücken der Bäume und Büsche dringt und mit den Aeolsharfentönen der bewegten Urwaldwipfel sich vermählend zu einer sanften Trauermusik wird von zwar monotoner, doch nicht unmelodischer Art. Der Weg zu diesem schönen Gräberhain ist unbeschreiblich anmuthig. Ueberall wuchert, strebt, klettert, windet und verschlingt sich die kräftigste Vegetation. Fruchtbäume aller Art, besonders Feigen-, Kirschen-, Pflaumen-, Aepfel- und gewaltige Nußbäume, deren Früchte der Wind auf den Boden herab schüttelt, wo sie ungenossen verfaulen, bilden neben den Eschen, Linden, Buchen und Ahornbäumen die dickstämmigen Riesen dieses Friedhofwaldes, während schlankstämmige Lorbeer, Myrthen und wilde Rosen an den Grabhügeln unausrottbar emporwachsen und wilde Reben, Winden, Epheu, Scharlachbeeren und hundert andere Schlingpflanzen als natürliche Guirlanden die hölzernen Kreuze umranken — ein Allerseelenschmuck, wie ihn die Gärtnerkunst auf den Kirchhöfen europäischer Hauptstädte in gleicher Schönheit nie hervorgerufen hat.

Während meine Begleiter wegen des naßkühlen Wetters die trockne und warme Baracke unsers griechischen Gastwirths selten verließen, machte ich Spaziergänge und Ausflüge in der Umgegend, theils zu Fuß, theils zu Pferd, begleitet von einem jungen mingrelischen Burschen, dessen Gesichtszüge dem Cannova'schen Paris an feiner und regelmäßiger Schönheit nichts nachgaben. Obwohl derselbe seit Jahren in Redut-kaleh wohnte, war er vom Fieber verschont geblieben. Die bösen Miasmen, welche dem Russen tödtlich

sind, auf jeden Fremden verderblich einwirken und selbst bei den Eingebornen die Gesundheit allmählig untergraben, ein frühes Altern herbeiführen und den Lebensfaden weit früher abschneiden als unter den Bewohnern des gesunden Hochlandes der Nachbarschaft, hatten noch nicht die Rosen von den Wangen dieses Jünglings vertrieben, das Mark und die Säfte der schwellenden Glieder nicht vermindert.

Die sechszehnjährige Jugendkraft hatte dem bösen Feind bis jetzt widerstanden. Solche Fälle sind in Mingrelien nicht selten, selbst in den ungesundesten Gegenden, doch wird in den zwanziger Jahren die Einwirkung des Klima's bei den meisten Individuen bereits bemerkbar.

Wir machten zuerst einen Besuch am offenen Meeresstrand, wo ich das immer majestätische Schauspiel eines pontischen Sturmes genoß. Die am Strande von der Brandung aufgethürmten Rollsteine, an welchen der kräftige Wellenschlag rüttelte, bestanden aus sehr mannigfaltigen krystalinischen Felsarten, meist unter der Eigröße, weil die beständige Bewegung des Meeres die Steine durch Reibung abschleift und ihren Umfang verringert. Granit, Syenit, Gabbro, Quarz, Marmor lagen unter dem Gerölle in allen möglichen Abänderungen, dichter Kalk war selten. All' diese Geschiebe stammen aus dem Kaukasus, wo die von den Südabhängen entspringenden Flüsse sie nach dem kolchischen Strande getragen. Am häufigsten und mannigfaltigsten ist der Porphyr in zahllosen Varietäten.

Als der Regen aufgehört hatte und statt des schwarzen Sturmes der „weiße" blies — so nennt man am schwarzen Meer den wolkenlosen Orkan — machte ich Ausflüge nach dem Kloster Chopi und der Mündung des Phasis, später nach Zugdidi, der Residenz des mingrelischen

Dadian, in einer herrlichen Gegend der Landschaft Odischi gelegen. Diese Punkte wurden bereits von so manchem meiner Vorgänger, besonders von Chardin, Dubois, Koch, Parrot besucht und beschrieben und ich beschränke mich daher nur auf wenige Bemerkungen. Als später das Unwetter sich legte, das Meer weniger heftig tobte, der Himmel wieder blau und heiter über die silberleuchtende Alpenkette des Kaukasus sich wölbte, fanden wir das ersehnte türkische Fahrzeug, welches uns nach dem kolchischen Hafen Trabisonta führen sollte und wir landeten ein paarmal an der lasischen Küste, wo ich die von Reisenden selten besuchte Stadt Batun und die Mündung des Tschorokh kennen lernte, auch bei fortwährendem Gegenwind, der unsern türkischen Capitain nöthigte sein Schifflein an den flachen Strand zu ziehen, einige botanische Exkursionen in die lasischen Urwälder machen konnte.

Man findet in Mingrelien keine Ortschaft, welche dem europäischen Begriff eines Dorfes entspricht. Die Häuser stehen zerstreut mitten in den Hainen und Wiesengründen, welche in dem gelichteten Urwald wie Inseln aus einem unermeßlichen Baummeer hell und sonnig hervorlachen. Auch die Häuser des Dorfes Chopi stehen über eine weite Strecke zerstreut. Das Kloster dieses Namens krönt in geringer Entfernung vom Dorfe den Gipfel eines schönen Waldhügels am Ufer des Flusses. Ueberall dieselbe Pracht der Pflanzenwelt, welche dem Lande selbst ohne die Aussicht auf das Hochgebirge einen immer gleichen malerischen Reiz verleiht und die das Auge zu bewundern nicht müde wird.

Unter den Buchen, Eschen und Eichen, welche an den deutschen Waldcharakter erinnern, erheben sich auf den Bergabhängen wilde Juglanden, Dattelpflaumen, Erdbeerbäume

mit feuerrother Rinde und vor allen der süße Kastanienbaum, der an sonnigen Stellen zu eben so großer Höhe emporschießt und ein eben so gewaltiges Blätterdach ausbreitet wie die Platane und die Eiche, welche von jenem an pittoresken Formen der Aeste, Zweige und Blätter übertroffen werden. Der Maiblumenbaum, der Schlingstrauch mit seinen klein gesägten Blättern, der drüsenhaarige Brombeerstrauch mit krummen Stacheln, langauslaufenden Zweigen und Stengeln von purpurrother Farbe, der Epheu mit seinen glänzend grünen Herzen, welcher die deutsche Volksbenennung Klimmauf hier vollständig rechtfertigt, denn kein Urwaldwipfel ist dem grünen Steiger zu hoch, und nur die Rebe sah ich im kolchischen Urwald in noch kühnerer Umarmung die alten lebenssatten Bäume stützen — all' diese Schlingsträuche, zu welchen noch die Heckenwinde mit ihren pfeilförmigen Blättern, der wilde Hopfen, der Berberizastrauch mit rothen Beerentrauben und viele andere lianenartig wuchernde Pflanzen gehören, schmiegen sich an die Baumstämme, ranken sich empor, winden und schlingen sich um Aeste und Zweige oder wachsen auch als ächte Schmarotzer aus alten morschen und abgestorbenen Stämmen heraus. Das Vegetationsgemälde der Phasisufer wiederholt sich am Chopi und am Tschorokh, doch minder großartig. Die Schönheit der kolchischen Flußufer war schon bei den alten Griechen ein Gegenstand der Bewunderung. Strabo preist dieselbe und wenn Xenophon bei seiner Rückkehr aus Persien der Pflanzenpracht und grünen Frische des kolchischen Küstensaums mit keiner Silbe gedenkt, so muß er für landschaftliche Reize minder empfänglich gewesen sein als meine französischen Reisegefährten, welche das ausgedorrte Reich des Cyrus und Darius gleichfalls aus trauriger Erfahrung kannten und

über den Contrast, den die Erinnerung an khorasansche Sandwüsten im Vergleich zur saftig grünen kolchischen Gegenwart ihrem Blicke zeigte, gar oft in laute Ausrufe bewundernder Begeisterung ausbrachen.

Das Kloster Chopi ist von einigen georgischen Mönchen vom Orden des heiligen Basilius bewohnt, welchen ein Archimandrit vorsteht. Ehedem war es eines der sechs Bisthümer Mingreliens, welche später in Abteien verwandelt wurden. Eine hohe Mauer umgibt diesen geistlichen Sitz, wie fast alle Klöster Transkaukasiens. Die Bauart und innere Ornamentirung der Klosterkirche bietet wenig Merkwürdiges. Die marmornen Kapitäler der Säulen zeigen bunten Mischmasch der verschiedensten Style und sind grob gearbeitet. Das Kloster Chopi ist das Saint Denis der mingrelischen Herrscher. Seit Waweck Dadian wurden die sterblichen Reste aller Prinzen der dadian'schen Fürstenfamilien hier beigesetzt.

Nach kurzer Rast im Kloster ließen wir unsere Pferde wieder satteln und ritten nach Sugdidi weiter. Es ist die alte Hauptstadt des Landes am Ufer der Tschechuia gelegen, welche nach ihrer Vereinigung mit der Dschuni sich in den Engur ergießt. Sugdidi war seit alten Zeiten die Hauptresidenz der mingrelischen Herrscher und der gegenwärtige Dadian David, welcher Oberst in russischen Diensten ist, und sich auf seine Würde und seine Uniform, wie Bodenstedt richtig bemerkt, ungemein viel zu gut thut, hat sich dort in neuester Zeit ein stattliches Wohnhaus gebaut. Die Natur hat zur Ausschmückung dieses Fürstensitzes freilich unendlich mehr gethan, als die mingrelischen Baumeister. Nach allen Seiten hin ist die Umgebung reizend, der Boden ungemein fruchtbar. Neben der natürlichen Vegetation der Bäume,

der Waldbüsche, der Kletter- und Rankengewächse sieht man schöne Pflanzungen, Felder von Hirse, hier Gomi genannt, und türkisches Korn, dessen Halme die Höhe von zwölf Fuß erreichen und Roß und Reiter verbergen. Zwei und drei volle Maisähren an jedem Stengel sind nichts Seltenes.

Im Norden von Sugdidi, unweit des Ortes, liegen die Ruinen einer alten Stadt, deren Ursprung und Geschichte völlig unbekannt sind. Keine Inschrift verräth ihren Namen. Die Landschaft Odischi, in welcher des Dadian Residenz gelegen, ist reich an Ruinen alter Schlösser und Burgen. In sämmtlichen transkaukasischen Provinzen gibt es mit Ausnahme von Gurien und der Rionufer keine Gegend, welche die Landschaft Odischi an Fruchtbarkeit und Schönheit übertrifft. Fast noch reizender als Sugdidi und Chopi ist das Kloster Martwili gelegen. Dubois hat Bauart und Merkwürdigkeiten des Klosters ausführlich beschrieben. Zur Zeit des Besuches dieses Gelehrten residirte dort der Bischof David Tschekeindeli aus fürstlichem Geschlecht, welcher später der Aufhetzung des regierenden Fürsten Dadian gegen Rußland und der Vergiftung dessen Bruders, des Generals Dadian, verdächtig, seiner Würde entsetzt wurde. Von der Höhe des Klosters genossen wir der herrlichsten Fernsicht, die man sich denken kann. Das ganze von Pflanzenleben strotzende kolchische Heliadenland lag zu unsern Füßen. Der Himmel war wieder heiter geworden und die Atmosphäre, wie gewöhnlich nach einem anhaltenden südlichen Regenschauer, reiner und durchsichtiger als während der heißen Sommermonate. Ganz Mingrelien und Imerethien lagen wie ein Bild vor uns ausgebreitet mit einem goldschimmernden Rahmen von Gebirgsketten. Der Blick umfaßte den ganzen Lauf der schönsten kolchischen

Ströme, des Phasis, des Chopi, des Engur und Tschenitskali, deren Quellen von den Gletschern des Passentaberges, nächst dem Elbrus und dem Kasbeck der höchste Gipfel des Kaukasus, ihren Ursprung nehmen. Dieser majestätische Schneeberg mit seinen zwei weißen Spitzen ragt über die kaukasische Alpenkette im Norden, die mit ihrer langen Reihe von Schneehörnern, Pyramiden und Kuppeln den Hintergrund des kolchischen Landes nach jener Himmelsrichtung bildet, wie ein Koloß hervor und das Auge blieb bei Vergleichung mit der weißen Pyramide des Elbrus zweifelhaft, welcher von beiden Riesen der größere sei. Nach Süden und Osten verlor sich das Auge in den von sanften Hügeln theilweise durchschnittenen Flach- und Tiefländern von Mingrelien, Imerethien und Gurien. Die weißen Gipfel der Gebirgskette von Adschara und Achalziche waren im Süden deutlich sichtbar, während gen Westen der blaue Nebel über den Mündungen des Engur und Phasis die Wasserfläche des schwarzen Meeres andeutete. So lieblich die Details der kolchischen Landschaft, welche der Blick von der Höhe des Klosters in der Nähe beherrscht, so grandios ist das Gemälde des Bergprosceniums gegen den nördlichen und südlichen Hintergrund.

Ein scharfer Ritt auf kräftigen und leichtfüßigen mingrelischen Rennern brachte uns noch an demselben Tag nach Redut-kaleh zurück, wo die drei Franzosen eben in Unterhandlung mit einem türkischen Capitain begriffen waren, der die Ladung seines Schiffleins bei der Quarantaine trotz der hochgehenden Brandung glücklich an das Land gebracht hatte. Der Türke wollte baldmöglichst nach Trapezunt zurücksegeln, denn er kannte den tückischen Strand und die Gefahren der pontischen Schifffahrt gegen die Zeit der Tag- und Nacht-

gleiche. Seine Forderung des Passagiergeldes war ziemlich mäßig. Aber der griechische Wirth, bei dem wir logirten, gönnte dem Ungläubigen nicht den Gewinn der unverhofften Rückfracht. Er hätte denselben lieber einem seiner Glaubensgenossen zugewendet, dessen Ankunft er täglich erwartete. Um uns bis dahin zurück zu halten, log uns der Grieche alles Mögliche vor, schilderte uns in kohlschwarzen Farben die Gefahren, welchen wir auf einer baufälligen türkischen Barke mit schlechten Fahrleuten unter der Leitung eines unkundigen Capitains entgegengingen und sprach sogar den Verdacht aus, der Türke werde uns an irgend einer einsamen Stelle der lasischen Küste den räuberischen Bergbewohnern in die Hände liefern. Meine Reisegefährten wie ich selbst waren jedoch durch lange Praxis an griechische Lügen und Schurkereien zu sehr gewöhnt, um uns durch die Vorstellungen des Wirthes irre machen zu lassen. Dagegen machten seine Worte auf den Pater Benedetto tiefen Eindruck. Der Kapuziner war ein schlechter Menschenkenner, der sich bei seiner Schwäche und Furchtsamkeit leicht hintergehen ließ. Einige Mingrelier, welche der Grieche mit in das Komplot gezogen hatte, bestätigten dessen Besorgnisse und der Kapuziner war ihr erkohrenes Werkzeug, durch welches sie vor allem auf die von Schreckbildern erfüllte Phantasie der beiden Damen zu wirken suchten. Auch von Seite der russischen Behörde wurden allerlei Anstände erhoben. Unser Gepäck, unsere Schriften sollten einer genauen Visitation unterworfen, sogar unser baares Geld sollte in Gegenwart eines Grenzbeamten gezählt werden. Zur Rechtfertigung dieser widerlichen Formalitäten, welche den Abreisenden auf das unnützeste necken und erbittern, beriefen sich die Beamten von Redut-kaleh auf verschiedene Ukasbestimmungen, de-

ren rigurose Anwendung nur durch Silberrubel abzuwenden war.

Während meine Reisegefährten unterhandelten und fluchten, machte ich dem Ufer des Meeres entlang einen Ausflug nach Poti und zur Mündung des Phasis. Der Weg führt theilweise durch jene zauberischen Kolchis-Wälder, welche in kurzen Zwischenräumen aus dem fetten Boden immer wieder empor tauchen. Wo Meereswasser und Flüsse den Boden nicht in Sumpf oder See verwandelt, strotzt in diesem Wunderlande die Pflanzenwelt dergestalt von Saft und Kraft, von Leben, Fülle und Uebermuth, wie Bewohner Europas sie nicht begreifen. Unter diesem glücklichen Himmel schienen damals die drei holdesten Jahreszeiten vereinigt. Das Laub jener Baumarten, welche die kolchische Flora mit der deutschen gemein hat, deutete bereits durch bunte und wechselnde Farben den Herbst an, während die mit halbreifem Obst überlasteten Bäume wie die noch kaum gerötheten Trauben, welche wegen der Höhe, zu der die kolchische Rebe emporklettert, in Mingrelien später zeitigen als im Rheingau, an den Sommer erinnerten, dagegen das Grün jener vielen Büsche ohne Laubfall, die vielen Waldblumen, worunter sogar noch blühende Rhododendron- und Azalva-Sträucher, deren gewöhnliche Blüthezeit in den Frühling fällt, die blaßrothen Rosen, sammt der mild-lauen Atmosphäre den Wanderer hier den Kalender vergessen machten und ihn in die Maizeit versetzten. Je näher ich der Phasismündung und dem See Paliastom kam, um so riesenhafter erschienen die aufragenden Urwaldgestalten, um so schwelgender die kriechende, kletternde und schmarotzende Vegetation, welche das Phasis-Bild zur Copie einer jener Mississippi und Orinokogemälde machte, die uns die großen Naturzeichner Hum-

boldt, Schomburgk und Chateaubriand entwerfen. Zu der hängenden und schwebenden Flora gesellte sich am Paliastom noch die schwimmende. Unzählige Nymphäen mit weißen und gelben prächtig gefüllten Rosen trieben auf dem Wasserspiegel.

Nach dreistündigem Ritt hatte ich Poti und die Phasismündung erreicht. Ein bläulicher Höhenrauch schwebte über den unabsehbaren Garten von Guria, des herrlichsten Landes im herrlichen Kolchis. Leider mußte mir der Fernblick genügen. Wie lockend auch der sirenenartige Zauber dieses gurischen Naturparks, welcher Mingrelien an Anmuth noch übertreffen soll, so konnte ich mich doch nicht entschließen, mich dort zu vertiefen und Gefährten, Gepäcke und Schiffsgelegenheit im Stiche zu lassen. Nach kurzer Rast im alten Poti, wo ich mein Pferd zurückließ, wanderte ich am rechten Ufer einige Meilen stromaufwärts und ließ mich unterhalb Korki nach dem linken Ufer übersetzen.

Ein stiller und milder Tag, lindes Säuseln des Uferwaldes, wehmüthige Kuckucksklage vom morschen Stamme einer altersschwachen Platane lockten Träume und alte Reminiscenzen herauf. Die Waldkräuter, die Coleopteren, die ich sammeln wollte, blieben unberührt. Ein schaukelnder Walddivan, durch Reben und Winden zwischen einer Esche und Silberpappel improvisirt, lud zur Ruhe ein. Ich holte mir aus dem Reisesack Homer's Odyssee, welche mich mit dem Göthe'schen Faust auf einsamen Excursionen zu begleiten pflegte. Wie las sich die anders auf der grünen kolchischen Hängematte als zu Hause auf der nüchternen deutschen Schulbank! Nicht gedruckte Worte, nicht schwarze Hexameter auf weißem Lumpenpräperat gaukelten den Augen vor; Gestalten und Töne rauschten aus diesem Boden, auf dem die

Irrfahrer von Ithaka gewandelt. Durch Dubois und andere Forscher ist es fast erwiesen, daß der Schauplatz der Odyssee meist am Pontos spielte, und die Aea, der Sitz jener kolchischen Zaubergöttin, der Schwester des „hartgesinnten“ Königs Aeates, welche mit ihm aus Helios Stamm entsprossen, lag ganz nahe der Gegend, wo wir eben weilten.*) Wie sollten Erscheinungen ausbleiben auf so geweihter Erde? War es doch Homer's göttliche Lyra selber, welche aus diesem Lorbeerbusche tönte, der mir zur Lehne diente. Der unsterbliche Epiker erzählte mir den zehnten Odyssee'schen Gesang, das Verweilen seines irrenden Helden in Aea. Und während des Singens klang, summte und sauste in Luft und Zweigen unnennbar liebliche Melodei und zwischen den Waldlücken am glänzenden Ufer des Phasis schwebten die edlen Schatten seiner Dichtung, nicht bleich, nicht blutleer wie in Aides' finsterm Reiche, sondern voll des Prometheischen Lebensfunkens, vom Homerischen Hauche erwärmt, von griechischer Sonne verklärt. Da wandelte er, der schwer geprüfte und doch viel genießende, der „Göttergleiche“ Odysseus, welchen Poseidon's unversöhnlicher Grimm, kein Leipziger Verleger, zu einem der ältesten Touristen am Kaukasus gemacht, und „in hellem Silbergewande“ schwebte an seiner grünen Seite die Kirke, die „hehre und melodische Göttin“, die seine Gefährten erst so boshaft und borstig metamorphosirt hatte und ihnen dann so hold geworden und den goldenen Becher mit lieblichem Wein kredenzte und dem beneidenswerthen Strohwittwer der Penelopeia ihr eigenes,

---

*) Nach der Ansicht des Archäologen Dubois lag die kolchische Aea weiter stromaufwärts an der Stelle des Dorfes Nakolakewi zwischen dem **Hippus** und dem **Cyanus**.

duftiges, schön bereitetes Lager besteigen ließ. Und da kamen auch der hellsehende Held Eurylochos und die andern Gefährten des „erfindungsreichen" Insulaners, welche trotz dem flotten Leben, das sie im kolchischen Capua, in Kirke's Marmorpalast führten, das Heimweh befiel und die nach Ithaka's dürren Fels sich sehnend, den „Göttergleichen" Odysseus weinend mahnten: daß er des Vaterland's gedenken! Wer hat Zarteres gedichtet wie Homer? Kein anmuthigeres Bild unter all' den unvergänglichen Bildern, die der blinde Griechensänger mit harfeklingender Hand gemalt, wie jene Aea-Episode, welche ich auf lebendigem Polster am Phasis ruhend, belauschte, miterlebte —

„Und alle Farben, alle Töne begrüßten sich mit Majestät."

„Aber es wird dunkel werden, Herr, bis wir zur Krepost kommen und wir haben heute noch nichts gegessen!" Mein Führer und Dragoman war es, der in meiner Homerischen Andacht mich störte. Er hatte am Landungsplatze meiner geharrt, mich lange vergebens im Irrgarten des Ufers gesucht und mich endlich träumend und lesend auf dem grünen Schaukelstuhl gefunden. Dem trocknen Schleicher mit prosaischem Hunger mußten die Odysseischen Gestalten weichen. Aber die Nymphe Kirke selbst „groß, fein und lieblich", wie Homer sie gemalt, sah ich am Abend wieder, als ich nach zweistündiger Ruderfahrt vor einer Hütte oberhalb der Krepost Poti landete. Es war die Tochter eines Fischers aus Guria, welcher dort seine hölzerne Baracke aufgeschlagen hatte. In „silberhelles Gewand mit goldschimmerndem Gürtel" war die gurische Nymphe nicht gekleidet, dafür aber mit farbigen Lumpen drapirt, welche an die schönen jugendlichen Glieder nur halb verhüllend sich

schmiegten. Ihr Gesicht war unverschleiert. Feinere Züge und eine reizendere Gestalt habe ich selbst unter diesem schönen Volke selten wahrgenommen. Durch meinen Führer ließ ich den Fischer fragen: ob er mich auf eine Nacht beherbergen wolle, da ich die Festung zu vermeiden wünschte. Freundlich Wort und klingender Silberrubel stimmen hier zu Land auch den Aermsten gastlich. Der Fischer, ein frühgealteter und kränklicher Mann, hieß mich höflich willkommen. Die schöne Tochter hatte keine Scheu vor dem Fremden. Wie einer der Schiffer mir sagte, hätte der Vater aus Armuth sie gerne nach der Türkei verkauft. Aber das Mädchen zog die heimische Buschwildniß am Phasis und die elende väterliche Hütte dem üppigen Haremleben in Stambul vor, wie sehr man auch bemüht gewesen, ihr dasselbe nach Landesgebrauch reizend zu schildern. In früheren Zeiten würde der Vater um diese Heimathsliebe der Tochter sich wenig gekümmert und sie willig oder nicht einem türkischen Sklavenhändler in die Hände geliefert haben. Seit der russischen Herrschaft haben Zeiten und Sitten sich etwas geändert und sein eigen Kind gegen dessen Willen nach Stambul zu verschachern, wagt selbst ein gurischer Rabenvater nicht mehr so leicht wegen der strengen Strafen des russischen Gesetzes. Die gurische Jungfrau reichte mir getrocknete Früchte, Hirsenbrei und Maisbrot und kredenzte mir den lieblichen Wein — in diesem Lande selbst ein Labsal des Bettlers — doch freilich nicht aus „silbernem Mischkrug“ in „goldenem Becher“, wie zu Kirke's Zeiten, sondern aus irdenem Hafen, in hölzerner Schale. Die Zeit des Luxus bei diesem armen Volke liegt weit, weit hinter ihm. Den König Aetes und sein Reich haben sie bis auf den Namen vergessen. Phasisschlamm und Schlingpflanzen be-

cken die verwitterten Reste seiner Prachtresidenz und das goldene Vließ der kolchischen Schafe, von den Dadianen längst bis auf die Haut geschoren, wollte selbst unter der Herrschaft der Russen nicht mehr nachwachsen. Noch gebärt und spendet mit gleicher Fülle die unerschöpfliche Mutter Erde, noch keimt, treibt, sproßt und grünt in ewigem Frühlingsdrange die kolchische Flora, noch ist dem Menschenantlitz die antike Schönheit geblieben. Aber das Volk in diesem Paradies, das vollen Anspruch hat so frei zu leben wie der Waldbusch, so selig der kurzen Existenz sich zu freuen wie Blume, Schmetterling und Vogel, dieses Volk ist Sklave, lebt kümmerlich, leidend, elend auf der schönsten Erde!

Die Nacht hatte die Phasisufer eingehüllt. Das Fischermädchen bereitete mir das Lager, nicht wie die emsige Magd der Kirke aus „schön prangenden Polstern, purpurroth von oben und Teppiche drunten von Leinwand", sondern aus schlechter Streu von dürren Maisblättern und Binsen. Des trüben Wechsels der Zeiten gedenkend, wickelte ich mich zwar mit Resignation, doch kleinlaut in meine bockshaarige Burka, welche mir gegen den herbstlichen Nachtfrost gute Dienste leistete. Der alte Fischer brachte mit meinem Führer und den Schiffern die Nacht wachend am Feuer zu. Die gurische Nymphe, deren Temperament von dem der schöngelockten, melodischen Kirke merklich verschieden schien, war verschwunden und ich habe sie auch am andern Morgen nicht wiedergesehen. Auf Flaum und Seide war auch sie wohl nicht gebettet; aber nach ihrem Lager selbst in der Dunkelheit zu schielen, verbot die Schicklichkeit. Trotz der Härte der Streu schlief ich bald ein, nicht ohne geheimen Neid auf den irrenden Touristen von Ithaka, dem das Schicksal so viel holder gewesen . . . . . .

Die von den Türken erbaute russische Festung Poti am linken Phasisufer enthält nichts Merkwürdiges. In geringer Entfernung davon liegen die Trümmer eines befestigten römischen Kastells. Die Stadt Phasis, das berühmteste Emporium am kolchischen Strand stand auf dem Delta, welches der Rion, der See Paliastom und der von dort nach dem Flußbett ausmündende enge Kanal einschließt. Dubois hat die Backsteintrümmer der viereckigen Römerburg mitten in dem von Pflanzen überwucherten Morastboden aufgefunden und über die Lage jenes großen Emporium der Kolchier eine ausführliche Abhandlung geschrieben. Die Gestalt des Strandes hat sich seit jenen alten Zeiten hier nicht weniger geändert als bei andern Küstenstädten, in deren Nähe Flüsse in das Meer einmünden. Wie bei Carthago, wie am alten Hafen von Hipporegius hat sich hier überall der Strand erweitert, das aufgeschwemmte Land, das Depositum der Ströme, haben das Meer zurückgedrängt. Wenige Flüsse der Welt führen reichlichern Niederschlag von Sand, Lehm und Humus mit sich, wie der braune Rion. Von dem kolchischen Emporium selbst ist keine Ruine übrig geblieben. Dem römischen Kastell gegenüber liegt eine lange Insel, auf welcher der Tempel der Cybele stand, dessen Ruinen der Reisende Chardin noch gesehen zu haben behauptet. Daß noch andere Ruinenreste an den Ufern des Flusses existiren, ist keineswegs unwahrscheinlich. Aber selbst dem eifrigsten Antiquar würde bald die Lust vergehen, auf diesem feuchten und höchst ungesunden Boden nach versunkenen Trümmern zu stöbern, welche von den grünen Netzen der Schlingpflanzen verhüllt unter undurchdringlicher Urwalddecke begraben liegen.

Seit dritthalb hundert Jahren steht die Festung Poti,

welche dicht am Meer erbaut worden. Aber das Meer ist seitdem zurück gewichen und bespült nicht mehr seine Mauern. Man war daher genöthigt, ein kleines Fort näher der Phasismündung anzulegen. Dubois vermuthet mit Recht, daß auch die türkische Festung nach einigen Jahrhunderten unter Schlamm und Morast begraben sein werde, wie gegenwärtig die Römerburg und dann werde auch Mancher irrig glauben, die Festung sei versunken, wie man es jetzt von dem alten Emporium eben so irrig glaubt, dessen Trümmer einige Forscher im Salzgrunde des Paliastoms suchten.

Poti ist wo möglich noch ungesunder als Redut-kaleh. Die Türken, welche vor dem Jahr 1829 hier die Besatzung bildeten, zogen sich während der heißen Jahreszeit in die höher gelegenen Landestheile zurück, weil sie die verderbliche Wirkung der Miasmen dieses Bodens wohl kannten. Die Russen, welchen an Schonung des Menschenlebens wenig gelegen, lassen dort eine ständige Besatzung, sogar eine kleine Militairkolonnie, welche dem fürchterlichen Klima alle zehn Jahre vollständig erliegt und daher immer wieder erneuert werden muß. Oft hat sich die russische Regierung mit dem Projekt beschäftigt, hier eine bedeutende Festung und einen großen Kriegs- und Handelshafen anzulegen. Das mörderische Klima stand diesem Plane im Wege. Paskewitsch, Rosen und ihre Nachfolger machten durch Lichtung der Wälder einige Versuche, die bösen Miasmen mittelst des leichtern Zuganges der Seewinde zu vertreiben. Alles umsonst! Poti ist noch heute dasselbe Fiebernest und trotzt hartnäckig den Experimenten russischer Luftverbesserer. Dubois hat dem Statthalter Rosen den Vorschlag gemacht, das Bett des Phasis wieder in den Paliastom zu leiten und diesen Morastsee mit seinem brakischen Wasser, welchem man die verderbliche

Fieberluft vorzüglich Schuld gibt, durch einen breiten Kanal nach den Meer zu leiten d. h. das todte Gewässer zu beleben. Da müßten freilich noch kolossale Dammbauten im Meer errichtet werden, um die Verstopfung der Kanalmündung durch die pontische Brandung zu hindern. Der Paliastom und das breite, tiefe und ruhige Bett des Phasis würden dann selbst Kriegsschiffen einen bequemen und vollkommen sichern Ankerplatz gewähren. Einen solchen Hafenplatz mit dem kolchischen Paradiese hinter sich und im Besitze des persischen Transithandels, welchen die Beschiffung des Rion bis Marran ungemein erleichtern würde, könnte eine große Zukunft nicht fehlen. Das Emporium Phasis würde wieder aus seinem Schutt erstehen. Aber solche riesenhafte Arbeiten erfordern einen ungeheuren Kostenaufwand. Fürst Woronzow soll neue Vorschläge in diesem Sinn gemacht haben. Doch die kolchische Handelsblüthe ist nun einmal kein Schooskind des Kaisers, welcher die russischen Staatsgelder besser verwendet glaubt für seine großartigen Casernenbauten, für die brillante Equipirung seiner Garde und für den Unterhalt jener stabilen Grenzarmeen, welche den russischen Boden gegen das Eindringen occidentalischer Ideen bewachen und vielleicht einmal in dem demagogisch durchwühlten Europa „die Ordnung herstellen sollen."

X.

Kolchische Rückblicke. — Zustände der Gegenwart in Mingrelien. — Fahrt nach Lasistan. — Aufenthalt in Batum. — Das Volk der Lasen und seine Thalfürsten. — Ein letzter Blick auf den Kaukasus.

Ehe wir vom russischen Kolchis für immer Abschied nehmen, werfen wir einen kurzen Rückblick auf seine Vergangenheit. Schon im Alterthum zog das Volk der Kolchier am schwarzen Meer die Aufmerksamkeit der Geographen und Geschichtsforscher Griechenlands auf sich. Ueber ihren Ursprung fehlte es nicht an Vermuthungen, die nur durch sehr ungenügende Beweise unterstützt werden. Die verbreitetste Ansicht der Alten war, daß die Kolchier eine ägyptische Kolonie der Sesostriden gewesen. Herodot suchte diese Meinung, welcher auch Strabo und Diodor beipflichteten, durch die Behauptung zu begründen, daß ihre Sprache, Lebensweise und Gesichtsbildung der ägyptischen ähnlich sei. Leider versäumte er zur Unterstützung dieser Behauptung vergleichende Sprachproben anzuführen. Die Mehrzahl der neueren Geschichtsforscher erklärt sich für diese Ansicht Herodots, während Karl Ritter in seiner Vorhalle euro-

päischer Völkergeschichten mit großem Aufwand von Geist, Scharfsinn und Gelehrsamkeit die indische Abstammung der Kolchier zu beweisen sucht. Aus den ältesten Denkmalen, welche die alte Geographie, die Mythologie, die Alterthumskunde, die Architektur und die Religionssysteme darbieten, glaubte Ritter den Schluß ziehen zu können, daß altindische Priester-Kolonien mit dem alten Buddha-Kultus, welche von Mittelasien ausgingen, noch vor der historischen Zeit der Griechen schon die Länder am Phasis, am Pontus, in Thrakien, am Ister und viele Gegenden des westlichern europäischen Erdtheiles, ja ganz Griechenland selbst, unmittelbar oder mittelbar besetzt und einen religiösen Einfluß darauf ausgeübt hätten, und daß dieses Verhältniß nicht allein aus asiatischen Berichten, sondern vorzüglich aus den ältesten Geschichtsfragmenten der Griechen, der Klein-Asiaten und aus den Herodotischen Erzählungen über die Scythen im vierten Buche seiner Geschichten hervorgehe.

Der große Geograph hat jedenfalls das Verdienst, durch die geistreichen und scharfsinnigen Hypothesen, welche er in seiner „Vorhalle" aufgestellt, viele neue historische Untersuchungen angeregt zu haben. Wie lückenhaft auch bei der Dürftigkeit der Quellen die Beweise der Herkunft der westeuropäischen und pontischen Völker sind, so ist doch gewiß, daß das erste Frühroth der Kultur aus Indien nach dem schwarzen Meer gedrungen ist und daß ein großer allgemeiner Fortschritt der ältesten europäischen Völkerverhältnisse in historischer und politischer Beziehung, weit früher als alle Hellenen-Kultur auf dem nächsten Wege durch das alte Thracier- und Kimmerierland nach Europa gekommen ist. Einen befriedigenden historischen Hellblick in diese Dämmerung der indo-europäischen Völkergeschichte zu bringen,

war freilich bis heute selbst dem Scharfsinnigsten und Gelehrtesten nicht gegönnt. „Das Alterthum am schwarzen Meer", sagt Dubois, der sonst mit kühnen Hypothesen nicht eben zurückhält, „ist für uns mit einem Schleier bedeckt, den die Geschichtsforschung bis heute nicht zu zerreißen vermochte." Die scharfsinnigsten Forscher und Deuter haben ihr Gehirn angestrengt, die alten Mythen, die Sage vom goldenen Vließ, den Zweck des abenteuernden Argonautenzuges, den Flug des Phrixus und der Helle, die Zaubergestalten der Medea und der Kirke zu deuten und zu klären. Alle Forschungeen und Schlüsse haben aber das Räthsel des kolchischen Alterthums nicht gelöst.

Höchst merkwürdig ist jedenfalls der hohe Grad von Kultur, der am Phasis bereits herrschte, als die Argo in seiner Mündung ihre Anker warf. Daß der Gewinn, der Golddurst die Argonauten zu diesem abenteuerlichen Zuge getrieben, ist mehr als wahrscheinlich. Schon die alten Schriftsteller haben die Mythe des goldenen Vließes durch den Goldreichthum der südkaukasischen Ströme zu erklären gesucht. Trotz dem poetischen Schimmer, welchen die griechischen Sänger über den Argonautenzug ausgegossen, bleibt derselbe, nüchtern betrachtet, ein ziemlich gewöhnlicher Corsarenzug. Das Gefühl der Freunde klassischer Poesie mag sich wohl dagegen sträuben, so edle Namen wie die von Jason, Theseus, Orpheus, Castor und Pollux als gewöhnliche Räuber wie die Piraten der Barbaresken sich zu denken. Jedenfalls darf man es dem König Aetes, der damals in Kolchis herrschte, nicht übel nehmen, wenn er heimlich auf das Verderben der eingedrungenen Fremden sann. Aus der ganzen Geschichte des Argonautenzuges geht aber, wie Herr Dubois richtig bemerkt, so viel klar genug hervor,

daß die friedlichen Kolchier den abenteuernden Griechen damals an Bildung und Humanität wohl überlegen waren. Nicht der Kaukasusgipfel allein, sondern die ganze Landschaft der Kolchier, Iberer, Albaner war ein heiliges durch das ganze höchste Alterthum gefeiertes Land, der Sitz der Sonnengeschlechter. Im Gegensatz zu den Kimmeriern am nördlichen Gestade des schwarzen Meeres, welche die Fremdlinge erbarmungslos der strengen Artemis opferten, waren die Kolchier menschlich und gastfreundlich gegen die Fremden, welche an ihrer Küste strandeten. Nach Herakleides Pontikos pflegten sie denselben sogar ein Viaticum von drei Minen zur Weiterreise zu geben. Diese Hospitalität gegen Fremde, so wie ihr Sonnenkultus, ihr Ruf in der Magie seit der Medea Zeit, die Erzählung von ihrem Philosophen Marsyas, von ihren Steintafeln, auf welchen die Nationen und Straßen für Reisende beschrieben waren, beweisen hinreichend die vergleichsweise höhere Kultur der Kolchier. Als die handeltreibenden Milesier an diesen Gestaden ihre Kolonien gründeten, fanden sie schon einen Grad von Blüthe, wie er in Hellas erst nach Jahrhunderten entstand.

Die wichtigste Quelle der Geschichte karthlischer Völker, zu welchen die Grusier, Imerethiner, Mingrelier, Suanen, Gurier und Lasen gerechnet werden, ist das Werk, welches der alte georgische König Wakhtang V. nach den im Kloster Ghelathi und in der Metropolitankirche von Mzcheda aufgefundenen Chroniken herausgeben ließ. Ein Georgier übersetzte diese Geschichte in's Russische und Klaproth übertrug die russische Uebersetzung in's Deutsche. Alle späteren Forscher und Reisenden, welche über Transkaukasien geschrieben und die höchst verwickelte Geschichte dieser Länder und Völker ihren Lesern ganz oder fragmentarisch mit-

theilten, haben die Klaproth'sche Uebertragung recht breit und gemüthlich benutzt oder geplündert, ganz ähnlich wie die zahllosen Touristen im türkischen Orient die Werke unseres berühmten Hammer-Purgstall. Ich folge nicht ihrem Beispiel. Meine Absicht ist nur, einige Beiträge zur Kenntniß dieser Länder, ein Bild der Gegenwart, der Natur und des Volkes von Kolchis in engem Rahmen, kein historisches Gemälde zu geben, welches nach den vorhandenen reichlichen Materialien so leicht zu copiren wäre. Zu einem flüchtigen Umriß der Vergangenheit genügen die folgenden wenigen Pinselstriche.

Nach der georgischen Chronik war Thargamos, ein Urenkel Noah's, der Stammvater sämmtlicher kaukasischen und kolchischen Völker. Unter seinen vielen Söhnen ragte Hhaos an Tapferkeit hervor und herrschte über seine sieben Brüder und ihre Stämme. Er besiegte den großen König Nebrod nach einem blutigen Kampfe und befreite seine Völker von der Oberherrschaft des assyrischen Königs. Dieser Hhaos der Wakhtang'schen Chronik war der Haïk des Moses von Chorene und vielleicht der König Aetes der Griechen, wie Dubois vermuthet. Der eigentliche Stifter der ersten georgischen und kolchischen Dynastie war Karthlos, der zweite Sohn des Thargamos, welcher unter der Superiorität seines Bruders Hhaos herrschte. Unter seinen Nachfolgern drangen die Scythen, welche die georgische Chronik Chasaren nennt, vom Norden des Kaukasus in die südlichen Thäler ein, plünderten und zerstörten die Städte, die sie auf ihrem Zuge begegneten. In Folge dieser großen Invasion der Völker von der Nordseite des Pontus ging das karthlische Reich zu Grunde. Sieger und Besiegte mischten sich und erzeugten ein neues Volk. Georgien ge-

rieth allmählig unter die Abhängigkeit Persiens, Kolchis unter die Macht der Griechen, welche an seiner Küste Kolonien gründeten. Der Hauptsitz des griechischen Einflusses befand sich damals zu Heraklia an der Mündung des Engur. Die Herrschaft der persischen Könige bis Cyrus, Darius, Xerxes über die karthlischen Völker ließ sichtbare Spuren zurück. Die primitive Sprache dieser Völker mischte sich mit den fremden Idiomen.

Eine wichtige Episode in der Geschichte Transkaukasiens bildet die Erscheinung des großen Eroberers Iskender, den man gemeiniglich für identisch mit dem großen Makedonierkönig Alexander hält, obwohl Quintus Curtius eines Zuges dieses Königs nach dem Süden des Kaukasus nicht gedenkt. Gar manche Sage, gar manche Ruine wird in der Tradition der karthlischen Völker dem großen Iskender zugeschrieben. Ason, welchen Iskender als Statthalter hinterließ, quälte das Volk und bedrückte die Länder mit unerträglicher Tyrannei. Er wurde durch den Karthlier Pharnabas vom Thron gestürzt und dieser gründete 247 Jahre vor Christus eine neue Dynastie. Wir übergehen die wenig interessante Geschichte seiner Nachfolger. Kolchis, dessen Geschichte so oft mit der seines georgischen Nachbarlandes sich verband und wieder losriß, kam ein Jahrhundert vor Christus unter die Herrschaft des pontischen Königs Mithridates, welchem die Mehrzahl der Völker am Eirund des schwarzen Meeres gehorchte, während das stammverwandte georgische Volk unter dem Scepter der Arsaziden lebte.

Als Mithridates nach dreißigjährigem Kampfe der Römermacht erlag, kam Kolchis unter die direkte Herrschaft Rom's. Zur leichtern Beherrschung des Landes begünstigten

die Römer später die Herrschaft einzelner Fürsten. Die großen Handelsstädte Phasis, Heraklia, Dioskurias standen damals noch in voller Blüthe. Das Land wurde von den Römern Lasien genannt. Seine Geschichte vom Beginn der Römerherrschaft bis zum Einbruch der Perser unter ihrem großen König Chosru scheint ziemlich bedeutungslos und ist uns nur lückenhaft bekannt. Die Kämpfe, welche die Heere Justinians und Chosru in den kolchischen Thälern führten, gehören zu den blutigsten, schrecklichsten und verheerendsten, deren die Geschichte der karthlischen Völker gedenkt. Die Bewohner des Landes, Lasen genannt, waren damals Christen und kämpften mit der größten religiösen Begeisterung an der Römer Seite gegen die Perser, welche ihnen die Lehre Zoroasters mit Gewalt aufdringen wollten. Später traten durch die römische Treulosigkeit Spaltungen im Volke ein und das Kriegsglück, welches die römischen Waffen begünstigte, so lange die Lasen treu mit ihnen kämpften, verließ sie später oft. Das Ende des fürchterlichen Krieges war ein friedlicher Vergleich zwischen Justinian und Chosru. Der größte Theil von Kolchis blieb der römischen Oberherrschaft und den einheimischen Fürsten. Das Volk der Suanen aber erkannte die persische Oberhoheit an.

Vom Jahr 562 nach Christus an ist die alte Geschichte des kolchischen Volkes sehr dunkel. Erst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts wurde Kolchis wieder mit Georgien verbunden, auf dessen Thron sich seit dem Jahr 787 die Dynastie der Bagratiden niedergelassen hatte. Unter diesem Herrscherhaus hatte das Land manche blühende und glorreiche Episode. Der tüchtigste Herrscher der vereinigten karthlischen Völker war eine Frau von eben so

ächtem Heldencharakter wie Elisabeth oder Katharina. Der Kriegsruhm der karthlischen Völker unter der Königin Thamar war damals weit im Orient verbreitet. Sie beherrschte den ganzen Isthmus, zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer, unterwarf sich Armenien bis zu den Ufern des Araxes und besiegte selbst die Mehrzahl der streitbaren Völkerschaften des Kaukasus, welche sie mit Gewalt zum Christenthum bekehrte. Aus dieser Zeit sollen die Kapellen stammen, deren Ruinen man noch hie und da im Gebirge zerstreut findet, die hölzernen Kreuze an den Stämmen der heiligen Eichen in Tscherkessien. Fast alles Gute und Große, was in Kaukasien geschehen und von unbekanntem Ursprung ist, jede namenlose Ruine, jedes alte Schloß, jede Kirche von einiger Bedeutung wird dieser großen Königin zugeschrieben, auf deren Namen die Armenier sich eben so viel zu gut thun, wie die Völker von Kolchis und Georgien. Ueber den Besitz ihrer Grabstätte streiten sich in Georgien viele Orte, wie die griechischen Eilande über die Ehre der Wiege Homer's. Eine zweite Königin Thamar, welche gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, machte dem gefeierten Andenken der Großmuhme wenig Ehre. Sie führte ein ausschweifendes Leben, schwur ihren Glauben ab, wurde Mahumedanerin und floh von ihrem Gatten bedroht zu den tartarischen Seldschuken.

Von dieser Zeit an beginnt eine traurige Periode der transkaukasischen Geschichte. Bürgerkrieg, Brand und Mord verheerten das Land. Die Mongolen machten wiederholte Einfälle. Die fürchterlichste Episode war die Erscheinung Timur's, des größten Eroberers, der verheerend und würgend den Orient durchkreis'te, nichts hinter sich lassend als dampfende Ruinen, Wüsteneien und Schädelpyramiden. Auch

Tiflis und Kutais wurden von ihm zerstört. Der georgische König Bagrad V. fiel als Gefangener in Timur's Hände und bekehrte sich zum Islam, um sein Leben zu retten. Timur schickte ihn nach Georgien zurück, geleitet von einem tartarischen Heerhaufen. Der befreite König, der auf Rache sann, lockte die Tartaren in einen Hinterhalt und ließ sie niedermetzeln. Timur aber übte durch eine zweite Verheerung der unglücklichen Länder eine schreckliche Vergeltung. Unter König Alexander I., welcher in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, zogen Friede und Ruhe in den unglücklichen Ländern wieder ein und die Städte erhoben sich aus ihrem Schutt. Vor seinem Tode hatte dieser König den unglücklichen Einfall, seine Staaten unter seine drei Söhne zu theilen.

Dreihundertjährige dynastische Kriege, nur selten durch ruhige Perioden unterbrochen, waren die Folgen dieses unseligen Schrittes. Georgien und die westlichen Theile von Transkaukasien, durch innere Kriege geschwächt, kamen mehr und mehr unter den Einfluß und die Oberherrschaft Persiens, während die Türken sich der Souverainetät der kolchischen Länder bemächtigten. Die Dadiane und die Fürsten von Gurien bezahlten bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts an die Türken einen alljährlichen Tribut an Geld und Sklavinnen. Die Dynastie der Dadiane über Mingrelien ließ Rußland bestehen. Georgien, Imerethien und Gurien aber kamen direkt unter den Scepter Rußlands und sind dabei nicht unglücklicher als das mingrelische Nachbarland.

Das Land Mingrelien mit seinen Lianenwäldern, seinem paradiesischen Himmel und seinen schönen Menschen — einer der von Gott gesegnetsten Erdstriche — ist nicht glücklich.

Wirft man einen Blick in seine Geschichte, sein Regierungssystem und in die Volkszustände der Gegenwart, so wendet sich das Auge mit Mitleid und Grauen von diesem kolchischen Eden. Nicht die Miasmen, nicht die verderblichen Seuchen der von vegetabilischer Ueberfülle strotzenden Erde sind des Landes schlimmste Geißel, sondern die stupide Tyrannei seiner Herrscher und Herren. Das Feudalwesen, das hier in ungebeugter Starrheit seit undenklichen Zeiten herrscht, drückt dieses Volk zu Boden und hindert jeden moralischen Aufschwung von Menschen, welche das Gepräge der Bildungsfähigkeit und geistigen Anlagen auf ihren edlen Gesichtszügen in einem Grade tragen wie kein anderer Zweig des indo-europäischen Völkerstammes. Auch Kerker, Sklavenloos und Leiden, sagt man, mache die Gewohnheit erträglich. Das mingrelische Volk hat sich an den Feudaldruck, welchen seit einer Reihe von Jahrhunderten der Vater dem Sohn wie ein trauriges Familienerbübel hinterlassen, in der That gewöhnt und man hört es heute selten murren. Nur das Gefühl des Occidentalen wird hier empört, wenn er den Fleiß darben, den Müßiggang schwelgen, die Menschen elend und hungrig sieht auf so freigebiger Erde. Wohl ist auch im Occident das Schicksal ungleich vertheilt. Aber dem Menschen bleibt dort wenigstens die volle Freiheit, Herrn und Boden zu wechseln, wenn er sich unglücklich fühlt. Die vollen Maiskolben, die fetten Gomifelder Mingreliens gehören nicht dem, der sie pflügt und pflanzt. Der Edelmann, der Fürst, der Dadian nehmen davon das Beste und wenn alle Habsucht befriedigt ist, so ist noch der russische Zollwächter, der Grenzsoldat, der Kosak in der Nähe, dem Bauern das letzte zu plündern.

Wie bei den Adighevölkern des Kaukasus, wie bei den

alten Germanen existiren auch in Mingrelien vier Stände: der Dadian oder König, welcher seit dem Jahr 1804 zwar die Souverainetät des russischen Kaisers anerkennt und auf das Recht, über Leben und Tod seiner Unterthanen zu verfügen, verzichtet hat, im Uebrigen aber unbeschränkter Selbstherrscher seines kleinen Reiches ist und seine geplagten Unterthanen nach Willkür brandschatzt. Dem Dadian zunächst stehen die hohen Adeligen, die Fürsten des Landes, welche bedeutendes Grundeigenthum besitzen und gegen die Autorität ihres Lehensherrn sich zuweilen empören. Dem niedern Adel gehört der übrige Theil des Landes. Er hält sich an den armen Bauer schadlos für die Demüthigung, die ihm oft die despotische Laune des Herrschers und die Arroganz der Großen bereitet. Das Schicksal des mingrelischen Bauern unterscheidet sich von dem Loos des russischen Leibeigenen und des ägyptischen Fellah nur insofern, als in diesem Lande bei der Feudalbedrückung mehr Methode herrscht. Man erkennt darin ein traditionelles System, welches hier seit Jahrtausenden eingebürgert und in Gewohnheit, Sitten und Denkweise der Menschen übergegangen ist. Der mingrelische Leibeigene bezahlt dem Edelmann, dem Fürsten und dem Herrscher einen bestimmten Theil seiner Ernte an Mais, Hirse, Früchte und Wein, er liefert ihm einen Theil seines Viehstandes, er leistet ihm an gewissen Tagen Frohnden und stellt einen Knaben oder ein Mädchen aus seiner Familie für sein Gefolge zu seiner Bedienung. All' diese Abgaben sind durch Gewohnheit ziemlich geregelt. Der Leibeigene besteht wenigstens in sofern auf seinem Rechte, daß er an Arbeit und Abgaben für seinen Herrn nicht mehr leistet, als seine Vorfahren gethan. Der Kolchier hält überhaupt den alten Brauch, die hergebrachte Sitte eben so pedantisch-

heilig, wie der Indier. Er thut genau so viel wie sein Vater gethan, nicht mehr, nicht weniger. Ein Bauer, der für seinen Herrn das Feld gepflügt hat, wird nicht für ihn dreschen oder Heu machen. Jeder Leibeigene hat daher seine traditionelle Aufgabe, die er ohne Murren vollzieht. Wollte der Edelmann mehr von ihm fordern, als der Vater des Bauern gethan, so würde der Mann sich höchst unglücklich fühlen und auf seine Flucht bedacht sein. Die Nähe der Gebirge und die undurchdringlichen Wälder sind für den mingrelischen Bauern gewissermaßen eine Garantie, daß er von seinem Herrn nicht mehr geplagt wird, als er es von jeher gewohnt war. Erlaubt sich der Fürst oder Edelmann Erpressungen, die dem Bauer unerträglich sind, so flieht derselbe gewöhnlich auf türkisches Gebiet und nimmt dort den Islam an. Die Natur des Landes begünstigt diese Flucht selbst für ganze Familien. Doch kommen solche Fälle nicht oft vor, da der Mingrelier, wie alle ungebildeten Völker, mit unendlicher Liebe am Boden seiner Väter hängt.

Die schlimmste Art von Bedrückung, welche der Dadian im Lande übt, geschieht durch seine großartigen Jagdzüge. Auch der mingrelische Herrscher ist ein Gewohnheitsmensch wie der gemeine Bauer. Sein Vater und Urvater haben der Leidenschaft der Jagd gehuldigt und so ist auch David Dadian ein eifriger Nimrod geworden, der sein Reich in allen Richtungen durchbürscht und Dammhirsch, Bär und Hyäne durch Dick und Dünn verfolgt. Undurchdringliche Buschwildnisse sichern diesem Land den Jagdreichthum noch für Jahrhunderte. David Dadian hat zwar viele Schlösser und Landhäuser, aber er zieht es auf seinen Jagdparthien vor, bei Edelleuten und Bauern sich einzuquartiren, weil es sein Vater Lewan und sein Großvater Wamekh

Dadian eben so gemacht haben. Er verläßt mit seinem Jägertroß das Bauernhaus nicht, bis das letzte Huhn und das letzte Maisbrot des unglücklichen Besitzers aufgezehrt sind. Dann geht die wilde Jagd weiter und läßt sich wie ein wanderndes Heuschreckenheer auf einem andern Edelhof, in einem andern Bauernhaus nieder. Diese periodische Plünderung wird von dem mingrelischen Bauern am meisten gefürchtet. Doch klagt er nicht, wenn nur sein Vorfahr auch einmal Aehnliches erduldet hat. Ich kenne kein Land, in welchem Leben und Beschäftigung so stabil, Denk- und Handlungsweise so stereotyp geworden. Wie vieles erinnert hier an das indische Kastenwesen.

In dem benachbarten Imerethien hat das Aufhören der einheimischen Königswürde und die direkte Verwaltung des russischen Generalstatthalters manche Aenderung herbeigeführt. Die Leibeigenen der imerethischen Könige wurden dort in russische Kronbauern verwandelt und bezahlen nur eine sehr geringe Abgabe. So oft ein streng gerechter Generalstatthalter an der Spitze der transkaukasischen Verwaltung steht und dessen fester Wille oder der Zufall für einen ehrlichen Natschalnik in Kutais gesorgt hat, kann sich der imerethische Kronbauer im Vergleich zum Mingrelier glücklich schätzen. Gleichwohl blieb auch dort die Umgestaltung eine sehr unvollkommene. Dem imerethischen Adeligen hat man seine Feudalrechte ungeschmälert gelassen. Die russische Regierung hatte in den eroberten und neuorganisirten Provinzen wohl die Macht, nie aber den guten Willen, in das traditionelle Verhältniß zwischen Fürsten, Adel und Bauern einzugreifen und das starre Feudalwesen zu reformiren. Sie hat in dieser Beziehung in den Kaukasusländern weit weniger als in den alten polnischen Provinzen gethan.

Immer suchte sie im Kaukasus ihre Stütze bei den Großen und dem Adel des Landes, nie bei dem Volk. Wie oft klagte General Rajewski, der die kaukasischen Verhältnisse mit mir besprach, über die unverbesserliche Verblendung seiner Regierung. Dieser geistreiche Militär, welcher kurze Zeit das Oberkommando an der kaukasischen Küste geführt hat, meinte: kein anderes Mittel gebe es für Rußland, den Widerstand der Tscherkessen zu brechen, als wenn die russische Regierung entschieden die Partei des unterdrückten Volkes gegen den anmaßenden Adel ergreifen würde.

Als ich von Poti nach Redut-kaleh zurückgekehrt war, fand ich meine französischen Gefährten reisefertig. Auch der Ungar war mit dem Gepäck und den Sammlungen, welche ich in Tiflis einem Karavanenführer übergeben hatte, eingetroffen. Der Akkord mit dem türkischen Kapitain war abgeschlossen, den lästigen russischen Grenzformalitäten und der Habsucht der Zollbeamten Genüge geschehen. Auf einer von fünf Türken und einem Armenier bemannten Barke steuerten wir in das schwarze Meer hinaus. Die Sonne schaute klar und heiter vom wolkenlosen Himmel. Bei anhaltender Windstille mußten sich unsere Türken der Ruder bedienen. Delphine geleiteten und umtanzten das Schifflein, stellten uns ihre feuchten Kunststücke zur Schau und schienen sich mit ihren Luftsprüngen und Tummeleien in ihrem kühlen Element überaus wohl zu fühlen. Der türkische Kapitain versuchte ein paarmal seine Geschicklichkeit mit der Harpune, doch ohne Erfolg. Die Menschenfreundlichkeit der pontischen Schwimmer war nicht so groß, daß sie mit dem spitzen Eisen unsers beturbanten Kommandanten in ein näheres Verhältniß zu kommen wünschten. Auch der türkische Gurgelgesang unserer Matrosen übte auf sie

nicht die Anziehungskraft der Arion'schen Leier und Kehle. Und so haben uns die Delphine gezeigt, daß sie gute Tönekenner sind und mit Recht mehr Hirn im Schädel haben, als all' die andern Wassergeschöpfe. So gleiteten wir im Takt der Ruderschläge über den dunkelgrünen Pontusspiegel und schauten vor uns die leuchtenden Gebirge von Lasistan, welche südöstlich von der russischen Grenzfestung Sct. Nicolai über der Küste emportauchten, weniger majestätisch als der Kaukasus, doch immer noch eine prächtigere Hintergrunddekoration, als sie das mittelländische Meer irgendwo aufzuweisen hat.

Der erste lasische Ort jenseits der Grenze heißt Tschoruk-su, nach dem Namen eines kleinen Baches in der Nähe. Er gehört zum alten Paschalik Achalziche und besteht aus wenigen Häusern. Unsere Barke ankerte einige Klaftern vom flachen Ufer. Die türkischen Matrosen trugen uns auf ihren Schultern ans Land. Ein neugieriger Haufe von Türken und Lasen war am Strande versammelt und brach in ein lautes Gelächter aus, als der Kapuziner Pater Benedetto auf den Schultern eines robusten Türken zitternd vor Angst durch das feuchte Element getragen wurde. Seine nackten Beine lauschten aus der braunen Kutte hervor. Unser Reisegefährte Abbé Vidal, der ein lustiger Mann und guter Zeichner war, brachte sogleich diese Gruppe zu Papier und zeigte dieselbe sodann dem Kapuziner, welcher in seiner Gutmüthigkeit selbst herzlich darüber lachte. Ein einziger Europäer wohnte in Tschoruk-su, der Commis eines italienischen Kaufmanns. Er hieß uns freundlich willkommen und bewirthete uns mit Thee. Wir verweilten nur wenige Stunden hier und ich benützte die kurze Rast zu einem botanisirenden Ausflug in den nahen Wald. Unser

Kapitain kaufte hier einige Provisionen ein und setzte dann mit uns die Fahrt nach Batum fort. Die Anwesenheit der sieben Windhunde und des schwarzen Mopses auf dem Schiffe, welchen die alte französische Mamsell beständig caressirend wie ein Schooßkind auf dem Arm wiegte, gab der türkischen Mannschaft einigen Anlaß zum Murren. Der Türke hält bekanntlich den Hund für ein unreines Thier und vermeidet jede Berührung mit demselben. Doch wußte die gute Laune des Kapitains einen Ausbruch von Unfrieden zu vermeiden.

Ein lauer Westwind brachte uns nach Batum, dem wichtigsten Handelsplatz der lasischen Küste. Unser Schifflein wurde dort ans Land gezogen, da nach verschiedenen Anzeichen ein heftiger Sturm zu vermuthen war. Wir fanden in dem weißen Häuschen des englischen Consuls gastfreundliche Aufnahme. Zwar war derselbe nicht persönlich anwesend, aber sein Dienstpersonal hatte den Auftrag, jeden durchreisenden Europäer zu beherbergen. Ein mit dem Consul befreundeter italienischer Kaufmann, welcher eben im Begriff war, einen schönen Dreimaster mit Bauholz zu befrachten, hatte im Consulatgebäude schon seit längerer Zeit Quartier genommen und lud uns freundlich ein, seinen Tisch mit ihm zu theilen. Wir ließen uns diese Invitation nicht zweimal wiederholen, sondern verspeisten ohne Umstände und mit bestem Appetit den Caviar, den Hirschbraten und die frischen Seefische, welche eben auf der gedeckten Tafel standen. Ein paar Flaschen vom besten gurischen Wein steigerten die Fröhlichkeit und unerschöpfliche Redseligkeit der Franzosen und des Pater Benedetto, der ganz selig war, hier so unverhofft einen Landsmann zu finden.

Der italienische Kaufmann, welcher die lasische Küste

oft besuchte und seit Jahren von hier aus einen einträglichen Exportationshandel mit Schiffsbauholz betrieb, kannte Land und Leute ziemlich genau und ertheilte mir bereitwillige Auskunft auf meine Fragen. Das Land, sagte er, ist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Selbst der fette Boden der Lombardei, welchen der Alpenhumus düngt und nie versiegender Wasserreichthum befruchtet, liefert weder mehr Jahreserndten, noch reichlicheren Ertrag. Das Volk nährt sich, wie in Mingrelien, von Mais, Gomi und den wilden Früchten des Waldes. An Heerden ist in den höheren Gebirgen ziemlicher Ueberfluß. Die Exportation Batum's besteht in Häuten, Wachs, Honig und vor allem in Schiffsbauholz, welches die Eichenwälder am Fuße und auf den Abhängen der Berge in unerschöpflicher Menge und reichlicher Auswahl bieten. Die Einwohner der Stadt Batum sind größtentheils Türken und Lasen, mit welchen der Verkehr für den Europäer weit angenehmer ist als mit Griechen, Armeniern und selbst mit Russen. Vor der Demüthigung der Türkenmacht durch russische Waffen war der türkische Hochmuth, besonders in Kleinasien, wahrhaft unerträglich. Seitdem das moskowitische Waffenglück ihren Stolz gebrochen, sind die Türken freundliche und verträgliche Leute geworden, deren Privattugenden jeder Kenner des Orients weit höher anschlägt, als die aller christlichen Orientalen zusammen genommen. Der italienische Kaufmann hielt der Redlichkeit der Türken im Handel und Wandel eine große Lobrede, meinte aber gleichfalls, daß es der russischen Kanonen bedurft habe, um ihren fanatischen Hochmuthsteufel auszutreiben und sie im Umgang mit den Europäern artiger zu machen. Die Bevölkerung Batum's spricht hier noch den gurisch-lasischen Dialekt, der mit der georgischen Sprache

gleichen Stammes ist. Zum Theil stammt dieselbe von gurischen Renegaten ab und hat sich mit den moslemischen Bewohnern Lasistans durch Heirath vermischt.

Die Rhede Batum's ist vielleicht die beste und sicherste an der ganzen Ostküste des schwarzen Meeres. Der gute Ankergrund nimmt freilich nur einen sehr schmalen Raum ein und würde für eine Flottille nicht hinreichen. Die wenigen Kauffahrteischiffe, welche hier lagen, waren gegen den heftigen Wind, der am Abend unserer Ankunft aus Südwesten sauste, vollkommen geschützt. Aber kaum 500 Schritte weiter nördlich tobte die Brandung bereits ziemlich stark am Ufer und würde jedes Schiff gefährdet haben. Während unseres dreitägigen Aufenthaltes in Batum sahen wir viele gewaffnete Gebirgsbewohner vom Stamm der Adscharen, der sich von den übrigen lasischen Stämmen weder durch Sprache noch durch Physiognomie unterscheidet, ab und zu gehen. Auch begegnete ich deren öfters auf meinen Ausflügen in den Wäldern, welche ich allein mit meinem Jagdgewehr durchstreifte. Die schönen Männer grüßten mit ernstem Gesicht. Ihr Benehmen gegen den Europäer verrieth weder feindseligen Hochmuth, noch feige Kriecherei. Die Sicherheit ist im Lande so groß, daß der italienische Händler einigemal ohne andere Begleitung als die seines polnischen Dieners die Reise nach Trapezunt zu Land machte, ohne von den Eingebornen belästigt zu werden. Nicht aus Furcht vor räuberischen Anfällen gehen die Eingebornen stets bewaffnet, sondern weil sie die Blutrache bedroht. Diese alte Sitte ist bei den Lasen tiefer eingewurzelt, als bei irgend einem andern kaukasischen Volke. Man erzählte mir von den fürchterlichen Folgen der eingefleischten Rachsucht, welcher das lasische Volk bis auf das äußerste fröhnt,

schauderhafte Beispiele. Ganze Geschlechter und Stämme haben sich gegenseitig aufgerieben und das Blut selbst der Säuglinge bei ihren Gegnern nicht geschont, um jener alten Sitte Genüge zu thun. Alle Versuche der türkischen Regierung, der Blutrache durch Strenge Einhalt zu thun, blieben wirkungslos.

Die lasischen Völkerschaften haben zwar seit langer Zeit schon die Oberherrschaft des türkischen Padischah dem Namen nach anerkannt, waren aber in der That ziemlich unabhängig unter ihren eingebornen Häuptlingen, den Derebeis oder Thalherren. Die Paschas von Trapezunt und Kars waren selbst bis auf die neueste Zeit geborne Lasen, wie die Paschas der kurdischen Länder in Bajasid, Musch und Wan geborene Kurden sind. Der bekannte Wütherich Abdullah Pascha von Trapezunt war ein solcher Derebei und erst seit seinem Tode hat die Pforte gewagt, einem wirklichen Türken dieses Paschalik zu übertragen. In Stambul hatte man sich um die inneren Angelegenheiten dieses Gebirgsvolkes wenig bekümmert. Die Pforte begnügte sich mit dem schmalen Tribut, welchen die Derebeis alljährlich durch Vermittlung der Paschas von Achalziche und Trapezunt dem großherrlichen Schatz übersandten. Seitdem aber die Russen von der lasischen Seite näher gerückt sind und in Folge des letzten Friedensschlusses Poti und einen Theil des Paschaliks Achalziche sich angeeignet haben, hat die Pforte wiederholte Versuche gemacht, ihre Autorität in Lasistan fester zu stellen. Sie hat außer dem Tribut auch Rekruten für den Nisam aus Lasistan gezogen und die Thalherren unter dem Titel Ajans in ihrer Macht und Wirksamkeit bestätigt. Es gibt in Lasistan fünfzehn

solcher Ajans, die wir hier der Reihe nach von Westen nach Osten anführen:

1. und 2. Von den beiden zu Atina residirenden Thalherren besitzt der eine den Küstenstrich von der äußersten westlichen Grenze nach Risa zu bis an den sogenannten Mädchenthurm; ihm gehören aber auch zur Hälfte die Einnahmen, welche der Marktflecken Atina als solcher abwirft. Vier Dörfer: Dschemer, Melliat, Selek und Dschumbat stehen unter seinem Befehle, und bei dem letztern befindet sich die Ruine Laros. Auf den gewöhnlichen Karten sind die Entfernungen von Risa bis Atina, sowohl absolut als relativ, zu groß und falsch angegeben. Risa soll nur 8—10 und sein äußerstes Dorf Mapawreh 4 Stunden von Atina entfernt liegen, während die Burg Laros nur 1, das Dorf Dschemer hingegen 3 Stunden weit angegeben wird. Der zweite Thalherr von Atina besitzt den Ort als solchen allein und ihm gehört noch außerdem der unbedeutende Küstenstrich ½ Stunde jenseits des Sucha-Dereh.

3. Der Thalherr von Bulep besitzt das zwar kleine, aber sehr fruchtbare untere Gebiet des Baches von Marmanat.

4. Dem Thalherrn von Artaschin gehört das untere Gebiet der Furtuna und das ganze Thal des Odscha-Wassers. Der Hauptort Artaschin liegt von Bulep 1½ Stunden entfernt. 3½ Stunden weiter nordöstlich wohnt an der Küste der

5te Thalherr von Witzeh und besitzt das ganze, bis an den Kamm des Gebiges reichende Thal des Witzeh-Wassers.

6. Das Gebiet längs des Meeres in einer Entfernung von 3 Stunden gehört nun dem Thalherrn von Kapisteh,

dessen Residenz auf der linken Seite des Archaweh-Ssu liegt, während drüben

7. der Thalherr von Archaweh residirt und das Gebiet des genannten Wassers bis an den Kamm des Gebirges besitzt.

8. Das Küstengebiet auf einer Strecke von 3 Stunden nordöstlich gehört dem Thalherrn von Kisseh, worauf

9. das Thal von Choppa kommt, ebenfalls wie das des Archaweh-Ssu bis an den Kamm des Gebirges reichend und einem besondern Thalherrn unterthan. Von hier aus hat sich der Gebirgszug selbst dem Meere bis zu $2\frac{1}{2}$ — 3 Stunden genähert, und Lasistan breitet sich über dasselbe bis zum Tschoruk aus.

10. Auf der andern Seite des Gebirges, dem Choppa-Ssu entsprechend, fließt der Ütsch-kaleh-Ssu in den Tschoruk, und sein 3 Stunden langes Thal gehört dem Thalherrn von Tschat.

11. Oberhalb Choppa fließen zwei Bäche in das Meer, und ihr Gebiet, sowie die ganze 3 Stunden lange Küste gehört dem Thalherrn von Makria.

12. Jenseits des Gebirges fließt, dem Makria-Ssu entsprechend, ebenfalls ein Bach, in dessen Thale der Thalherr von Perlewan wohnt, während die unbedeutende linke Seite des Tschoruk weiter abwärts bis zum Durchbruch dieses Flusses

13. dem Thalherrn von Maradit gehört.

14. Die fruchtbare Ufergegend an der Mündung des Tschoruk, Kahaber-Owa genannt, gehört auf der linken Seite dem Thalherrn von Gunieh, einer unbedeutenden Veste, die 3 Stunden von Makria entfernt liegt, während

15. die andere Seite bis an die Nordost-Grenze dem

Thalherrn von Batum unterworfen ist. Batum selbst, der wichtigste Handelsplatz neben Trapezunt, wurde mir 4 Stunden entfernt von Gunieh angegeben.

Der dreitägige Aufenthalt in Batum wurde zu einem Ausflug nach der Mündung des Tschoruk und zu Spaziergängen in die nahen Wälder benützt. Der Tschoruk ist ein bedeutender Fluß, fast eben so breit und tief wie der Rion, aber von minder trägem Lauf und deshalb zur Binnenschifffahrt weniger tauglich. Eine Sandbarre, durch die Brandung aufgehäuft, hat auch hier die Mündung des Flusses schmal und seicht gemacht und das Einlaufen großer Kauffahrteischiffe erschwert. Das Bett des Flusses war durch die Regengüsse des Oktobers stark angeschwollen und lieferte dem schwarzen Meer eine solche Wassermasse, daß dessen gewöhnlich dunkelgrüner Spiegel über zwei Seemeilen vom Ufer schmutzbraun gefärbt war. Die Waldungen der Umgegend von Batum haben höhere und dickstämmigere Bäume als die mingrelischen Urwälder, sind aber viel weniger reich an Schlingpflanzen, Schmarotzergewächsen und niedern Kräutern. Meine Ausbeute an Pflanzen, Insekten und Landconchylien war minder ergiebig als am Phasis. Je weiter man südwestlich an der kolchischen Küste fortschreitet, desto mehr scheint der üppige Lianencharakter der Wälder sich zu verlieren. Der Vegetationscharakter wird dem mittel- und südeuropäischen ähnlicher. Dies scheint wenigstens aus den botanischen Bemerkungen des Herrn Professors Karl Koch hervorzugehen, welcher in den letzten Jahren den südwestlichen Theil von Lasistan bereiste. Auch während meiner spätern Ausflüge in der Umgegend von Trapezunt bemerkte ich mit Verwunderung die veränderte Physiognomie der Vegetaion. Die Flora hat dort im Ganzen dieselben Pflanzen-

arten aufzuweisen, aber der Charakter der Wälder, die Mischung des Grüns ist sehr verschieden. Die schönen Küstenpunkte im türkischen Kolchis sind überaus malerisch, tragen aber nicht den üppigen Schmuck, die unglaubliche Pflanzenpracht der Phasisufer und des großen Naturgartens von Guria. Im Kessel von Risa kommen allerdings Orangenbäume fort, welche in keiner andern Gegend am schwarzen Meere gedeihen. Doch haben die Wälder bei Risa trotz dem mildern Klima nicht den großartigen Pflanzentrieb aufzuweisen wie das russische Kolchis.

Als ich am dritten Tag unsers Aufenthaltes in Batum ziemlich spät in das Consulatgebäude zurückkehrte, fand ich den italienischen Kaufmann und meine Reisegefährten im eifrigen Gespräch mit einem schönen Mann in tscherkessischer Tracht. Es war ein Usdc vom Volk der Dschigeten, welches nördlich von Abchasien den pontischen Küstenstrand bewohnt und zu den streitbarsten Stämmen des Kaukasus gehört. Derselbe war auf einer Reise nach Constantinopel begriffen, allem Anschein nach in einer politischen Mission. Ueber die letzten Ereignisse in Daghestan, wo die Tschetschengen und Lesghier kurz zuvor die kleine Festung Unzula erstürmt hatten, so wie über die Bewegungen und Plane Schamil's schien dieser Mann, der dem englischen Consul von Batum schon früher als Kundschafter gedient hatte, ziemlich genaue Kenntnisse zu haben. Er war auch sehr mittheilsam und glaubte uns dasselbe Zutrauen schenken zu können wie dem Consul, der wegen der herrschenden Fieber sich seit drei Monaten nach Trapezunt zurückgezogen hatte. Das Gespräch ward mittelst eines Dolmetschers geführt und endigte erst nach Mitternacht, als unser Schiffskapitain durch einen Matrosen uns benachrichtigte, daß der Wind sich günstig gedreht

habe und daß er uns sogleich an Bord erwarte. Wir nahmen von dem Italiener und dem Kaukasier alsogleich Abschied und eilten nach dem Hafen, wo die Barke so eben mit Hülfe einiger kräftigen Lasen von unsern Matrosen in das Fahrwasser gebracht wurde. Noch vor der Morgenhelle schwammen wir bereits auf offner See.

Mit vollen Segeln tanzte das Schifflein stolz und lustig durch den pontischen Wellenreigen wie ein koketter Schwan, der seine Flügel hebt, bläht und schüttelt, gen Trabesonda fort. Ueber den lasischen Bergen tauchte der erste Frühstrahl herauf, eine purpurglühende Eos, welcher Dämmerungsschatten und Meerdunst alsogleich weichen mußten. Noch einmal sollte uns der ferne Anblick der kaukasischen Alpen entzücken. In mächtiger Reihe strebten ihre eisigen Monumente und Riesenburgen hinter dem grünen Kolchis nach der Himmelsbläue auf; Morgenrothflammen verwandelten die starren Häupter zu glühenden Vulkanen.

„Land der Sehnsucht, drin die Berge
Wie der Freiheit Prachtstatüen,
Wie aus blankem Gold und Silber
Von dem Herrn gegossen, glühen."

Ein letzter Gruß dem edlen Gebirge, der Heimath der tapfersten Männer! Ein letzter Blick voll Erinnerung an vergangene und unvergängliche Herrlichkeiten dem kolchischen Zauberlande mit der ewig schönen Natur und den schönen, doch unglücklichen Menschen! Der Mythe und der Geschichte bunter Bilderreigen gaukelte uns beim Scheidegruß von diesem klassischen Schauplatz noch einmal vor. Phrixus und Helle segelten mit dem goldnen Widderfelle durch die blauen Lüfte, die schlanke Argo theilte des tückischen Pontos Fluth

und trug jene Abenteurer voll Kampflust und Golddurst, welche man in jener Zeit als unternehmende Heroen durch Lied und Lyra gefeiert hat und die man heut zu Tage als gemeine Seeräuber gehenkt hätte. Von grünem Lasenstrande tönten freundlich lockende Sirenenlieder, die aber der orphei-sche Klang unsers Zieles „Trabesonda" übertäubte. Und so ließen wir denn auch den König Aetes am kolchischen Strande jammern um die zerstückte Leiche seines Sohnes und hatten für den Augenblick keinen andern Wunsch, als statt der unleidlich geschwätzigen französischen Damen ein paar holde Magierinnen vom alten Kolchis, wie die schöne Medea und die melodische Kirke, zur Gesellschaft und zum glücklichen Geleite zu haben.

Ist der alte Mythos vom Kaukasus nicht ein Sinnbild seines heutigen Schicksals? Sind die Argonautica, die dramatisirten Sagen vom Prometheus nicht zu prophetischen Fingerzeigen für das Loos der Kaukasusgeschlechter geworden? Hat dieses Gebirge die Rolle des von Kroniden gemarterten Wohlthäters der Völker nicht bis auf den heutigen Tag fortgesetzt? — Nach den kolchischen Kaukasus wallfahrteten die griechischen Abenteurer, um von dort materielles Glück und Wissenschaft, das goldene Vließ und die Kunst der Magie ihrer rohen Heimath zuzuführen. Ueber den Kaukasus herauf leuchtete das Frühroth der Kultur, welches durch diese Pforte in ältesten Zeiten aus Asia nach Europa gedrungen ist. So lautet der Ausspruch der Geschichtsforscher aller Zeiten. Noch heute ist dieses Gebirge den unterdrückten wie den schlaffgewordenen Völkern beider Zwillingswelttheile ein Vorbild der Freiheit, des ungebeugten Muthes, ein Leuchtthurm der Hoffnung geblieben. Im Parlament des stolzen Brittenvolks hat man die Tscherkessen die

Hüter der Cultur genannt. Und weil der Kaukasus ein Wohlthäter der Völker zu allen Zeiten war, so soll er es büßen wie jener Prometheus der Mythe und gegen ihn richtet sich der Blitzstrahl des zornerfüllten Kroniden von der Newa, der ein Feind ist der Völker Europas und ihnen mißgönnt den Funken der Freiheit und Bildung, der ihnen von dort her gekommen. An den Kaukasusfelsen war der Prometheus gefesselt wie es die heutigen Bewohner dieses Gebirges sind, denen die Flugwerkzeuge fehlen und die gegen den nordischen Raubvogel mit ungleichen Waffen kämpfen. Die Schiffe im schwarzen Meer, die Reiterschwärme der Steppe sind des russischen Doppeladlers Fittige, der Feuerschlund seiner Geschütze ist der gefräßige Schnabel, dem der Bergbewohner nur die nackte Brust entgegen zu setzen hat.

„Denn unter dieser Ketten Last, ihr seht es selbst,
Kann ich den Adler scheuchen nicht von meiner Brust.“

Und inmitten seiner Leiden verläßt den gefesselten Kaukasustitanen nicht der alte Trotz, und wie oft ihm auch der russische Zeus einen geflügelten Hermes mit Ordensband und Epauletten zuschickt und ihm Friede und Pardon bietet, wenn er dem Gewaltigen sich beugen will, so weist er ihn doch zurück mit Hohn und Fluch und läßt seine Blutstropfen lieber fortrieseln auf das Gestein, immer hoffend auf den Beistand eines occidentalischen Herkules, der ihn befreien, ihn rächen werde.

„Ich dich ehren? Wofür!
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?

Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herren und deine?“

Ob sie auch in Erfüllung gehen wird, die grimmige Weissagung, die der gequälte Titane vom Elbrusfelsen herab gegen den Zeus des Newaolymps geschleudert?

„Drum mag er jetzt
Krafttrotzend thronen, seines luft'gen Donners stolz
Vom Flammenpfeil des Blitzes hell die Hand umsprüht;
Denn alles das wird nichts ihm helfen, nicht hinab
Zu stürzen schmachvoll unerträglich bittren Fall!
Kommt dies Verhängniß über ihn, dann sieht er ein,
Wie gar verschieden Herrschen und Erliegen sei'n.“

Bis heute freilich schaut der gefesselte Kaukasusriese im vergeblichen Sehnen nach zwei Welttheilen hinüber und in die pontische Wasserwüste hinaus, auf der ihm keine befreundete Flagge weht. Der Retter, der Rächer — wie lange bleibt er aus! Jener Klageruf, den einst der gefolterte Träger des Götterfunkens zur Erde, zur Sonne emporgerufen:

„O heilige Mutter, o Aether, des all-
Heilspendenden Lichts allheilige Bahn,
Seht, welch Unrecht ich erdulde!“

er findet auch heute nur stummes Mitleid hier wie dort und dem Hülfeschrei antworten nur die trostarmen Stimmen des thatlosen Völkerchorus:

„Ja soviel rings in der heilgen Asia weitem Gefild wohnen,
Dein kummergesättigt bittres Loos fühlen sie laut wehklagend
mit Dir!“

Unser Capitain hatte vor seiner Abreise den Abend im türkischen Cafféehaus verdämmert und dort von den letzten Waffenthaten Shamyl's in Awarien und von der Niederlage der Russen bei Unzula munkeln gehört. Der Mann hegte, wie wir schon aus seinen frühern Aeußerungen merkten, von der moskowitischen Kriegsmacht eine gewaltige Meinung. Er war nichts weniger als alttürkisch kampflustig gestimmt. Wie so viele halbgebildete Türken hatte auch er eine sehr trübe Ansicht von der Zukunft seines Volks. Er sah Stambuls Fall voraus und den Sturz des altersschwachen Baumes von Osman, dessen Zweige einst zwei Welttheile beschattet. Allen düstern Prophezeiungen, die im Munde des Volkes leben, schenkte er vollsten Glauben. Als wir ihm nun auf seine Bitte mittheilten, was wir im brittischen Consulathause von den Ereignissen in Daghestan gehört, verfiel der Türke einige Minuten lang in stilles Nachdenken und sagte dann: „Das Roß ist stark und groß, die Horniß klein und schwach und doch ist manches starke Roß durch schwache Hornißstiche umgekommen. Allah ist groß und mächtig und kann auch durch kleine Werkzeuge Großes vollbringen."

Der Türke versank am Steuerruder auf's neue in sein träumerisches Sinnen. Unter den Passagieren ward inzwischen viel hin und her gestritten über die Zukunft des Kaukasus, über den wahrscheinlichen Ausgang des dortigen Kampfes und über die widersprechenden Prophezeiungen, die man hierüber von Politikern, Reisenden und Dichtern gehört. Wird der Kaukasus bei der Rolle bleiben, die ihm der alte Regisseur der Weltbühne für die Tragödien vergangener Jahrtausende übertragen hat? Wird er auch künftig eine Klippe sein gegen nordische Wogen, ein „Bollwerk gegen Welteroberer", ein

„Haus der Freiheit", das Gott den Völkern baute? Oder wird der moskowitische Dichter Puschkin Recht behalten, der dem Kaukasus ein so böses Prognostikon gestellt, der ihm halb höhnisch, halb mitleidig weissagt: untreu werde das Bergland werden der Freiheit seiner Ahnen, unter die russische Adlerfahne werde es sich beugen und ducken wie der Kosak, der auch einmal ein wilder Freiheitsbramarbas gewesen und beim Wodka dem Moskowiter den Tod getrunken und der nun doch so zahm tanzt nach der Petersburger Pfeife und wie der Tanzbär des Cirkus aus Angst vor dem Takt schlagenden Musikmeister das alte Steppenleben und die alte Freiheit vergessen und so viel tanzend als viel geprügelt der Vergangenheit nur seine weinerliche Duma nachbrummt.

„Von den Strafen, welche die tapfern Kaukasusvölker durch der Russen Stahl getroffen, sagt Puschkin, wird noch dunkel einmal die Sage berichten." Trotz dieser Prophezeiung des russischen Dichterfürsten, der selber im Kaukasus als Verbannter lebte, trauen wir dem Gebirge und seinen streitmuthigen Söhnen die Fähigkeit und Zähigkeit des Widerstandes noch auf einen langen Zeitraum zu. Und wer weiß, ob die Granitsäulen an der Newa nicht früher morsch und wankend werden als die kaukasische Völkerburg? Ob der berühmte Winterpalast mit seinem von Wittwenthränen unterhöhlten Fundament, das fluchbeladene Czaarenschloß, bei dessen Treibhausbau jene armen Muschiks, welchen Gott einen Antheil an diesen Tagen so gut gönnen wollte, wie einem Gliede des Hauses Romanoff in einer Backofenatmosphäre sich zu Tod schwitzten, noch auf seinem Grundsteine steht? Die Todten und die Gespenster, sagt man, sie reiten so schnell! Und bösen Träumen und finstern Ahndungen vermag weder chinesische Mauer noch geheime Polizei den

Zutritt zu einem pochenden Winkel in der Brust zu wehren, so wenig als der Besen eines Censors Ideen-Miasmen wegkehren kann. Wer gesunde Sinne hat, wird mit einem Blick auf das occidentalische Staatendrama wenigstens die Möglichkeit nicht verneinen, daß der Eumenidensang der Revolution noch einmal durch die verwüsteten Marmorschlösser an den Newakais heulen, daß ein westlicher Völkerorkan den Thron des Winterpalastes so gut bis auf den Grund wegblasen könne, wie der Napoleonische Feuerbrand das alte heilige Moskau. Erinnert euch des Trostwortes, welches der gewaltige Freiheitsbarde Byron, der Dichter „mit den singenden Flammen" den alten Mazeppa sagen läßt, als dieser flüchtige Kosakenfürst am Dniepr neben dem grasenden Pferde lagert und einer schlimmen Zeit gedenkt, wo er auf dem wilden Ukrainerpferd gebunden, vom Zahne hungernder Wölfe bedroht, blutig geschleift und ohnmächtig durch die Wildniß rast und doch dem Göttergefühl der Rache entgegengeht! — Dieser Trostspruch erhalte auch die gequälten Völker vom Kaspiasee bis zur Weichsel bei ungebeugtem Muth:

What mortal his own doom mag geuss? —
Let none despond, let none despair! —

Beiträge

zur

Völkerkunde und Naturgeschichte Transkaukasiens

Vergleich der Sitten, Einrichtungen und Charakterzüge bei den alten Deutschen und bei den heutigen Völkern des kolchischen Hochlandes mit einem Blick auf die deutsche Gegenwart.

Ein ethnographischer Beitrag.

Die Urzeit des deutschen Vaterlandes, der vorgeschichtliche Zustand, die frühesten Schicksale des deutschen Volks, die Frage, woher unsere germanischen Urväter gekommen, wie und wo sie einstmals gelebt, diese Probleme haben bekanntlich viele Lösungsversuche deutscher Denker und Forscher hervorgerufen, haben den Fleiß, die Gelehrsamkeit, den Scharfsinn und Forschertrieb sehr vieler Köpfe herausgefordert. Die Rückblicke auf die Urzeit der europäischen Menschheit, das emsige Sammeln vieler zerstreuter Materialien, welche uns die Sprachforschung, die Ethnographie, die Länderkunde, die Geschichte, die Mythologie und die Naturwissenschaften durch den bienenartigen Fleiß deutscher Forscher geliefert und mit deren Hülfe man ein geistiges Observatorium errichtet hat, nicht um das Wesen der ewig bleiben-

den Welten über uns zu ergründen, sondern um einen Lichtstrahl rückwärts in die Nacht vorgeschichtlicher Zeiten zu senden — diese Versuche zur Lösung von Geheimnissen, deren Schleier ganz zu enthüllen uns nie vergönnt sein wird, in die aber selbst nur theilweise hineinzublicken dem strebenden Geist des Menschen nach Schelling's Wort die höchste Befriedigung ist — diese Forschungen behalten einen eigenthümlichen Reiz. Einer der größten und herrlichsten Geister, welche je in der Sphäre deutscher Wissenschaft gewirkt haben, der Verfasser der „Vorhalle europäischer Völkergeschichten“ bemerkt so schön als wahr: daß, aus der Verwirrung der Gegenwart, was die Menschengeschichte betrifft, in die höchste Vergangenheit als in eine ältere Heimath von Zeit zu Zeit einzukehren, eben so sehr Bedürfniß für das sehnende Herz und den betrachtenden Geist sei, als bei dem Alter der Jugend zu gedenken. Es liegt diesem Triebe, in die Vorwelt zurückzuschauen, eine Sehnsucht nach dem verlornen reinern Dasein zu Grunde, welche auch die wissenschaftliche Welt sich in größerer Ungetrübtheit bewahren sollte. Alles liegt da meist noch im Keime beisammen, Schlechtes und Gutes, minder gesondert und geschieden; die Völker der Vorwelt stehen näher der Einfalt ihrer Vorväter und noch erscheint das ganze Menschengeschlecht in jener patriarchalischen Zeit nicht in jenem liebloſen Fortschritte der Zerspaltung, die immer mehr und mehr zum Zwiespalt wird, bis dadurch nicht nur unter den gesonderten Völkern, sondern unter den Ständen und Einzelwesen selbst, unter den Geschlechtern und ihren Verzweigungen im Glauben, Wissen, Wollen, Meinen, Wähnen jene babylonische Sprachverwirrung sich erzeugt und wiederkehrt, die auch wissenschaftlich in immer größere Fernen zerstreut.

Die Meinungen der Forscher deutscher Sprache, Alterthümer und Geschichte sind in Betreff des Ursprungs des deutschen Volks bekanntlich sehr getheilt. Zwei vorherrschende Ansichten stehen sich gegenüber. Die geringere Zahl der Forscher nimmt die Wahrscheinlichkeit oder wenigstens die Möglichkeit an, daß die alten Germanen Autochtonen, d. h. nicht eingewanderte Urbewohner gewesen, daß zu den uranfänglichen Zeiten der Schöpfung in den deutschen Gebirgen Menschenpaare eben so sicher entstanden seien und gelebt haben, wie im Kaukasus, wie im Hindu-kusch, oder wie in jenem Hügellande zwischen Euphrat und Tigris, wohin die Sage das mosaische Paradies versetzt. Diese Forscher machen geltend, daß eine Einwanderung deutscher Urbewohner von Osten historisch durchaus nicht nachweisbar sei. Sie stützen sich auf jene bekannten Stellen im Tacitus, worin er die Ansicht ausspricht, daß die Germanen ein Urvolk seien, nicht im mindesten durch anderer Völker Einwanderungen und Ansiedlungen vermischt, daß er die Ueberzeugung derer theile, welche glauben, Germaniens Völkerschaften hätten von jeher als eigenthümliches, unvermischtes, nicht durch Vermengung mit fremden Stämmen entartetes, nur sich selbst ähnliches Volk bestanden (qui Germaniae pcpulos nullis aliis aliarum nationum cannubiis infectos, propriam et sinceram et tantum sui similem gentem existisse arbitrantur.)

Der Name jenes Kauk-asos, d. h. Asensitzes (Asen nannte sich das Heroen- und nordische Göttergeschlecht in Odins Gefolge) des Gebirges, dem man bei der ursprünglichen Verbreitung der europäischen Menschheit eine Hauptrolle zuschreibt, gehörte ursprünglich auch den deutschen Alpen. Als Verfechter der Ansicht, daß die Deutschen ein

nicht eingewandertes Urvolk seien, ist in neuester Zeit auch der schweizerische Geschichtschreiber Henne aufgetreten.

Die Mehrzahl der deutschen Gelehrten hält dagegen an der Ansicht einer Einwanderung aus dem Osten fest, vor allen die Sprachforscher Jakob Grimm, Bopp, Graff, welche nach der Aehnlichkeit der Grundformen des Deutschen mit dem indischen Sanscrit und der persischen Zendsprache eine indische oder persische Abkunft der Deutschen geltend machen. Bekanntlich zerfallen sämmtliche bekannte Sprachen in eine Anzahl von Hauptklassen oder großen Sprachstämmen, die in ihrem innersten Wesen so grundverschieden sind, daß sich eine Entstehung des einen dieses Sprachstammes aus dem andern nicht annehmen läßt. Eine dieser gesonderten großen Grundstämme bilden z. B. die sogenannten einsilbigen Sprachen, welche von mehr als 150 Millionen Einwohnern des östlichen Asien gesprochen werden, dann die Klasse der eigentlichen asiatischen Sprachfamilien, zu welchen das finnische, das ungarische, das tartarische u. s. w. gehören, ferner die Klassen der indo-europäischen, semitischen, malayischen, afrikanischen und der amerikanischen Sprachen. Unsere deutsche Sprache bildet bekanntlich eine Familie des großen Stammes der indo-europäischen Sprachen. Trotz der ungeheuren Entfernung steht merkwürdigerweise das Deutsche dem Indischen in seinem Grundbau unendlich näher, als die Sprachen der indischen Nachbarreiche Birma, Cochinchina, Tibet. Die indische, persische, griechische, deutsche Sprachen gehören zu denen, welche sich durch innere Modifikationen der Wurzeln oder durch Flexion auszeichnen. Dieselben zeigen innere Verwandtschaft und gegenseitigen Zusammenhang auch in den Wurzeln, welche, nach dem Wort eines berühmten

Forschers, „fruchtbaren Keimen zu vergleichen sind, je höher man in der Geschichte ihrer Bildung hinaufsteigt.“ Die Ansicht der Sprachforscher ist in dieser großen Frage des Ursprungs der Deutschen die gewichtvollste, ja im Grunde die allerentscheidende. Die nahe Verwandtschaft jener indo-europäischen Sprachfamilien, welche von Hindostan bis nach Island eine große innig zusammenhängende Kette bilden, die Uebereinstimmung ihres grammatischen Baues läßt sich ohne die Annahme einer gemeinsamen Abstammung der Völker, welche diese Idiome sprechen, von einem oder mehreren beisammen wohnenden Urmenschenpaaren nicht erklären. Anderseits spricht auch die Grundverschiedenheit der grammatischen Struktur, des ganzen Baues der Sprache jener Hauptstämme gegen die Annahme ihres gemeinschaftlichen Ursprungs. Wilhelm von Humboldt sagt in seiner Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, daß wenn man z. B. das Wesen der Sanskritsprache und des Chinesischen vergliche, wenn man bis zu dem Punkte der Verschmelzung des Gedankens mit dem Laute in beiden vordringe, so entdecke man in ihm das von innen herausschaffende Prinzip ihres verschiedenen Organismus. Man werde alsdann die Möglichkeit allmähliger Entwicklung einer aus der andern aufgeben, jeder ihren eignen Grund, ihren gesonderten Anfang in dem Geiste der Völkerstämme anweisen. Dasselbe gilt von den übrigen Hauptsprachstämmen.

Den Ansichten der Sprachforscher stimmte auch der große Geograph Karl Ritter bei, welcher mit seltnem Scharfsinne und ungeheurem Wissen gerüstet die Meinung der Linguisten mächtig unterstützte. Nach Ritter's Ansicht sind die Urväter der Deutschen aus dem baktrischen Hoch-

lande zwischen Indien, Persien und den Gihonquellen ausgegangen, wo sich Alles vereint, zu einem gemeinsamen Ursprung unseres Glaubens, Wissens und unserer Geschichte. Nach der großen Zahl von Wurzeln, welche die deutsche Sprache mit der türkischen gemein hat, so wie aus andern Gründen schließt Ritter, daß das ursprünglich deutsche Element längs dem Gihon und von der Nordseite des kaspischen Meeres und des Kaukasus sich immer weiter nach Nordwesten bewegt habe. Diese große mittelasiatische Bühne der Wanderungen war zugleich die Werkstätte, in welcher Nationen entstanden und sich zu stehenden Gestalten bildeten. Auf dieser Bühne der Wanderungen erklärt sich also die Verwandtschaft der deutschen Sprache mit den asiatischen, die sie auf ihrem Zuge berührte. Auf diese ältesten Begebenheiten und Wanderungen der Völker haben die Ideen mächtigen Einfluß geübt, welche aus der innersten Tiefe alter Denkart hervorgingen, nämlich Religion und Poesie; mitwirkend waren Drang des Bedürfnisses und der äußern Lockungen. Einzelne Spuren des Deutschen haben sich in gemischten Sprachen, die als Mittelglieder auf dem Wege der Einwanderungen stehen blieben, erhalten. Darunter nimmt das Armenische die erste Stelle ein.

Auch die neueste Alterthumsforschung lieferte zur Unterstützung dieser Ansicht manch' wichtigen Beleg. Die Todtenurnen, welche man in altdeutschen Gräbern gefunden, sind den orientalischen zum Theil sehr ähnlich. Dieselben hohen tumuli oder Grabhügel, welche man rings um das schwarze Meer erblickt, finden sich bei sehr vielen europäischen und asiatischen Völkern. Diese Todtendenkmale sind bei **germanischen** Völkern, Kleinasiaten, Trojanern, Kimme-

riern, Kolchiern und Bewohner von Indike im Gebrauch gewesen.

Einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntniß der ursprünglichen Vertheilung des Menschengeschlechts, der vorgeschichtlichen Völkerwanderungen bietet auch die Pflanzen- und Thiergeographie, welche leider von den deutschen Geschichtschreibern, die etwas einseitig am liebsten nur die alten Papiere, nicht das älteste und ewig junge unsterbliche Weltbuch, das unsern Augen vorliegt, die Natur befragen, bisher zu wenig Beachtung gefunden. Es ist bekannt, daß bei den rohesten und wildesten der alten Barbarenvölker, auch bei den Germanen, in den ältesten historischen Zeiten bereits gewisse Kulturpflanzen, gewisse Hausthiere vorkamen, welche zu ihrer Ernährung unentbehrlich, aber in den Ländern, in den Gebirgen, welche sie bewohnten, nicht ursprünglich heimisch waren. Woher erhielten die alten Deutschen ihre Getreidearten, ihre Hausthiere? Eine Zeit, wo die Germanen ohne Brot, ohne Viehzucht, lediglich von der Ausbeute der Jagd lebten, ist, wenn nicht undenkbar, doch auf historischem Wege nicht nachzuweisen. Die alten Deutschen hatten in den frühesten Zeiten, wo wir sie durch ihre Berührung mit den Römern und Galliern historisch kennen lernen, sowohl Gersten- und Weizenfelder, als zahlreiche Viehheerden; ja Tacitus sagt ausdrücklich, daß diese Heerden ihren größten und einzigen Reichthum bildeten. (pecorum fecunda: numero gaudent, eaeque solae et gratissimae opes sunt.) Selbst das Bier scheinen sie damals bereits gekannt zu haben, denn Tacitus sagt, daß sie aus Gerst (Potui humor ex hordeo aut firmento in quandam similitudinem vini corruptus) einen eigenthümlichen Trank bereiteten, der mit dem Wein ferne Aehnlichkeit hatte.

Wenn der römische Geschichtschreiber die Vorliebe der Germanen für Jagd und Krieg hervorhob, so bezeichnete er damit nur den Zeitvertreib der privilegirten Stände, der Edlen und Freien. Die Masse des Volks, welche schon in jener frühesten Zeit der deutschen Geschichte in harter Sclaverei lebte, baute für die Gebieter das Feld und hütete die Heerden der Edlen, die also nie auf die mühsame und ungewisse Jagdbeute allein angewiesen waren, denen zu keiner Zeit die Produkte des Ackerbaues und der Viehzucht fehlten. Daß die geographische Verbreitung der Kulturpflanzen und Hausthiere ein wichtiger Schlüssel sei, um zur Kenntniß jener Ursitze der europäischen Menschheit zu gelangen, über welche uns historische Dokumente bestimmten Aufschluß versagen, haben nur wenige Historiker erkannt und gewürdigt.

Bei der hohen Wichtigkeit, welche die Geographie der Organismen in dieser Frage einnimmt, gestatten Sie mir einen kurzen Ueberblick der herrschenden Meinungen jener Naturforscher, welche diesem Zweig des Wissens sorgfältiges Studium und scharfsinnige Beobachtungen gewidmet. Nach Linné's Ansicht hatten alle Pflanzen und Thierarten eine gemeinschaftliche ursprüngliche Heimath, von welcher sie sich allmählig in die Länder verbreiteten, wo wir sie gegenwärtig finden. Diesen gemeinschaftlichen Geburtsort aller lebenden Wesen dachte sich Linné als in einer heißen Gegend gelegen mit einer hohen Bergreihe, auf deren Gipfeln, Abhängen, Terrassen und Thälern sich alle möglichen Temperaturen und Klimate von denen der Tropen bis zu jenen der Polarzone fanden. Von dieser Ansicht Linné's bemerkte schon der brittische Naturforscher Prichard mit Recht, daß sie unvereinbar mit den bekanntesten Thatsachen hinsichtlich der Vertheilung der Pflanzen sei. Gegenwärtig sind die

Meinungen der Botaniker nur über zwei Hypothesen getheilt. Die einen, worunter der berühmte Botaniker Willdenow, neigten sich zu der Ansicht, daß jede Pflanzenart und somit auch die von ihr abhängenden Thiere von einem eigenthümlichen Mittelpunkt oder Geburtsort ihren Ausgang genommen. Sie vervielfältigten also die Linné'schen Centra der Schöpfung und nahmen an, daß die Vegetation auf vielen Hochgebirgen, als der Ocean zurück gewichen, begann und von da nach den Ebenen sich ausbreitete. Diese ursprünglichen Wohnorte der Pflanzenarten sollten aber in sehr verschiedenen Gegenden der Erde liegen. Rudolphi trat gegen Willdenow's Hypothese mit ziemlich gewichtigen Gründen auf. Er bemerkte mit Recht, daß schon auf den Alpen die Vegetation von Stufe zu Stufe einen andern Charakter annehme. Anstatt auf den Gebirgshöhen, welche angeblich die ursprünglichen Stammorte der Pflanzenarten sein sollten, eine große Menge der Pflanzen der umliegenden Ebnen wieder zu finden, findet man an solchen Punkten nur sehr wenige Arten und diese vom eigenthümlichen Charakter. Steigt man in ein niedrigeres Plateau herab, so wächst die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen; aber in den Thälern und am Fuß der Hügel verschwinden die Gebirgspflanzen, von welchen angenommen wurde, daß sie die Stammmütter aller Vegetation bilden. Kommt man weiter an die Ufer der Flüsse, an Sümpfe oder Salzseen, oder an die Meeresküste, so zeigen sich überall neue Pflanzenformen. Keine Hochalpen, keine Bergketten können die Vegetation aufweisen, welche dem Seegestade eigenthümlich ist. Wohl aber zeigen sich mitten im Lande, wo zufällig Salzquellen hervorbrechen, die Pflanzen des Meeresufer wieder. Ganz derselbe Fall ist es mit den niedern Thierarten, mit den

Insekten, den Coleopteren der Seeküste, welche sich in dem von Salz imprägnirten Boden ausgetrockneter Seen oder am Rande von Mineralquellen wieder finden. Rudolphi und andere Naturforscher suchten nach diesen Thatsachen den Satz zu begründen, daß dieselben äußeren Einwirkungen, dieselben Verhältnisse des Klima's, des Bodens, der Feuchtigkeit, der Atmosphäre jedesmal Pflanzen derselben Art in's Dasein rufen, oder mit ihrer Erscheinung in Wechselwirkung stehen, ohne daß man an die Möglichkeit einer ausgedehnten Wanderung von Pflanzenarten, von einem Ort zum andern, besonders nach ferneren Gegenden, glauben müsse.

Eine genügende Lösung dieser wichtigen Frage, wo ursprünglich Pflanzen- und Thierarten auf der Erdoberfläche entstanden und wie sie sich weiter verbreitet haben, erlangen wir schwerlich auf anderm Wege, als durch eine Combination der beiden Hypothesen. Gegen die Ansichten Rudolphi's haben Decandelle, Lyell, Willdenow, die durch zuverlässige Beobachtungen constatirte Thatsache angeführt, daß Pflanzensamen allerdings durch Strömungen der Luft und des Wassers in große Entfernungen weiter geführt werden können, daß auch möglicherweise die Zugvögel, welche in wenigen Stunden ungeheure Räume durchfliegen, zur Verbreitung mancher Pflanzenarten beitragen, indem sie deren Samen, theils im Magen, theils an ihren Federn hängend, weiter tragen. Anderseits ist nicht zu verkennen, daß zur Zeit der Entstehung unserer gegenwärtigen Schöpfung die zeugende Kraft der Natur unter völlig gleichen klimatischen Verhältnissen offenbar nach analogen Bildungen, nach der Hervorbringung gleicher oder verwandter Organismen strebte. Ich selbst habe während achtjähriger Reisen in Europa

Nordafrika und Westasien, wo es mir vergönnt war, die wichtigsten Gebirgsketten dieser Erdtheile, die Alpen, Pyrenäen, Apeninen, Karpathen, den Altas, den Taurus, den Kaukasus, die vulkanische Araratgruppe und das persische Sahantgebirge, Bergzüge, welche für die geographische Verbreitung der Pflanzen und Thiere schon deshalb von großer Wichtigkeit sind, weil die Ausdehnung ihrer Ketten bei den meisten mehr der geographischen Breite als der Länge folgt, mithin den verschiedenen Klimaten oft eine sehr bestimmte Grenze setzt, längere Zeit zu bewohnen, viele Beobachtungen, ein ziemlich reiches Material über die Geographie der Organismen gesammelt. Als eine ganz sichere Thatsache kann ich behaupten, daß in allen Gebirgen von gleicher Meereshöhe, unter gleichen oder ähnlichen Breitegraden und mit verwandten klimatischen Verhältnissen die Natur auch nach den gleichen Formen der Organismen strebte, die gleichen Pflanzen- und Thiergeschlechter, ja zum Theil dieselben Arten erzeugte. Auf den verschiedenen Bergterrassen und in den höchsten Regionen des Kaukasus, dessen klimatische Verhältnisse mit denen der Alpen im Wesentlichen übereinstimmen, wachsen dieselben Alpenrosen, dieselben Saxifragen, Ranunkeln, Primeln, Gentianen, Campanulaceen rc., wie in den Alpen. In den Regionen zwischen vier- bis achttausend Fuß gibt es im Kaukasus nicht ein einziges Pflanzengeschlecht, welches nicht auch in den Alpen der Schweiz repräsentirt wäre, nur die Arten sind zum Theil verschieden. Der gleiche Fall ist mit den Thieren. Auch der Kaukasus hat seine Gemsen, Steinböcke, Birkhühner, welche mit denselben Thierarten in unsern europäischen Alpen zwar nicht völlig identisch sind, ihnen aber sehr nahe kommen. Fremdartige, von dem Typus unserer Thier- und Pflanzenformen

auffallend abweichende Organismen erscheinen dort nirgends. Selbst von weit südlicher gelegenen Berggruppen z. B. von Pic auf Teneriffa, dessen Fuß eine fast tropische Vegetation schmückt, wissen wir, daß in seinen höheren Regionen Pflanzen vorkommen, welche mit unserer deutschen Alpenflora ganz übereinstimmen. Neben dieser unleugbaren Tendenz der Naturkräfte, unter gleichen äußern Einwirkungen der gleichen Organismen in's Leben zu rufen, beobachtete ich jedoch überall, daß die mehr oder minder große Beweglichkeit derselben dem Verhältniß ihrer Verbreitung stets entspricht. Je kleiner der Blumensamen ist, je leichter er von den Luftströmungen getragen wird, um so größer ist in der Regel der Verbreitungsbezirk der Pflanze. Noch weit deutlicher wahrnehmbar ist dies bei den Thieren. Landschnecken, Scorpionen haben eine weit beschränktere Ortsverbreitung, als z. B. die mit leichterer Beweglichkeit begabten Laufkäfer. Diese haben aber wieder einen geringern Verbreitungsbezirk, als die beweglicheren Reptilien. Letztere gehen minder weit als die Schmetterlingsarten. Am weitesten zerstreut finden sich die Vogelarten und unter diesen wieder im verstärkten Grad jene Species, welche am meisten Flugkraft besitzen oder überhaupt zu den Zugvögeln gehören.

Alle bisherigen Beobachtungen über den Charakter der Organismen in den verschiedenen Gebirgsgegenden lassen die Möglichkeit zu, daß dort allenthalben zur Zeit der jüngsten Schöpfungsepoche, in welcher zum erstenmal der Mensch als der höchstgelungene Organism der Geschöpfe erschien, je nach den verschiedenen Klimaten Stammpaare, nicht nur der menschlichen Hauptraçen, sondern vielleicht auch der einzelnen näher stehenden Varietäten entstanden sind. Auch Göthe sprach seine Ansicht dahin aus, daß in der räthsel-

vollen Zeit, wo eine ungeheure produktive unbegreifliche Kraftäußerung, die Urzeugung, thätig war, welche auf unsern Erdkörper nach unermeßlichen Zeiträumen sich periodisch erneuert, um gleich wieder zu verschwinden, die Natur all' ihre Gebilde freigebig in reicher Fülle spendete. Die anatomischen und physiologischen Untersuchungen der verschiedenen Menschenraçen machen es mindestens höchst wahrscheinlich, daß die ursprünglichen Stammpaare des Menschengeschlechts von sehr verschiedenen Zonen ausgegangen, wenn auch nicht in allen Gebirgsgegenden der Erde entstanden sein sollten. Der Genesis wiederspricht diese Ansicht keineswegs unbedingt, da Moses in seiner Schöpfungsgeschichte wohl nur das Stammpaar der semitischen Völker vor Augen haben konnte. Man kann auch ein sehr warmer Verehrer der Bibel sein, ohne gerade anzunehmen, daß uns dieselbe eine streng wissenschaftliche Theorie der Bildung der Erde und ihrer Bewohner zu geben beabsichtigte. Moses war ein frommer, gottesfürchtiger Mann und weiser Gesetzgeber; nur die Naturbeobachtung war nicht seine stärkste Seite. Sonst hätte er nicht vor der Sonne die Vegetation entstehen lassen, welche bekanntlich ohne die wärmenden und belebenden Sonnenstrahlen nicht gedeihen kann.

Gründe gegen die Unmöglichkeit von deutschen Autochtonen d. h. einer deutschen Urbevölkerung im strengen Wortsinn gibt uns eine vergleichende Uebersicht der geographischen Verbreitung der Geschöpfe keineswegs. Sicher scheint jedoch, daß die Getreidearten und Hausthiere, welche seit den ältesten historischen Zeiten die Hauptnahrung der deutschen Völker bildeten, in Deutschland nie im wilden Zustand vorgekommen sind. Der Weizen scheint aus dem indischen Hochland zu stammen, wahrscheinlich auch die

Gerste, von welcher Humboldt und Johannes von Müller irrig annehmen, daß sie an den Ufern des Araxes wild wachse. Von unserm Haushund ist mit Bestimmtheit nachgewiesen, daß derselbe in den indischen Gebirgen im wilden Zustand vorkommt. Unser Hornvieh stammt aus den Flächen von Hochasien, das wilde Pferd wahrscheinlich von den Ebenen des alten Scythenlandes. Der Besitz dieser Cerealien und Hausthiere bei den alten Deutschen spricht entschieden zu Gunsten der Hypothese von ihrem Ursprung im indischen Kaukasus und ihren Wanderzügen nach Westen durch die Steppen der Tartarei und durch den pontischen Kaukasus, welchen Fallmerayer in seiner Geschichte des Kaiserthums Trapezunt das Thor nennt, durch welches die frühesten Anfänge der Kultur von Asia nach Europa gedrungen sind. Für die Einwanderung der Urväter des deutschen Volks aus dem Orient gehen trotz der bestimmten Verneinung des Tacitus überwiegende Gründe aus den Materialien hervor, welche uns die Sprachenkunde, die Ethnographie und die Kenntniß von der geographischen Verbreitung der Pflanzen und Thiere geliefert. Dagegen ist die Frage, wo die Urgermanen sich zum erstenmal zu einem größern Völkercomplex vereinigten, die Frage: ob die Deutschen als Volk von zerstreuten Einwanderern des Orients erst auf deutschem Boden entstanden, oder ob sie von einem bereits bestehenden Volk als Zweig sich ablösten, durchaus nicht genügend gelöst. Durch Vergleiche mit den Gebräuchen, Sitten und Charakterzügen der Germanen des Tacitus mit jenen alten Völkern, welche uns Herodot und andere klassische Geschichtsschreiber schildern, wollen deutsche Historiker nachweisen, daß wir von jenen Thrakiern stammen, welche zu Herodots Zeit die Westküste des schwarzen Meeres bewohnten.

Einen Stamm dieses Volkes bildeten die Geten, welche man für identisch mit den Gothen, also für Deutsche hält. Für diese Ansicht ist Johann August Wirth in seiner Geschichte der Deutschen mit wahrer Leidenschaft in die Schranken getreten, so daß er Alle, von welchen er gegen diese Hypothese bescheidenes Mißtrauen voraussetzt, fast wie Dummköpfe behandelt. Wirth zählt eine Reihe von Sitten und Charakterzügen auf, welche die Thrakier des Herodot mit den Deutschen des Tacitus gemein haben: die Liebe zum Müßiggang, zur Jagd und zum Krieg, die Aehnlichkeit der Rüstung und Kampfweise, die Todtenbestattung, den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, der bei den Griechen bekanntlich sehr schwankend war, die Trinksucht, die Stammfehden, den Kinderverkauf und den Verkauf der Frauen.

Diese Art historischer Beweisführung, die auf eine Sittenähnlichkeit sich stützt, welche die meisten barbarischen Völker unter ähnlichen klimatischen Verhältnissen mehr oder weniger mit einander gemein haben, läßt sich durch die einfache Thatsache entkräften, daß an der Ostküste des schwarzen Meeres noch gegenwärtig Völker wohnen, welche nicht nur jene von Wirth angeführten Sitten und Charakterzüge bis auf den heutigen Tag bewahrt haben, sondern auch noch sehr vieles Andere mit den alten Germanen gemein haben, nämlich: dieselben Staatseinrichtungen, dieselbe Ständeverschiedenheit, dasselbe Gerichtsverfahren. Die Schilderung der germanischen Sitten des Tacitus paßt auf die Kaukasusvölker des Adighestammes beinahe Punkt für Punkt mit sehr unerheblichen Ausnahmen. Und doch weist die Körper- und Gesichtsbildung dieser Völker mit der deutschen keine Spur von Aehnlichkeit nach und in ihrer Sprache hat

man wohl sehr viele finnische Wörter und einen grammatischen Bau, welcher an die große Klasse der asiatischen Sprache erinnert, aber nicht die fernste Aehnlichkeit mit dem Deutschen entdeckt. Diese so höchst auffallende Uebereinstimmung in den Charakterzügen, Sitten und Gebräuchen dieser Völker der Gegenwart mit den alten Germanen ist von den deutschen Geschichtschreibern wenig beachtet worden. Vor lauter Gelehrsamkeit übersahen diese gelehrten Herren, welche mit Vorliebe in den alten Quellen forschten, den wichtigen Beitrag, den uns die Ethnographie der Gegenwart, der heutige Zustand eines Volks liefert; dessen heldenkräftiger Widerstand gegen einen mächtigen Eroberer unserer Tagesliteratur so oft reichlichen Stoff zu Lob und Preis und zur Anempfehlung nachahmenden Beispiels gab und von dem der brittische Parlamentsredner Urguhart sagt: „es sei das einzige Volk vom atlantischen bis zum indischen Ocean, das bereit ist eine Beleidigung zu rächen und eine Drohung zurückzuweisen, die vom Kaiser von Rußland ausgeht.“

Das überaus günstige Bild, welches Tacitus zwar nicht von Deutschland, dessen „rauher Himmel“ und „traurige Gefilde“, dessen „starre Wälder“ und „scheußliche Sümpfe“ für den Sohn Italiens wenig Reiz hatten, doch von unsern deutschen Vorfahren entworfen, wird bekanntlich bedeutend modificirt durch einen vergleichenden Blick in die alten deutschen Rechtsbücher, welche die wichtigste Quelle unserer frühesten Geschichte bilden. Tacitus gehorchte, als er seine Germania schrieb, minder dem Bedürfniß der strengen Wahrheit, als dem Drange, der entnervenden Sittenverfeinerung, der zunehmenden Entartung seiner Landsleute, das Bild eines tapfern, kraftvollen, tugendhaften Barbarenvolks voll

Freiheitsliebe und Einfachheit der Sitten gegenüber zu stellen. Er hob die Lichtseite des germanischen Charakters mit Vorliebe hervor und ging über deren Schattenseite flüchtig hinweg. Das Bild, welches die alten Gesetzbücher von dem Charakter und den früheſten Zuständen der Deutschen zurückwerfen, ist von der Schilderung des Tacitus, wie treu dessen Germania als Gesammtbild deutscher Sitten und Charakterzüge gewesen sein mag, doch in vielen Einzelheiten wesentlich verschieden. Die gerühmte Freiheit bei unsern Vorfahren war nur das Eigenthum einer sehr geringen Minorität der Adeligen (Nobiles) und der Freien (ingenui), deren Zahl sich gegen die große Masse der dienstpflichtigen Hörigen (liti) und der eigentlichen Sklaven (servi) nach den angestellten Wahrscheinlichkeitsberechnungen wie 1 zu 20 verhielt. Das Loos der Hörigen und Sklaven war ein höchst trauriges. Die Gebieter der Sklaven hatten Gewalt über deren Leben und Tod. Sie waren völlig rechtlos, mußten sich den härtesten Arbeiten für ihre müßig gehenden Herren unterziehen und hatten bei den geringsten Vergehen schauderhafte Mißhandlungen zu gewärtigen. Die Folter war schon in der deutschen Urzeit bekannt und die alten Gesetzbücher lassen uns Blicke in einen Zustand von Barbarei werfen, der Haaresträuben macht. Die Herren waren in Deutschland wirklich so frei, so unabhängig, wie ein bevorzugter Adel nur immer sein kann. „Für das Volk, sagt einer unserer aufrichtigsten Geschichtschreiber, bestand die Freiheit in starken Abgaben, Frohnden und Stockschlägen." Selbst nach dem Tode blieben diese niederen Stände von der Walhalla ausgeschlossen, wo nur die seligen Geister der Adeligen und Freien sich nach altdeutscher Weise vergnügten d. h. Kampfspiele feierten und Bier tranken.

Bei den heutigen Völkern des kolchischen Berglandes, welche man als die ritterlichen Freiheitshelden des Orients in Lied und Rede gefeiert hat, ist das Verhältniß ein ganz ähnliches. Auch dort besteht diese unbeschränkte Freiheit nur für die Adeligen, die Usden, deren Zahl aber im Verhältniß zu den Sklaven größer ist als sie bei den Germanen gewesen. Merkwürdig ist, daß man auch heute bei den Tscherkessen, Ubichen, Tschigeten, Abchasen, also bei den meisten Völkern des kolchischen Hochlandes ganz dieselben ältesten Institutionen, genau dieselben Ständeunterschiede wie bei unsern Voreltern findet. Auch bei diesen Kaukasusvölkern bestehen vier Klassen der Gesellschaft: Fürsten (Pschis), Edle (Usden), dienstpflichtige Hörige (Tschfokotls), welche den Fürsten und Häuptlingen als Vasallen zur Seite stehen, endlich Sklaven (Pschilt), welche die Masse des Volkes bilden. Die Rechtsverhäl nisse dieser vier Stände sind den altdeutschen sehr ähnlich und waren es vor einem halben Jahrhundert, bevor der Kampf zwischen den Bergvölkern und den russischen Steppenkriegern einen ernsten Charakter angenommen hatte, in noch weit höherm Grad. Das Schicksal der Leibeignen hat sich seitdem verbessert, weil ihre Herren sie nicht durch üble Behandlung zur Flucht nach dem Kosakenland reizen wollten. Ob diese Ständeunterschiede auch bei jenen alten Thrakiern vorkamen, welche deutsche Historiker als unser primitives Stammvolk bezeichnen, ist unbekannt. Die alten Quellen machen hievon keine Erwähnung.

Bei den Germanen vermischten sich die verschiedenen Stände nie durch Heirathen. Brauch und Gesetz verordneten strenge Strafen gegen Mißehen. Dies geschah, wie die alten Rechtsbücher sagen, um „die Schönheit ihrer Leiber

und den Adel ihres Geschlechts unverändert zu bewahren.“ Bei den heutigen Tscherkessen besteht genau derselbe Gebrauch und dasselbe strenge Verbot aus den gleichen Gründen. Auch dort sind die Usden von ungleich schöneren, edleren Körperformen, als ihre Vasallen und Leibeigenen. Die unvermischte Erhaltung ihres edlern Geschlechts gilt den tscherkessischen Usden als erstes Gesetz.

Die öffentlichen Gerichtsverhandlungen bei den Germanen und den westlichen Kaukasusvölkern haben die größte Aehnlichkeit. Die Mollahs im Kaukasus spielen noch heute die Rolle der germanischen Priester. Das Wehrgeld sühnt auch bei den ritterlichen Tscherkessen alle Verbrechen wie bei den altdeutschen Edlen. Diebstahl, Raub, Verstümmelung, Mord zwischen Individuen oder Stämmen wird durch Geld oder durch Getreide und Vieh gebüßt. Oft zieht freilich der Beleidigte oder sein Verwandter den alten Brauch der Blutrache vor, der bei den Osseten, Tscherkessen, überhaupt bei allen Völkern des kaukasischen Isthmus noch tief eingewurzelt ist. Der Brauch des Wehr- oder Sühngeldes ist bei den kolchischen Völkern erst seit einem halben Jahrhundert allgemeiner üblich geworden, seitdem bei den Tscherkessen und Lasen die mildernde Lehre des Islam und bei den Osseten und Suaneten das Christenthum sich mehr verbreitet hat. Bei diesen Völkern lebt noch das Andenken einer Zeit, wo das Gesetz der Rache ausschließlich waltete, wie bei unsern deutschen Vorfahren in den uranfänglichen Zeiten, wo der Brauch des Wehrgeldes nicht bestand. Die fürchterlichen Folgen der Blutrache, durch welche ganz Geschlechter sich gegenseitig aufrieben, riefen bei den Kaukasiern wie bei den Germanen am Ende das Bedürfniß des Vergleichs, des Friedenserkaufs hervor. Dadurch entstand der Brauch

des Blutgeldes, wie es im Kaukasus, des Wehrgeldes, wie es in Deutschland hieß.

Sklaven waren ihrem Gebieter gegenüber bei den Germanen völlig rechtlos. Der Eigenthümer konnte sie ungestraft ermorden. Vor Gericht wurde das Zeugniß eines Sklaven gegen seinen Herrn, wenn dieser eines Verbrechens beschuldigt war, nie angenommen. Sklaven, die im Allgemeinen kein Eigenthum besaßen, wurden für Vergehen gewöhnlich mit dem Tod bestraft. Für sie bestand also das Wehrgeld nicht. Nur die Edlen und Freien genossen dieses Vorrechts. Zahlungsfähige Freie wurden nie durch gerichtlichen Ausspruch am Leben gestraft, wenn nicht für Verrath oder Feigheit im Kriege. Genau dasselbe Verfahren findet noch heute bei den meisten unabhängigen Kaukasusvölkern statt, welche Sklaven besitzen. Nur der Edle büßt durch Bezahlung des Blutpreises; der Sklave wird für seine Verbrechen mißhandelt oder getödtet. Auch der tscherkessische Usde darf seine Sklaven ungestraft verletzen und selbst vernichten. Der Schaden, der ihm aus dem Verlust eines Leibeignen erwächst, ist seine einzige Strafe.

Wie bei den Germanen besteht auch bei den Kaukasusvölkern die republikanische Staatsform neben der monarchischen. Unter den östlichen Stämmen war stets die Tendenz, sich dem Willen und der Führung eines einzigen Oberhaupts zu unterwerfen, vorherrschend, während unter den westlichen Adighe-Stämmen die reine Adelsrepublik besteht, welche sich im Frieden nie einem Oberhaupt beugen will und nur für die Dauer eines Feldzuges einem von den Usden gewählten Führer gehorcht. Genau derselbe Brauch bestand bei einem großen Theil der alten Deutschen, deren Edlinge einen Heerführer oder Herzog aus ihren Reihen für die Dauer

einer kriegerischen Unternehmung wählten. Auch hinsichtlich des vorherrschenden Strebens und Bedürfnisses nach Selbstständigkeit bei Gemeinden, Bezirken, Gauen, Stämmen, welches ein Grundzug des germanischen Charakters war, stimmen die ältesten Volkszustände Deutschlands und die heutigen im westlichen Kaukasus merkwürdig überein. Wie in der Urzeit eine obere Leitung der allgemein-deutschen Angelegenheiten nie zu Stande kam, so sind auch in Tscherkessien alle dortigen Versuche an dem Selbstständigkeitsbedürfniß der Stämme und Geschlechter gescheitert.

Die alte Götterlehre der kaukasischen Völker vor dem Eindringen des Mahomedanismus und des Christenthums ist zu unvollkommen bekannt, als daß man einen Vergleich mit der germanischen anstellen könnte. Wie noch heute in Deutschland sind auch im alten Kolchis, seitdem Islam und Christenthum die alten Götter verdrängten, die Bruchstücke einer untergegangenen Religion in den alten Volkssagen zu suchen. Die Sagen, welche hierüber unter den kaukasischen Völkerschaften noch dunkel fortleben, werden von ihnen gegen Fremde ziemlich geheim gehalten. Für alte Eichen haben sie nach hergebrachtem Gebrauch eine noch eben so große Verehrung, wie unsere deutschen Urväter; dunkle Haine sind vorzugsweise der Zufluchtsort der Andächtigen. Während meines Aufenthalts unter den Osseten, welche einst durch georgische und armenische Könige mit Gewalt zum Christenthum bekehrt wurden, sah ich diese Bergbewohner öfters unter den Ruinen alter Gebäude zum Gebete sich versammeln, ähnlich wie die Sachsen, welche noch lange, nachdem der Frankenkönig Karl durch Feuer und Schwert ihnen das Evangelium der Liebe aufgedrungen, unter den Trümmern ihrer Tempel, unter ihren gefällten Eichen in stillem Grimme

der alten Götter gedachten. Wie in der deutschen Mythologie der Donnergott Thor, so spielt bei den Tscherkessen der Donnergott Schiblé, der zugleich der Gott des Krieges und der Gerechtigkeit, also Odin und Thor in einer Person ist, neben dem Allah, den ihnen die Koranlehre brachte, noch eine Rolle. Auch die Begriffe von dem jenseitigen Leben stimmen bei den Adighevölkern mit den Germanen zusammen. Die Tscherkessen glauben, wie jeder Reisende durch Gespräche mit ihren Usden am Kuban sich überzeugen kann, daß das Vergnügen des Krieges, der Jagd und des Zechens in das jenseitige Leben mit hinüberwandere. Zu dieser urgermanischen Vorstellung des Himmels gesellt sich bei den Tscherkessen noch die Hoffnung auf die vierzig ewig schönen, ewig jugendlichen Jungfrauen, welche der Prophet von Mekka jedem seiner Gläubigen verspricht. In der Walhalla der Germanen findet sich diese große Zahl von schwarzäugigen Jungfrauen nicht. Unsere bärenhäutigen Vorfahren, welche nur ihre blauäugigen Schönen kannten, scheinen auf diesen reizenden Gegenstand mindern Werth gelegt zu haben, als die tscherkessischen Ritter der Gegenwart, welche den schwarzen Augen sehr hold sind. Ferner trinkt man im kaukasischen Himmel den Purpursaft der kolchischen Reben, dem die Tscherkessen auch in dieser Welt trotz des Koranverbots heute noch eben so huldigen, wie zu ihrer heidnischen Zeit, während die anspruchsloseren altdeutschen Seligen in ihrem Paradies sich mit Bier begnügten. Darin aber stimmt die Vorstellung beider Völker merkwürdig überein, daß auch in jener Welt den Edlen und den Leibeignen ein gesonderter Platz angewiesen sei. Bis über das Grab hinaus erstreckt sich bei beiden Stammesreligionen der Unterschied des Freien und des Knechtes. Letzteren war bei den Ger-

manen der Eintritt in die Walhalla untersagt. Ein charakteristischer Unterschied findet aber in den Begriffen über das Schicksal der Verstorbenen bei den Völkern, die wir hier vergleichen, darin statt, daß der Kaukasusbewohner den an Altersschwäche verschiedenen Greis nicht in die Hela d. h. Hölle versetzt. Die kaukasischen Bergvölker ehren überhaupt das Greisenalter, welches die Germanen in ihrer rohen Urzeit verachteten. Gebrechliche Greise wurden nach dem barbarischen Brauch unserer Altvordern getödtet, während bei den Adighestämmen der Greis liebevoller Pflege und ungeschwächter Verehrung der Seinigen sich erfreut und unter den Klagen seiner Kinder und Enkel entschlummert. Gleichwohl preisen auch die Tscherkessen in germanischer Weise den im Kampfe Gefallenen glücklicher, als den, welchen der Tod auf dem Bett durch Krankheit oder Altersschwäche erreicht.

Das Bild des Tacitus von der altdeutschen Kriegführung gilt fast in allen Einzelnheiten auch für die tscherkessische Kampfweise der Gegenwart. Der Anführer wirkt auch bei der letztern mehr durch Beispiel als durch Oberbefehl; man folgt ihm am feurigsten, wenn er an der Spitze kämpft. Ihn zu schützen, für ihn zu sterben, gebieten Pflicht und Ehre wie bei den germanischen Kriegern. Auch bei den Adighestämmen sind Familienbande das vorzüglichste Belebungsmittel der Tapferkeit; auch sie stürmen, wie die alten Teutonen, ungestümer in den Kampf, wenn sie die Stimmen ihrer Gattinnen, ihrer Mütter hören. Die Flucht gehört auch bei ihnen gewöhnlich zur Taktik und gilt nicht als ein Zeichen der Feigheit. Die Leichname ihrer Gefallenen tragen sie eben so sorgsam vom Kampfplatze weg, wie die Germanen.

Die Schilderung, welche Tacitus von jenen öffentlichen Versammlungen der germanischen Edlinge, die gewöhnlich einem Kriegszuge vorangingen, entwirft, ist in allen Einzelnheiten den kaukasischen Usdenversammlungen so ähnlich, daß sie Wort für Wort der Beschreibung entlehnt scheint, welche uns die neuesten englischen Reisenden in den Aufzeichnungen ihres tscherkessischen Aufenthalts mittheilten. Das gleiche gilt von der herrschenden Rangordnung. Auch die beständige Uneinigkeit, die Stammeseifersucht, die Fehden Germaniens, wie sie uns die römischen Geschichtschreiber schildern, kommen bei den Kaukasusstämmen in unveränderter Weise vor.

Völlig übereinstimmend mit den Sitten unserer Altvorderen hinsichtlich des Ehebündnisses und des häuslichen Lebens sind auch die Sitten der westkaukasischen Völker, selbst derer, welche den Islam bekennen. Auch bei diesen besteht der Kaufpreis für die Braut. Der Tscherkesse gibt dem Brautvater Waffenrüstung, Pferde, Rinder, wie es einst in Germanien geschah. Die Jungfrauen sind, im schroffen Widerspruch mit der Gewohnheit mahomedanischer Völker, bei den Tscherkessen von dem Umgang mit Männern nicht abgeschlossen. Was die römischen Geschichtschreiber von der Keuschheit und der ehelichen Treue bei den Germanen berichten, läßt sich bei den Tscherkessen in eben so hohem Grade rühmen. Die strengen Worte des Tacitus, welche er mit Anspielung auf die schlechten Sitten seiner Landsleute in den einfachen und kräftigen Sätzen ausspricht: „bei den Germanen lacht Niemand des Lasters. Verführung und Verführtwerden heißt bei ihnen nicht Zeitgeist und mehr gelten bei ihnen gute Sitten als anderswo gute Gesetze“ (uemo enim illic vitia ridet; nec corrumpere

et corrumpi saeculum vocatur), haben auch in Betreff des häuslichen Lebens der kaukasischen Adighevölker volle Geltung. Der Ruf ihrer Sittenreinheit steht im Orient eben so hoch wie der Ruf ihrer Tapferkeit. Mit der Verbreitung der Lehre Mahomeds konnte doch die Sitte der Polygamie im Kaukasus keinen Boden gewinnen.

Die Schilderung des Tacitus von dem Charakter der germanischen Frauen und der Rolle, welche sie im Kriege spielten, ist gleichfalls von der Art, daß sie dem Tagebuch eines der englischen Kaukasusreisenden entlehnt scheint. Auch die tscherkessischen Jünglinge bringen wie einst die Germanen zu den Müttern, zu den Gattinnen ihre Wunden. Bei den Gebirgskämpfen stehen die tscherkessischen Frauen in der Nähe der Männer, feuern ihren Muth an und tragen ihnen Speise zu. Der Engländer Bell theilt in seinem bekannten Reisewerk die tscherkessische Todtenklage über den gefallenen Fürsten Pschugui mit, worin folgender Vers vorkommt:

Die Mutter hebt tröstend die Rechte:
Dank Himmel! so hat er's gesucht —
Mein Sohn fiel — ein Held im Gefechte,
Und nicht wie ein Dieb auf der Flucht!

Der Inhalt dieses tscherkessischen Liedes entspricht dem altdeutschen Charakter so ganz, daß ein Leser der Uebersetzung zweifelhaft sein könnte, ob es ein kaukasischer Sänger oder ein germanischer Barde gedichtet. Aehnliche Züge des Heldenmuthes der Frauen, wie sie uns die römischen Schriftsteller aus den Kriegen mit den Germanen erzählen, ließen sich auch von den Frauen jener kolchischen Bergvölker aus der allerneuesten Geschichte mittheilen. Dieselbe Seelengröße,

dieselbe Todesverachtung, welche die Frauen der Teutonen nach dem Verlust der furchtbaren Schlacht am Cäneus zeigten, in welcher ihre Männer, Brüder und Söhne dem Schwerte und der überlegenen Taktik der Römer erlagen, denselben Heldenmuth bewährten auch jene Tscherkessinnen, welche auf einem türkischen Sklavenschiff während der Fahrt nach Trapezunt von einem russischen Kriegsdampfer ereilt, mit Dolchen sich das Herz durchbohrten, oder in das Meer sich stürzten, um der russischen Gefangenschaft zu entgehen.

Sklavenhandel und Verkauf der Kinder scheint in Germanien eine eben so eingerostete althergebrachte Sitte gewesen zu sein, wie bei allen Völkern des kolchischen Küstenlandes vom Kuban bis zu den lasischen Gebirgen. Die ungeheure Ausdehnung des Menschenhandels in Deutschland hat Fischer aus Quellen nachgewiesen. Ganze Schiffsladungen von Leibeignen wurden zumal aufgekauft, andere schaarenweise gefesselt fortgetrieben und an einem einzigen Markttage in Mecklenburg nicht weniger als 7000 feilgeboten. Nach diesen Beispielen sind unsere Vorfahren auch hinsichtlich dieser abscheulichen Sitte hinter den heutigen Kaukasus-Völkern, deren Menschenhandel im Orient so berühmt geworden ist, nicht zurückgeblieben. Eben so ist es historisch erwiesen, daß die alten Deutschen, ganz wie die heutigen Tscherkessen, ihre eignen Kinder an die Nachbarvölker verkauften, wenn Noth und Hunger sie dazu drängten.

Die Gastfreundschaft, welche bei den Germanen wie bei den kaukasischen Völkern der Gegenwart so oft und vielfach über Gebühr gerühmt worden, reducirt sich bei genauer Betrachtung auf ein höchst bescheidenes Maß bei beiden Völkern. Wie Herr Friedrich Bodenstedt bei seiner Schilderung der ossetischen Hospitalität, könnte man auch

hinsichtlich der germanischen gerühmten Gastfreundschaft die Frage stellen: kamen damals wohl viele in den Fall, die Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen? Das Reisen war in jener germanischen Urzeit wahrscheinlich so wenig Brauch und Mode wie heute unter den Gebirgsstämmen der kaukasischen Länder. Die herrschende Unsicherheit, die Stammfehden, die barbarischen Zustände des Landes mußten nothwendig Wanderer abschrecken. Auch liefern jene Hauptquellen der deutschen Geschichte, die alten Rechtsbücher, den Beweis, daß selbst die edle Tugend der Gastfreundschaft bei unsern Voreltern nur zu Gunsten der Adeligen und Freien, nicht für die Masse des Volks bestand. Flüchtige Sklaven fanden bei fremden Herren nicht nur keine gastliche Aufnahme, sondern wurden auf die Marterbank gebracht, um mittelst der Folter das Geständniß ihrer Heimath zu erpressen. Auch bei den ritterlichen Tscherkessen wird diese schöne Sitte des Gastrechts nur gegen Freie, nicht gegen die Sklaven und Hörigen geübt.

Auch jene traurigste aller germanischen Eigenschaften, die Lust am Söldnerdienst bei fremden Völkern lebt leider noch heute bei den Bewohnern der kolchischen Gebirgswelt. Für russische Silberrubel fanden die russischen Heere bei jedem Zug gegen einzelne kaukasische Stämme Bundesgenossen in Menge, welche freilich nach kaum vollbrachtem Zuge eben so schnell wieder bereit waren, ihre Waffen gegen die Russen zu kehren. Auch Charaktere wie der des Segest fehlen unter den kolchischen Gebirgsvölkern nicht. Wie dieser germanische Häuptling, der nicht müde ward, seinen Landsleuten die Unterwerfung unter Rom's gewaltigen Scepter zu predigen, so gibt es auch bei den Tscherkessen manchen vom russischen Golde bestochenen Verräther, welcher den Einfluß

der kriegslustigen Häuptlinge zu untergraben, die Widerstandskraft seiner Landsleute durch entmuthigende Worte zu schwächen sucht.

Die merkwürdige Uebereinstimmung beider Völker in Lebensweise, Sitten und Charakter könnte man noch viel weiter ausdehnen. Selbst die Art zu wohnen und sich zu kleiden zeigt zwischen den Bewohnern des kolchischen Gebirgslandes und den Germanen auffallende Aehnlichkeit. Der germanische Rock war nach der Beschreibung des Tacitus dem kaukasischen ganz gleich. Wie die Römer sich wundern, statt der wallenden Toga, statt der weiten Gewänder der Sarmaten und Parther enganschließende Kleidung bei den Germanen zu finden, so sehr überrascht im Kaukasus, welcher fast rings von Völkern umgeben ist, die der orientalischen Mode weiter Gewänder huldigen, eine Volkstracht, welche wie bei den Germanen dem schlanken Körper enge anpassend jedes Glied ausdrückt.

Um nicht durch zu weite Einzelnheiten den Leser zu ermüden, fasse ich diese Parallele zwischen den alten Deutschen und den heutigen Bewohnern des kolchischen Hochlandes zusammen: es gibt nur sehr wenige Züge in der germanischen Charakter- und Sittenschilderung, welche uns Tacitus, Diodor von Sicilien, Strabo, Plinius, die alten Rechtsbücher und andere Quellen liefern, in welcher sich nicht eben so gut die noch heute im westlichen Kaukasus lebenden Volkssitten und Charakterzüge wiederspiegeln. Krieg, Raub, Jagd, Trunk, Spiel und Müssiggang bezeichnen die Geschichtschreiber als die Hauptleidenschaften der Germanen. Die tscherkessischen Raubritter unserer Zeit hegen genau die gleichen Liebhabereien. Freiheitsliebe, Männerkraft, Tapferkeit, Schönheit, Keuschheit, Wort-

treue und ein gewisser Grad von Gastfreundschaft waren die rühmlichen Eigenschaften unserer Altvordern und sind es noch heute die der Adighestämme im kolchischen Hochlande. Grausamkeit gegen Besiegte, Gefangene und Leibeigene, Verachtung der Menschenwürde, Sklavenhandel, Kinderverkauf, Stammesanarchie, Blutrache, Söldnerdienst waren die Schattenseiten, die großen Laster der vielgepriesenen Germanen, wie sie es noch heute die herrschenden Laster der kaukasischen Völker sind.

Der Schluß, der sich aus dieser Uebereinstimmung beider Völker in Lebensweise, Sitten und Charakter ziehen läßt, ist leider nur ein negativer. Er beweist, wie trügerisch alle Schlüsse sind, welche Geschichtsforscher aus solchen Sittenanalogien ableiten. Hier sehen wir ein Volk der Gegenwart, dessen Einrichtungen und Gebräuche dem Altdeutschen weit ähnlicher sind, als es die der Thrakier, als es irgend eines der alten Völker gewesen, und dennoch deuten Sprache und Typus auf eine völlig verschiedene Abkunft. Die Völkersprachen im westlichen Kaukasus gehören nicht zum großen indo-europäischen Sprachstamm, sondern zu den eigentlich asiatischen Sprachfamilien und enthalten sehr viele finnische Bestandtheile. Selbst die Hypothese, daß die kaukasischen Leibeignen unterjochte Urbewohner germanischen Stammes waren, deren Sitten auf die asiatischen Eroberer übergegangen, läßt sich durchaus nicht annehmen, denn auch in diesem Fall müßten sich in der Sprache der tscherkessischen Völkerschaften, von der wir jetzt eine vollständige Grammatik besitzen, von deutschen Bestandtheilen wenigstens Spuren finden. Man könnte dagegen mit mehr Grund den Satz vertheidigen, daß Sitten- und Charakterverwandtschaft der Völker eine natürliche Folge der gleichen physischen Ein-

wirkung, derselben klimatischen Einflüsse und ähnlicher politischer Verhältnisse im eignen Lande wie bei den Nachbarvölkern sind. Wie die Natur unter denselben atmosphärischen Einwirkungen, unter gleicher Bodenbeschaffenheit stets ähnliche Organismen, meist völlig übereinstimmende Pflanzen- und Thierformen hervorbringt, so läßt sich recht gut denken, daß unter ähnlichen äußern Bedingungen und politischen Verhältnissen ganz analoge Sitten- und Charakterzüge von selbst bei Völkern entstehen können, welche einen sehr verschiedenen Ursprung haben, nie in gegenseitige Berührung gekommen, also auch nichts von einander angenommen haben können. Es ist am Ende nicht auffallender, bei Völkern, welche durch Zeit und Raum so weit getrennt sind, aber unter der Herrschaft gleicher Einflüsse lebten, eine so nahe Verwandtschaft in Einrichtungen, Lebensweise und Gesinnung zu finden, als wenn wir z. B. in den kühlen Regionen des Pic von Teneriffa oder des Ararat die Flora unserer tyrol'schen Gebirge, dieselben Alpenblumen plötzlich wieder finden, welche auf den Höhen des Ortles oder des Sct. Gotthardt wachsen, oder wenn wir die kaukasische Gemse auf den höchsten Gebirgsmatten ganz so leben und weiden, den Steinadler und Lämmergeier dort eben so jagen und herrschen sehen, wie auf den Höhen unserer deutschen Alpen, oder wenn der Entomolog am Rande der kaukasischen Firne bei den Käfern dieselben schlanken, plattgedrückten, höchst eigenthümlichen Formen bemerkt, wie in den Gebirgen von Steiermark, wenn dem Geschlecht jener schönen Falter, welche man Plusia nennt, dieselben eigenthümlichen metallglänzenden Flecken, deren wunderliche Form griechischen Buchstaben oder Hieroglyphen ähnelt auf dem Flügelstaub gezeichnet sind, und wenn wir diese Falter aus denselben Blumen ihre

Nahrung saugen, dieselben Pflanzen ihren Larven zur Nahrung anweisen sehen, wie die gleichen Thierarten in unsern deutschen Gebirgen.

Was die Frage betrifft: warum in Deutschland eine so große Umgestaltung in den Institutionen, Sitten und Charakterzügen vor sich gegangen, während dieselben im kaukasischen Isthmus seit Jahrhunderten unverändert geblieben zu sein scheinen, so genügt zur Lösung ein Blick auf die Geschichte und die politische Lage beider Länder. Die Milderung und Umgestaltung der Sitten, die fortschreitende Bildung wurde bei den Deutschen durch deren Berührung mit den Römern hervorgerufen. Die periodischen Eroberungen, welche Rom in Deutschland machte, die spätern Einfälle deutscher Stämme im römischen Reich zähmten, milderten und verweichlichten die urdeutschen Sitten. Bei den Kaukasusvölkern fanden dergleichen Eroberungen nie statt. Diese waren stark genug, die Freiheit und Sitten ihrer Ahnen, den Boden ihres Vaterlandes gegen das Eindringen fremder Eroberer zu schützen, aber nicht stark genug, die cultivirteren Nachbarreiche zu erobern und dort das Bessere, was allenfalls für sie zu finden war, sich anzueignen. Die großen Eroberer Timur, Nadir-Schah, Peter der Große vermochten nie unter den Kaukasusvölkern ihre Herrschaft zu begründen. Wäre Deutschland in ähnlicher Lage geblieben, hätten fremde Heere auf seinem Boden nie festen Fuß gefaßt, wären auch die deutschen Völker nicht stark genug gewesen, außerhalb Deutschland Eroberungen zu machen, so hätten sich germanische und romanische Elemente nie und nirgends vermengt, so würde nie eine Rückwirkung aus diesen civilisirteren aber sittenverderbteren Ländern auf Deutschland erfolgt, so würden aller Wahrscheinlichkeit nach die

Deutschen dem körperlichen und geistigen Typus ihrer Urväter weit näher sein, als ihren physischen und psychischen Zuständen von heute.

Es wäre eine nicht wenig belohnende Aufgabe für einen mit Geist und Humor gesegneten Pamphletisten, welchen zugleich jene wahre energische Vaterlandsliebe beseelte, die nicht schmeichelt, nicht einlullt, sondern zu bessern und aufzurütteln strebt, und das Schlechte unerbittlich geißelt, einen Vergleich zwischen alt- und neudeutschen Wesen zu ziehen und aus dem Gang der Geschichte nachzuweisen, wie diese erstaunliche Körper- und Charaktermetamorphose vor sich gegangen. Jene schwäbischen Colonisten, welche seit vierzig Jahren bei Pätigorsk am Fuße des kaukasischen Hochgebirges angesiedelt wohnen und deren plumpe Körper, linkische Haltung und einfältige Gesichter neben den schlanken herrlichen Herosgestalten der benachbarten Bergvölker eine so jämmerliche Figur spielen, sind ihren heutigen Nachbarn doch kaum unähnlicher, als ihren deutschen Altvordern. Mit Erstaunen könnte man bei Betrachtung des Bildes, welches uns die römischen Schriftsteller so übereinstimmend von unsern deutschen Ahnen entwerfen, fragen: wie ist es möglich, daß diese heutige Generation der Sprößling jenes gewaltigen Geschlechtes sei? Wo ist denn heute die urgermanische Kraft und Schönheit? Wo sind die schlanken riesigen Leiber, deren bloßer Anblick Rom's sieggewohnte Legionen mit Erstaunen und Schrecken erfüllte? Wo sind jene blauen Augen, deren Feuerblick die Gegner nicht ertragen konnten? Man könnte heute bei Betrachtung der vorherrschend körperlichen Eigenschaften der Deutschen eher das Gegentheil von dem Ahnentypus wahrnehmen. Die Deutschen sind nicht schlank, nicht hoch gewachsen, sondern im Allgemeinen mehr

stämmig und kurz, besonders im südlichen Deutschland, mit dem die Römer mehr in Berührung kommen. Im Vergleich mit ihren romanischen Nachbarn sind die Deutschen nichts weniger als schön. Unsere Künstler wallfahrten nach Rom, weniger um die alten Bilder zu studiren, als der Schönheit des Volkes wegen, denn sie finden dort Modelle, wie man sie bei uns vergebens sucht. Die blauen germanischen Augen, deren Feuer, deren stolzen Blick die alten Römer rühmten, gelten heute für blöde, matt und kurzsichtig. In keinem Land der Welt werden bekanntlich so viele Augengläser getragen wie in Deutschland. Auch die hellgelben Haare, welche vormals allen Deutschen eigen waren, sind ziemlich selten. Dafür soll freilich, wie man behauptet, der Charakter ungemein semmelblond geworden sein. In Italien ist das Prädikat „brutto“ das erste, welches gewöhnlich den Deutschen gegeben wird.

Ein ziemlich verbreiteter deutscher Typus der Gegenwart, den die fliegenden Blätter nicht erfunden, sondern nur portraitirt haben, ist der eines deutschen Geschäftsmannes und Gelehrten, dem das allzu viele Sitzen den stolzen Nacken gekrümmt, dessen physische Constitution der Amtseifer und das Brüten über klafterhohe Aktenstöße herunter gebracht haben. Die Urahnen dieses Mannes gehörten jenem riesigen Geschlecht an, welches ein römischer Geschichtschreiber seinen Landsleuten als Musterbild der Kraft und Schönheit darstellt. Vielleicht hatte sein Ahnherr im Teutoburgerwald mit Schwert und Lanze gegen die Legionen des Varus gestritten. Es wäre für das Studium der Metamorphosen gewiß von Werth, auch für Anthropologie und Ethnographie ein wahrer Gewinn, wenn wir Portraite vom ganzen Stammbaum des Staatshämorrhoidarius besäßen, um

darnach zu erkennen, wie die Aenderung der leiblichen Beschäftigung und geistigen Richtung, die aus einem ausschließlich kriegerischen Volk ein vorherrschend gelehrtes Volk gemacht hat, allmählig auch dessen Leibesbeschaffenheit und Gesichtsausdruck umgestaltete, ja aus einem riesigen Teutonen von fürchterlichem Ansehen durch die Scala der gebildeter und gelehrter gewordenen Generationen zuletzt jener kleine, gekrümmte, jämmerliche Wechselbalg entstand, der nicht mehr im Teutoburgerwald lebt, sondern ausschließlich in der Studirstube vegetirt, der statt der Eisen klirrenden altdeutschen Frame heute nur den Gänsekiel dirigirt. Diese seltsame Umgestaltung wäre minder wunderlich, wenn sich die neueste wissenschaftliche Entdeckung bestätigen sollte. Wie Sie wissen, ist im vergangenen Jahr eine neue Ausgabe von der Germania des Tacitus erschienen, welche der Behauptung des Herausgebers zufolge nach einer neu aufgefundenen Handschrift bearbeitet sein soll. Nach dieser Handschrift sind das ächte Stammpaar des deutschen Volks nicht primitive Bärenhäuter im herzynischen Walde, nicht Bewohner des indischen Kaukasus, auch nicht die ehrwürdigen Eheleute des mosaischen Paradieses Adam und Eva, sondern Michel und die Philosophie gewesen.

Mit der überhandnehmenden Gelehrsamkeit des deutschen Volks haben sich die alten Stammestugenden vollends verloren. Die Achtung, deren vormals der deutsche Name im Ausland genoß, ist heute in Geringschätzung, Spott und Haß umgewandelt. Man höre darüber die ziemlich übereinstimmenden Urtheile aller Deutschen, die lange unter fremden Völkern und namentlich bei unsern Nachbarn gelebt, so wie die gesprochenen und gedruckten Urtheile der Ausländer selbst. Fallmerayer bemerkt in seinen Fragmenten, daß die Deutschen

im Orient etwas schlimmeres als blos verhaßt, daß sie gering geachtet und ausgelacht seien, daß man sie für ziemlich gutmüthige, aber einfältige und unkriegerische Leute halte, die in der Welt nicht viel zu bedeuten haben. Ein gefeierter deutscher Dichter der Gegenwart, welcher vielfach Gelegenheit hatte, die Urtheile der Ausländer über uns zu hören, faßt dieselben in seiner jüngsten politischen Schrift also zusammen: Der Franzose, sagt er, hält uns für plump, verlegen und linkisch, der Engländer für albern, der Russe für einfältig, der Italiener für roh, brutal und geschmacklos und alle zusammen meinen im Sinne von Ludwig Börne, der Deutsche habe, nachdem ihm die Sklavenketten vom Leibe gefallen, den Bedientenrock dafür angezogen. Die Deutschen, sagt einer unserer geistreichsten Denker, sind das einzige Volk in der Welt, dessen eigene Meinung von seiner Vortrefflichkeit mit den Urtheilen aller übrigen Völker vielleicht im allerschroffsten Widerspruch steht. In diesen hämischen Urtheilen des Auslandes über uns mag manches hart, manches ungerecht sein, aber gewiß verdienen sie einige Beachtung. Sogar im brittischen Parlament äußerte einer der Führer der Torypartei: die Deutschen seien ein sehr profundes Volk, sie schrieben bändereiche Abhandlungen voll kühner Ideen über die Tyrannei des Kaisers Nero, disputirten in salbungsvoller Entrüstung sehr ausführlich und gründlich über die schlechten Regierungssysteme der egyptischen Pharaone und fällten selbst über die jetzt lebenden Herrscher von China und Japan die freimüthigsten Urtheile, während sie über alles Ungebührliche, das in ihrer nächsten Nähe oder im eigenen Hause vorgehe, submissest nicht zu muckſen wagten. So das Urtheil eines englischen Parlamentsredners, freilich vor dem März 1848. Ein anderer Engländer, der

Verfasser jener viel gelesenen Schriften über Rußland, hat zu beweisen gesucht, daß das thatkräftige Volk der Britten unmöglich stammverwandt mit dem deutschen Volk sein könne, dessen vorwiegende Thätigkeit, wie er meint, darin bestehe: zu träumen, zu philosophiren und Bücher zu schreiben.

Von der Bewunderung der Deutschen im Auslande, wie sie zur Zeit des Tacitus bestand, ist also keine Spur übrig geblieben. Das beschämende Pamphlet, welches dieser große römische Schriftsteller durch seine Germania für das entartete Rom berechnete, könnte jetzt im ähnlichen Sinne für die Deutschen der Gegenwart geschrieben werden. Der Ruf der Thatkraft, des Hochsinnes, des mannhaften Charakters, der Sittenreinheit der Deutschen ist auswärts längst verstummt. Dafür haben wir den Ruf der Gelehrsamkeit gewonnen. Diese Glorie kann man uns wahrlich nicht abstreiten, denn wer daran zweifeln wollte, den könnten wir mit gerechtem Stolz auf den dickleibigen Leipziger Meßkatalog verweisen. Der ist ein Monument unsers Nationalruhmes, der auch der Nachwelt imponiren, ihr ein vollwichtiges Zeugniß unseres Fleißes überliefern muß. Wie die alten Egyptier ihren Nachkommen granitene Pyramiden hinterließen, so hinterlassen wir denselben Pyramiden von Büchern und gelehrten Denkschriften. Wenn Deutschlands Ruhmeszeit noch lange eben so fortdauert, so ist gar nicht zu berechnen, bis zu welcher Höhe diese Makulaturpyramiden noch wachsen könnten, zum Schrecken der Bibliotheken und des geplagten Publikums. Sie könnte zuletzt zum Thurm von Babel werden und den künftigen Geschlechtern das Ersteigen des Himmels ermöglichen. Bonaparte hoffte vor der Pyramidenschlacht am Nil seine Soldaten mit den Worten zu begeistern: bedenkt daß von der Höhe dieser Monumente

vierzig Jahrhunderte euere Thaten betrachten. Wieviel gewaltiger muß die Wirkung sein, wenn wir unsern deutschen Kriegsheeren zurufen: Soldaten bedenkt, daß von der Höhe eurer vaterländischen Monumente tausend Millionen Ballen Druckpapier auf euch herabschauen!

Auf unsern wissenschaftlichen Ruhm stolz zu sein, hätten wir wahrlich gerechte Ursache und hätten es noch weit mehr, wenn sich uns nicht die schmerzliche Wahrnehmung aufdrängte, daß mit der gesteigerten Schulbildung, dem gelehrten Wesen die deutsche Thatkraft so sehr gelitten. Das unendlich viele Reden, Schreiben, Philosophiren und Dichten steht nicht nur mit einem handelnden Charakter, sondern auch mit der Stärke und Tiefe der Gefühle im Widerstreit. Schwerlich wird z. B. in irgend einem Land der Welt von Katheder und Rednerbühne, in Prosa und Versen so viel und so überschwenglich von der deutschen Vaterlandsliebe gesprochen, geschrieben und gesungen als bei uns, und doch ist dieselbe anerkannt lauer, seichter, schwächer als z. B. bei Slaven, Ungarn, Engländern, welchen die Vaterlandsliebe ein mit der Muttermilch eingesaugtes natürliches Gefühl ist, und die von ihren patriotischen Gefühlen keineswegs so erschrecklich viel deklamiren. Man könnte sagen, daß die Vaterlandsliebe bei dem deutschen Volk aus der Wirklichkeit auf das Papier übergegangen sei und das Papier nennt ein deutscher Dichter: „den Fluch unsers Jahrhunderts.“ Gerade die vielen Worte, die Kathederphrasen, das endlose lyrische Geleier vom deutschen Patriotismus müssen gerechten Verdacht erwecken hinsichtlich der Wahrheit dieses deutschen Nationalgefühls. Des Menschen heiligste Gefühle wurzeln

tief verborgen in seiner Brust; sie glauben sich zu entheiligen, wenn sie öfter als nothwendig ist auf die Zunge oder auf die Feder auswandern. Die Erscheinungen, welche wir zur Zeit der Napoleon'schen Herrschaft gesehen, berechtigten uns wahrlich nicht, im Bewußtsein unsers Nationalgefühls das Haupt hoch zu tragen. Weder jenes Lever in Erfurt, wo zwölf deutsche Könige und Fürsten als Vasallen des französischen Kaisers figurirten, noch der jubelnde Empfang der französischen Sieger bei ihrem Einzug in Berlin, noch die feige Haltung der deutschen Presse, welche, wie das damals vielgelesene politische Journal von Hamburg, sogar die Hinrichtung Palm's zu rechtfertigen suchte. Wohl tauchte in jener Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands ein Charakter auf, der an den Armin der Vorzeit erinnerte, der unglückliche Major Schill. Aber sein Befreiungsaufruf fand nicht den Wiederhall in Deutschland, wie einstmals die Stimme des cheruskischen Helden. Dagegen kam ein anderer altgermanischer Charakter in zahllosen Exemplaren zum Vorschein und fand merkwürdigen Anklang, der Charakter jenes Segest, der sein Volk an die Römer verrieth, der seine Landsleute rastlos ermahnte, ihrem Schicksal und dem Willen des übermächtigen Siegers sich zu beugen. Ein wahres Prachtexemplar dieser modernen Segest-Charaktere war der gelehrte Professor des Staatsrechts, Christian Daniel Voß in Halle, welcher in einer Schrift vom Jahre 1808 jeden Versuch Deutschlands, das französische Joch abzuschütteln, als thöricht und unbesonnen, als ein Project von Verblendeten und Schwindelköpfen bezeichnete und die Schmach seiner Gesinnung noch durch die Bemerkung steigerte, daß die geduldige Ertragung des Joches eine Nationaleigenthümlichkeit des Deutschen, ja der edelste Zug seines

Nationalcharakters sei. „Keine Nation", schrieb dieser gelehrte Professor des Staatsrechts, „kann ihre Schicksale so ruhig ertragen, wie die deutsche, keine wie sie, durch Schicksale so wenig niedergedrückt, so wenig empört werden."

Sollte der Fall einer Wiederholung unserer deutschen Geschichte vom Anfang dieses Jahrhunderts vorkommen, sollte statt eines französischen einmal ein nordischer Eroberer Deutschland unter seine eiserne Faust beugen, so zweifle ich nicht, daß sehr viele Federn und sogar Professoren des Staatsrechts, wie Herr Christian Daniel Voß all' ihren Scharfsinn aufbieten würden uns zu beweisen, daß nothwendig Alles so habe kommen müssen, daß die russische Herrschaft eine nothwendige Phase unserer historischen Entwickelung bilde, daß es Unsinn und Verbrechen sei, sich gegen dieselbe aufzulehnen. Ob man es in Deutschland selbst nur zu jenem passiven Widerstande bringen würde, welchen heute die Italiener zeigen, ob die besiegten Deutschen wenigstens so viel Stolz und Trotz gegen die fremden Sieger haben würden, wie heute die Bevölkerung Rom's, deren Bettler französische Almosen verschmähen, ob man wie in Mailand und Venedig jeden öffentlichen Belustigungsort, wo die Uniformen der fremden Eroberer sich zeigen, vermeiden würde, ob man nicht vielmehr dem Sieger schmeicheln und vor lauter Unterwürfigkeit den Nacken nicht mehr gerade tragen würde, darüber will ich mich jeder Vermuthung enthalten und wage nur die Bemerkung, daß trotz der akademischen Denkschrift des Berliner Professors Maßmann, worin derselbe durch 338 Citate aus allen möglichen Büchern in Quart und Folio die Vorzüge des germanischen vor dem romanischen Wesen beweisen will — ich glaube, daß trotz dieser sehr gelehrten Denkschrift wir Deutschen

selbst von den Italienern hinsichtlich des Nationalgefühls noch Manches zu lernen hätten.

Während einige der hervorragendsten alten Stammestugenden der Deutschen spurlos verweht sind, haben sich einige der Nationallaster mit merkwürdiger Hartnäckigkeit behauptet, vor allen der Geist der Zwietracht der einzelnen Stämme, der kleinlichen Eifersucht der verschiedenen Länder und Ländchen. In alten Zeiten kam eine oberste einheitliche Leitung der allgemeinen deutschen Angelegenheiten so wenig zu Stande wie heute. Der Held Armin, der in dieser Richtung wirkte, büßte den Versuch mit seinem Leben. In diesem Punkt hatten unsere Ahnen nichts vor uns und haben wir vor unsern Ahnen nichts voraus. Der Trieb, die Sehnsucht, ein großer Staat, eine einige Nation zu werden, lag wohl von den ältesten Zeiten an in den Deutschen. Dieser Drang zieht sich wie ein rother Faden durch unsere vaterländische Geschichte; er ist zum deutschen Sphynxräthsel geworden, für welchen die Jahrtausende leider keinen Oedipus geboren. Zu dem großen Endziel sind wir nie gelangt, selbst nicht unter den Hohenstaufen. Es ist höchst merkwürdig und beweist, bis zu welcher Tiefe die Wurzel der alten deutschen Erbsünde in unsern Boden eingedrungen, daß die ungeheuren Bildungsmittel der letzten Jahrhunderte, die so geeignet sind uns über das aufzuklären, was unserm Volk vor allem noth thut, daß all' die Anstrengungen der Schrift und Rede, des Lehrstuhls, der Tribüne und der Presse nie eine große fruchtbringende That in dieser Richtung erzeugt, nie zu einem selbst nur halb befriedigenden Resultat geführt haben. Man möchte schmerzvoll fragen: ob dem deutschen Volk wirklich für immer der Hamlets Fluch aufgelastet ist, ob es stets nur redend und philosophirend, ewig

ohnmächtig zum Handeln bleibt, ob es nie die That vollführt, zu der es die mahnenden Geister seiner Vätr ruhelos treiben? — Deutschlands Einheit! wie oft erklang dieser Ruf in gereimten und ungereimten Toasten und mit welchem Applaus ward derselbe im Jahr 1848 von Männern begrüßt, die ihren Hut heute mit der zweifarbigen Kokarde zieren! Nicht einmal zu einer materiellen Einigung hat uns der alte Noth- und Sehnsuchtsschrei bis heute verholfen, wir scheinen dem Ziel ferner als je. Mit Spott blickt das Ausland auf diesen deutschen Sisyphus, dessen mühsam hinaufgeschleppten Bausteine so hurtig wieder bergab rollen, noch ehe sie den rechten Grund gefunden. Selbst das stammverwandte Volk der brittischen Insel spottet über die Früchte, die uns die letzten Jahre gebracht. Man vergleicht sie mit jenen Aepfeln am todten Meer, welche von außen glänzen und duften, und wenn man sie genießen will nur Asche sind. Manche Freunde der deutschen Einheit scheinen bereits zu der Ansicht bekehrt, daß wie schön auch die Idee, wie innig die Sehnsucht, wie tief das Bedürfniß, doch das alte germanische Stammeslaster noch weit mächtiger sei. Um dieses zu überwinden, mangelt uns die Opferfähigkeit, das Aufgeben eines kleinlichen Egoismus, der sich selbst in den geringsten materiellen Fragen zeigt, wenn es sich auch nur um das Wechselrecht oder um die Gleichstellung der Münze, Maße und Gewichte handelt. Ja man will die Einheit aufrichtig! Aber die baierischen Sechser protestiren gegen die preußischen Silbergroschen. Deutschland soll einig sein, vorzüglich in materiellen Dingen, in Maaß und Gewicht, aber mit norddeutscher Elle wollen sich die Süddeutschen nicht messen lassen und die Stammgäste eines Hofbrauhauses an der Isar würden sich's

mit Fäusten verbitten, wenn man sie mit andern Maaßen als den bisherigen bedienen wollte.

Sollte wirklich durchaus nur ein großes nationales Unglück uns zu dem verhelfen können, was wir seit Jahrhunderten vergeblich erstrebten? Zu dieser Ansicht bekennen sich merkwürdigerweise Männer der verschiedensten Parteifarben. Sogar ein altbaierischer Redner der äußersten Rechten hat unlängst geäußert, daß er nur von einer schweren Catastrophe, von der „Weißglühhitze des Elends“ eine Heilung der Zeitwehen sich verspreche. Auch die Urtheile auswärtiger Publizisten stimmen in gewisser Beziehung damit überein. Im Morning Chronikle hat jüngst ein geistvoller Engländer den Glauben an die Herstellung eines großen deutschen Gemeinwesens, ohne daß der Feuerstrom der Revolution noch einmal mit größerer Gewalt als das letztemal über Europa hinfluthe, für baren Unsinn erklärt. Also selbst Englands erfahrene Wetterpropheten weissagen uns böse Stürme.

Wie bange auch jeder Freund der Bildung und des Friedens einer neuen Bewegung entgegen sehen mag, in welcher natürlich die rasendsten Leidenschaften, die wildesten Excesse, die unsinnigsten destruktiven Theorien mit andern gesunden Ideen sich vermengen werden, so mischt sich doch ein Trost in diese düsteren Besorgnisse. Dem deutschen Charakter ist vielleicht eine solche Krise so nothwendig wie einem Erkrankten, eine Krise, die ihn aus seiner Träumerei weckt, aus seiner Erschlaffung aufrüttelt, ihm die Energie, die Thatkraft der alten Zeit wieder gibt. Revolutionen sind allerdings die verzweifeltsten Heilmittel, die wir kennen und an Frankreich sehen wir ein Beispiel, wie oft solche von Convulsionen begleiteten Krisen wiederkehren können.

Indessen sehnt sich selbst in Frankreich trotz der unheimlichen Lage der Gegenwart, mit Ausnahme einiger Privilegirten, kein Mensch nach jenen Zuständen zurück, welche der ungeheuren Bewegung des vorigen Jahrhunderts vorausgegangen, nach den Tagen der Herrschaft jenes Ludwig XV., wo die Tyrannei den ekelhaftesten Grad erreicht hatte, wo es nur eines Wortes von Madame Pompadour bedurfte, um die Bastille mit Opfern zu bevölkern, wo ein üppiger König in seinem parc aux cerfs die Schätze des Landes verpraßte, wo ein von Natur tapferes und ritterliches Volk zum zitternden Feigling herabsank, wie seine Thaten im siebenjährigen Krieg beweisen. Ob unserm Vaterland ähnliche Convulsionen wie dem französischen Volk vorbehalten, mag die Zukunft entscheiden. Den Trost, daß unsere vielköpfige Hyder diese Zuckungen nicht überdauern, daß zuletzt eine bessere Zeit auch für Deutschland kommen werde, lassen wir nicht fahren. Winterkälte wie Ungewitter können in der Geschichte so wenig ewig dauern wie in der Natur. Frühling und Sonne schickt der liebe Gott dem Planeten und seinen Völkern zuletzt immer wieder. Wenn man die feste Ueberzeugung hegt, daß ohne eine große Krise die Einheit der deutschen Nation unerreichbar ist, so blickt man mit mehr Resignation den Erschütterungen der Zukunft entgegen. Kann nur ein Blitz den Kyffhäuserfelsen sprengen, in welchem das Symbol unserer Nationalsehnsucht begraben liegt, so wollen wir auch den Donner als eine kerndeutsche Stimme, als einen guten Wetterpropheten begrüßen. Der alte deutsche Birnbaum auf dem Walserfelde braucht Wärme, um gute Früchte zu treiben, der begrabene Barbarossa soll nach der deutschen Sage erst wieder zum Licht erwachen, wenn die deutsche Atmosphäre frei von Rabenge-

krächze und von Stickluft ist. Soll unsere Zukunft wirklich nicht verschont bleiben von der großen Calamität eines europäischen Brandes, so mögen wir wenigstens an der Hoffnung festhalten, daß der alte flügellahme deutsche Adler aus der Asche seiner Nationallaster, seiner Irrthümer und Thorheiten sich wie ein Phönix erheben und verjüngt und frei zur Sonne auffliegen wird.

Beobachtungen über die **Fauna** der Kaukasusländer und der kolchischen Küste mit besonderer Berücksichtigung der geographischen Verbreitung der Thiere*).

Die Thierwelt des Kaukasus hat den Charakter der Alpenfauna Europa's in fast gleichem Verhältnisse wie die Vegetation, welche wir aus Biberstein's *Flora tauro-caucasica*

*) Die Absicht und der Wunsch des Verfassers über die wissenschaftlichen Resultate seines dreijährigen Aufenthalts im Orient ein größeres Werk zu veröffentlichen, welches ein physisches Gemälde der Küstenländer des schwarzen Meeres enthalten, die geognostischen Verhältnisse — so weit sie der Verfasser untersuchen konnte — schildern und die neu entdeckten Thier- und Pflanzenarten beschreiben und abbilden sollte, diese Absicht scheiterte leider bis jetzt an der traurigen Lage des deutschen Buchhandels seit dem Jahre 1848, an der Theilnahmlosigkeit des Lesepublikums, welches wissenschaftliche Arbeiten dieser Art nicht gehörig unterstützt. In der Hoffnung, daß eine Lösung der schwebenden großen politischen Fragen auch in den deutschen Buchhandel ein gesundes Leben zurückführen werde, behält sich der Verfasser die Veröffentlichung eines umfassenden Werkes auf eine spätere Zeit vor und beschränkt sich hier auf diese weniger allgemeinen Bemerkungen über den Charakter der Fauna.

aus den späteren Beiträgen von Steven, Meyer, Koch, Ledebour und anderen Botanikern ziemlich genau kennen. Die Arten sind bei jenen Thierklassen, welchen eine geringe Fähigkeit der Ortsbewegung eigen, von der Fauna der mitteleuropäischen Gebirge ziemlich abweichend, aber der vorherrschende Typus ist der gleiche. Die Thiergeschlechter sind in den Alpen der großen Kaukasuskette mit denen der Schweiz, Steiermark's und Tyrol's mit wenigen Ausnahmen ganz übereinstimmend. In Transkaukasien von den nördlichen Abfällen der Gebirge Georgiens bis zu den Ufern des Tschorukh und Araxes ist der Charakter der europäischen Mittelzone zwar gleichfalls in der Fauna unverkennbar vorherrschend. Das verhältnißmäßig rauhere Winterklima Asiens, der Einfluß hoher und ausgedehnter Gebirgsketten geben der Thierwelt hier im Allgemeinen eine weit nördlichere Physiognomie als man sie zwischen dem 39ten und 43ten Breitengrade vermuthen sollte. Doch ist ein allmähliger Uebergang in südlichere Formen, ein Hereinragen des eigentlich asiatischen Charakters der *Fauna* bei so manchen Arten bereits bemerkbar. So z. B. kommen die Hyäne und der Schakal (canis aureus) in Kolchis wie in dem Tieflande am kaspischen Meergestade, der Panther am Araxes, wahrscheinlich auch in Kolchis vor. Der bengalische Tiger, von dessen großartigen Jagdpartien nach dem nördlichen Asien wir durch Humboldt und Ehrenberg sichere Kenntniß haben, scheint sich öfters nach Transkaukasien zu verirren. Wenn auch sein periodisches Erscheinen in den Waldungen von Priutin bei Tiflis und auf den Abhängen des Pambakgebirges bei Katharinenfeld nicht sicher constatirt ist, so beweist doch ein von Menetries bei Lenkoran erbeutetes Exemplar der Peters-

burger Sammlung und die Angabe dieses gewissenhaften Beobachters, daß alljährlich in der Gegend von Lenkoran Tiger getödtet werden, welche die Jäger bis zu den Wäldern der Kurufer verfolgen, daß das gewaltige Raubthier, wenn auch nur als Nomade, bis nahe an den südlichen Fuß des Kaukasus vordringt, dessen Erhebung der Verbreitung des Tigers auf dieser Seite eine bestimmte Grenze setzt.

Auch Felis cervaria, *Felis chaus* zeigen bei den Säugethieren den Uebergang zu orientalischen Formen. Die von Güldenstädt entdeckte *Antilope subgutturosa* schweift in den östlichen Steppen am Kur. Von den Nagern deuten *Dipus Jaculus*, *Spermophilus musicus*, auch *Cricetus nigricans, Erinaceus auricus* den vorderasiatischen Charakter an. Unter den Vögeln, die bei der Leichtigkeit der Ortsbewegung einen sehr weiten Verbreitungsbezirk haben, erinnern die in den Kaukasusländern vorkommenden Arten *Cathartes percnopterus, Falco tinnunculoides, Lanius collurio, Pastor roseus*, *Merops apiaster*, *Otis tetrax*, *Phoenicopterus ruber*, *Ibis falcinellus*, *Oedicnemus crepitans* &c. mehr an den europäischen Süden und an den Thiercharakter des Mittelmeerbeckens als an Asien, während bei anderen Arten, welche im Orient häufig vorkommen und nach Süd- und Mitteleuropa nur zuweilen wie Fremdlinge sich verirren, der asiatische Charakter vorwiegend ausgeprägt ist z. B. bei *Budytes melanocephala*, *Anthus rupestris*, *Emberiza caspia*, *Merops persica*, *Pterocles caspius, Grus virgo*, *Ciconia nigra*, *Cursorius isabellinus*, *Numenius phaeopus*, *Phasianus colchicus.* Unter den Amphibien ist bei geringerer Bewegungsfähigkeit der Formenübergang von der europäischen zur orientalischen Fauna entschieden bemerkbarer als bei Vögeln und Säugethieren.

Oephisops elegans, Stellio caucasicus, Pseudopus Fischeri, Typhlops vermicularis, Podarcis irritans, Trigonocephalus Halys zeigen diese Tendenz des Ueberganges zu asiatischen Formen am deutlichsten. Hingegen tragen die Süßwasserfischarten in überwiegender Zahl den europäischen Typus. Den Kaukasusflüssen der Nord- und Südseite eigenthümlich scheint *Cyprinus Chalcoides*. Eine noch unbeschriebene Cyprinusart fischte ich aus dem Kur bei Tiflis. An Landmollusken ist Transkaukasien bei der Seltenheit der Kalkgebirge überaus arm. Die Arten, welche ich in der Folge anführe, stammen großentheils aus Kolchis von den Südabhängen des Kaukasus bis zur Gegend von Samsun und aus dem Jailagebirge. Ein der pontischen Landconchylienfauna eigenthümlicher Charakter ist darin unverkennbar. Klima und Boden sind dem Vorkommen größerer Helixarten nicht günstig; deshalb das Vorherrschen der Geschlechter *Bulimus* und *Clausilia*. Unter den Insecten treten orientalische Formen im Vergleich zu den europäischen in nicht bedeutendem Verhältnisse auf. Je größer die Fähigkeit der Ortsbewegung bei den verschiedenen Insectenordnungen, desto auffallender ist bei denselben die Aehnlichkeit mit der Insektenfauna im gemäßigten Europa. So z. B. finden sich von Lepidopteren fast nur die europäischen Arten. Erst in den Araratgegenden sammelte ich eigenthümliche Hipparchien. Unter den Coleopteren der Kaukasusgegenden zeigen sich einige entschieden orientalische Formen z. B. *Megacephala euphratica, Procerus caucasicus, Eutroetes moestus, Callisthenes orbiculatus*.

Die Gebirge Grusiens und Armeniens werden von einigen Geognosten als eine Fortsetzung des kaukasischen Gebirgssystems betrachtet. Abich begreift sogar noch die alten

Reihenvulkane im Süden des russischen Armenien unter der Benennung des „untern Kaukasus.“ Diese transkaukasischen Gebirgsketten haben die Richtung und im Wesentlichen auch den mineralischen Charakter mit dem Kaukasus gemein und die geognostischen Verhältnisse machen es in hohem Grade wahrscheinlich, daß diese vulkanischen Bildungen zu gleicher Zeit wie die trachytische Kaukasuskette aus den Erdspalten hervorgetreten sind, die älteren Schiefer, Kalke und Conglomerate durchbrochen und theils auf die Seite geschoben, theils mit sich emporgerissen haben. Gleichwohl waren die Lokalbedingungen bei dieser Hebung entgegengesetzte. In Armenien und zum Theil auch in Grusien, Kachetien und gegen die kolchische Küste fanden die hervorgetretenen feurig flüssigen Massen bequemen Raum zur Ausdehnung. Sie bildeten keine hohe, schroffe Mauer wie im Kaukasus, sondern breiteten sich mehr in horizontaler Richtung aus, die Abfälle der Ketten wurden minder schroff, die Kammhöhen zugänglicher, die Bildung von Paßeinschnitten und damit die Durchgangsfähigkeit der Ströme und Bäche vermehrt. Eine scharf begrenzte Wasserscheide ist selten vorhanden. Es bildeten sich weite Hochebenen, welche in Kachetien, Schirwan, Karabagh den Charakter von Steppen annehmen, ausgedehnte Plateaus selbst auf beträchtlicher Höhe, wie bei Eriwan, Gumri, Bajasid, zahllose Bergterrassen, die man nirgends mannigfaltiger gegliedert findet wie am Alaghes. Im Kaukasus hatte der Durchbruch der trachytischen Massen durch das Vorhandensein alter Flötzgebirge und plutonischer Formationen mächtigere Hindernisse zu überwältigen. Es bildete sich dort zwischen den beiden Meeren eine einzige ungeheuere Spalte von circa 120 geographischen Meilen Länge in der Richtung von Südost nach Nordwest.

Die früheren plutonischen Durchbrüche von Granit, Syenit, Gabbro, Serpentin in derselben Richtung hatten der spätern Trachyterhebung gleichsam den Weg gezeigt, ihr aber die Ausdehnung der flüssigen Massen erschwert. Letztere breitete sich nicht wie im armenischen Gebirge in mehr horizontalen Massen aus, sondern thürmte sich zu einer schroffen, zerrissenen, gewaltigen Gebirgsmauer empor mit steilem Kamm, mit sehr wenigen einsenkenden Pässen, mit scharf begrenzter Wasserscheide, ohne Seen, ohne breite Querthäler, ohne ausgedehnte Plateaus.

Diese so verschiedenartige plastische Gestaltung des Kaukasus und der Gebirge Transkaukasiens und Armeniens bei fast ganz übereinstimmendem petrographischen Charakter und wahrscheinlich gleichzeitiger Entstehung hat auf die geographische Verbreitung der Organismen merkwürdigen Einfluß geübt. Pflanzen und Thiere haben in den Ländern jenseits des Kaukasus einen weit ausgedehnteren Verbreitungsbezirk als im Kaukasus selbst. Die mauerförmige trachytische Alpenkette setzt sehr vielen Arten eine bestimmte Grenze, während die mannigfaltigere Formenbildung der Gebirge Transkaukasiens und Armeniens, die Zugänglichkeit der Paßhöhen, die vielen Stromdurchbrüche und die vorherrschende Tendenz der Plateaubildung die Verbreitung der Arten begünstigt. Auffallend ist diese Thatsache besonders bei jenen Thierklassen, welche eine geringe Bewegungsfähigkeit besitzen, z. B. bei den Reptilien, Aracheiden, Coleopteren und Landmollusken. Zwischen dem nördlichen und dem südlichen Abfalle des Kaukasus ist die Verschiedenheit der Arten innerhalb des Raumes von 1 bis 1½ Breitegraden größer als in Transkaukasien und Armenien auf einem Flächenraum

von 3 bis 4 Breitegraden. Ich führe als Beispiel das im kaukasischen Isthmus so zahlreich repräsentirte Geschlecht der Laufkäfer an, von welchem nicht eine einzige der vorkommenden Arten dem Nordabfall des Kaukasus und den Gebirgen Georgiens und Armeniens gemeinschaftlich anzugehören scheint. Eben so sind die Caraben in den Steppen am Kuban, bei Pätigrosk und am Terek von den kaspischen Steppen und von den kolchischen Thälern durchaus verschieden. Die schönen und eigenthümlichen Laufkäferarten, welche mein Begleiter in den Wäldern bei Wladi-kawkas mit Lebensgefahr erbeutete (*Carabus circassicus, C. Schamyli*), fanden sich in den Wäldern des südlichen Abhangs bei Ananur nicht wieder. Der kolossale und prächtige *Procerus caucasicus* steigt durch den berühmten Engpaß bis in die Gegend von Lars und Kasbek hinauf, überschreitet aber nie die hohe Alpenkette. Hingegen haben in Transkaukasien mehrere Laufkäferarten (z. B. *Carabus cribratus, C. septemcarinatus, C. Hollbergi, Calosoma inquisitor*) eine ziemlich weite Verbreitung. Den interessanten *Callisthenes orbiculatus* fand ich gleich häufig auf dem Grenzgebirge zwischen Grusien und Armenien am Ararat, in den Gebirgen des pardischen Kurdistan und auf dem Plateau von Erzerum. Von anderen Coleopterengeschlechtern, welche eine geringe Beweglichkeit besitzen und die aus diesem Grunde für die Thiergeographie und für den Faunacharakter bestimmter Länder um so wichtiger sind, führe ich noch unter den Bockkäfern das Genus Dorcadion an, welches nicht fliegt wie die meisten Capricornes, sondern in trockenen Gegenden auf dem Boden unbeweglich sitzt oder nur langsam kriecht. Ciskaukasien hat keine Dorcadionart mit Transkaukasien gemein, während in letzterem Gebirgsland *Dorcadion ritidum, D. rufipes, D. scabricolle* einen sehr aus-

gedehnten Verbreitungsbezirk haben. Noch eine merkwürdige Thatsache ist, daß die der kaukasischen Alpenregion eigenthümlichen Arten der ganzen Länge dieses Gebirges folgen, ohne nach den alpinen Regionen des Nachbarlandes Grusien und Armenien sich zu verirren. Die seltenen und interessanten Pentameren, welche russische Sammler im Jahr 1829 bei Begleitung der militärischen Expedition des Generals Emmanuel auf den Abhängen des Elbrus nahe dem ewigen Schnee entdeckten (z. B. *Carabus Bocheri, C. Steveni, C. Fischeri, Nebria caucasica, Feronia deplanata, F. nivicola)* wurden später im Centrum und im äußersten Osten der Centralkette am Kasbek, bei Kobi und in den Alpen von Lesghistan wieder aufgefunden, fehlen aber in den Gebirgen Transkaukasiens selbst da, wo letztere die von Menetries bezeichnete Region von 8-10,000′ erreichen.

Ueber die Höhenverhältnisse der kaukasischen Thierwelt verdanken wir die schönsten Beobachtungen Herrn Menetries, der solche in seinem „*Catalogue raisonné*“ sehr ausführlich mittheilt. Dieser Forscher erkennt am Kaukasus drei Regionen: 1) den Fuß der Gebirge 2–6000′ wo er 56 Arten von Wirbelthieren, 296 von Wirbellosen gefunden; 2) die cisalpine Region von 6-8000′ mit 9 Wirbelthieren, 52 Wirbellosen; 3) die eigentliche Alpenregion 8–10,000′ mit 4 Wirbelthierarten, 26 Wirbellosen. Ich kann diese Eintheilung nach meinen eigenen Beobachtungen nicht ganz bestätigen. Die meisten von Herrn Menetries unter den beiden letzten Abtheilungen verzeichneten Thierarten fand ich in Ossetien einige tausend Fuß tiefer herab. Ueber 8500′ hörten auf den Bergen der Umgegend von Kobi und Keschaur selbst die plattgedrückten Formen der Carabicinen auf, welche nächst *Vanessa cordui*, *Macroglossa stellatarum*, *Plusia*

Gamma am höchsten emporsteigen. Dasselbe beobachtete ich am Kasbek. In der Region des „*Montagnes noires*“ zwischen 8-10,000′, wo die phanerogamen Pflanzen selten werden, verschwindet in den Alpen Ossetiens auch das thierische Leben. Der seltene Steinbock und die kaukasische Gemse (*Capra caucasica*) scheinen sich in den Regionen von 7000–9000′ aufzuhalten. Dipteren und Hymenopteren trifft man vereinzelt noch über der Grenze des ewigen Schnee's (am Kasbek 9882′ — in Ossetien 9600′), doch nur durch Luftströmungen und andere Zufälle so hoch emporgetragen, keine freiwilligen Bewohner einer kalten Höhenregion, in der keine Blume mehr blüht. In den Alpen Georgiens und Armeniens, am Alaghes, am Giaurdagh und auf den Bergen am Goktschaisee fand ich *Hipparchien* und *Plusien* bis zur Höhe von 9000′. Dort geht die Schneegrenze bedeutend höher als im Kaukasus. In den Alpen Ossetiens scheint unter den Coleopteren die schöne *Nebria Marschallii* und die schlanke plattgedrückte *Nebria caucasica* am höchsten emporzusteigen. Ich fand sie an feuchten Stellen unter Steinen bis 8500′ weit über der Region des kaukasischen Rhododendron. Nahebei die gleiche Höhe erreichen dort *Carabus Steveni, C. Biebersteini*, *C. Steveni.* All' diese Alpenkäfer sind durch ihre plattgedrückte Form und verhältnißmäßig längeren Beine auffallend charakterisirt. Sie zeigen wie die Pflanzen dieser Region eine Verkümmerung des Wuchses nach oben, eine desto vollkommenere Ausbildung des Körpers nach unten, gleichsam ein Anschmiegen an den Boden, von dem dort alle Wärme ausgeht. Am höchsten steigt wohl in Transkaukasien *Callisthenes arbiculatus.* Ich fand ihn am Alaghes, welcher nach Abich noch zu dem System des unteren Kaukasus gehört, bis zur Höhe von 9000′. Er scheint

dort, wo die Pflanzendecke einige tausend Fuß höher geht, als im Kaukasus, noch in der Region zwischen 9–10,000′ vorzukommen. Von Schmetterlingen gehen im Kaukasus ziemlich viele Arten so hoch wie die höchsten Alpenblumen. Auf den Alpen bei Kobi fliegen mehrere *Colius*- und *Hipparchia*arten, *Macroglossa stellatarum*, *Plusia interrogationis*, *Plusia bractea* noch in den Regionen, wo nur Alpenpflanzen der obersten Vegetationsscala, wie Aster alpinus, Anthorantum odoratum, Veronica gentianoides, Campanula rupestris, Saxifraga granulata, Alchemilla pubescens ꝛc. blühen. In der alpinen Region Transkaukasiens fand ich noch bis zur alpinen Region *Hipparchia Bischoffii*, *Hipparchia Geyeri*, *Dorcadion dimitiatum*, *Eutroetes moestus*, *Dorcadion Wagneri*, *Carabus pumilio*, *Carabus armeniacus*. In Transkaukasien charakterisirt die Alpenkäfer mehr die kleine verkümmerte Gestalt, als die flachgedrückte Form des Brustschildes und der Flügeldecken.

Menetries hat in seinem Katalog nur 29 Säugethierarten vom Kaukasus, von den kaspischen Steppen und vom Talyschgebirge, welches Persien von den transkaukasischen Provinzen Rußlands scheidet, angeführt. Hievon sind 16 auch in Europa einheimisch, 9 kommen auch in anderen Ländern Asiens vor, 4 scheinen den Kaukasusländern eigenthümlich anzugehören. Der häufige Wechsel des Aufenthalts hinderte den eifrigen Sammler, dem so bedeutende Mittel zu Gebot standen, eine größere Zahl zusammenzubringen. Ich habe in Cis- und Transkaukasien mit Inbegriff der kolchisch-lasischen Küste 83 Säugethierarten theils selbst beobachtet, theils den Verzeichnissen zuverlässiger Sammler entnommen. Die große Mehrzahl derselben hat Nordmann in seiner pontischen Fauna citirt. Nächst Pallas

haben Nordmann, Menetries, Eichwaldt, Steven, Rathke, Krynicki, Faldermann, Szowitsch, Kolenati die Kenntniß der kaukasischen Thierwelt am meisten bereichert. Von einem Mitglied des englischen Consulats in Trapezunt erhielt ich ein Verzeichniß von Säugethieren, die an der kolchischen Küste jenseits des Phasis gesammelt werden. Darunter sind sechs Arten, welche von russischen Sammlern nicht angeführt werden. Von Fledermäusen scheinen bis jetzt von Cis- und Transkaukasien 10 Arten bekannt zu sein, wovon die meisten auch im mittlern und östlichen Europa vorkommen (z. B. *Rhynolophus neihastatus*, *Vespertilio murinus, V. noctula, V. serotinus*).

Vom Igelgeschlecht kommen drei Arten vor: *Erinaceus europaeus* (von der Seeküste bis zur Alpenregion), *Erinaceus auritus* am kaspischen Meer und an der Küste Abchasiens, *Erinaceus concolor* in den Gebirgen am Araxes steigt sehr hoch. Die beiden letztgenannten Arten sind Europa fremd.

Talpa europaea an den Steppen am Kur und im Kaukasus bis zur Höhe von 6000′.

Ursus arctos der gemeine Bär ist im Kaukasus, in Georgien und Kolchis sehr häufig. In besonders großer Zahl hält er sich in den dichten Wäldern Mingreliens auf, wo ich ihn in den mondhellen Nächten am Rion deutlich durch die Waldstille brummen hörte. Auch im somchetischen Pambakgebirge ist dieses Thier überaus gemein. Im Augustmonat schleicht sich der Bär ganz nahe an das Dorf Katharinenfeld, um in die Weinberge der Kolonisten einzubrechen, welche ihn auf dem Anstand in mondhellen Nächten auflauern. Mein Begleiter Stephan Nogell stieß eines Tages in den Wäldern oberhalb Katharinenfeld auf einen

gewaltigen Bären, der sich bei seinem Anblick langsam und brummend in das Dickicht zurückzog.

Meles taxus ziemlich gemein im Kaukasus, in Georgien und Armenien, kommt auch auf dem Plateau von Erzerum vor bis 6100′.

Mustela vulgaris, M. Foina, M. Martes im Kaukasus, Georgien und Armenien. Vier andere Marderarten, welche Nordmann im südlichen Rußland vorkommend anführt, scheinen den Kaukasus nicht zu überschreiten.

Lutra vulgaris an den Flüssen von Cis- und Transkaukasien. Am Kur, Rion und Tschorukh kommt noch eine andere größere und schönere Fischotter vor, deren Felle im Handel sind. Das Thier scheint selbst bis jetzt noch keinem Zoologen in die Hände gefallen zu sein.

Canis aureus gemein in den Wäldern von Kolchis, wo er die einsam gelegenen Bauernhöfe der Eingeborenen umschleicht. Das kläglich wimmernde Geheule des Schakals, der in Banden auf Beute auszieht, ist in stillen Nächten am Rion unter andern Raubthierstimmen deutlich zu unterscheiden. Es ist durchdringender und unheimlicher als das dumpfere Geheule der Wölfe und das Baßbrummen der Bären. Der Schakal liebt Niederungen, waldige Flußufer, Flachland und scheint weder im Kaukasus noch auf den Alpen Armeniens vorzukommen. Menetries hat ihn bei Lenkoran gefunden, Nordmann behauptet, daß er bis zum Don gehe. *Canis corsae* in Suanetien und auf den Gebirgen Abchasiens. Suaneten bringen aus ihren Bergen Felle davon nach Kutais. *Canis vulpes* allenthalben gemein. *Canis lupus* steigt im Kaukasus bis zur obern Grenze der Waldregion. Ich sah ihn noch oberhalb Anamur. Den Ruf der Furchtbarkeit der Wölfe fand ich durch persönliche

Erfahrungen nirgends bestätigt. Im Jailagebirge der Krim, auf den kaukasischen Alpen bei Kobi, in den Wäldern Georgiens und auf den Plateaus im armenischen Hochlande habe ich viele Nächte unter freiem Himmel zugebracht. Nie wurde unsere kleine Karavane von Wölfen belästigt.

Hyaena striata am Araxes, Kur, Rion, Tschorukh ziemlich gemein. Am Tage hält sie sich im Dickicht. Bei Nacht schleicht sie sich in die nackten Hochebenen nahe an die Dörfer, begnügt sich gewöhnlich mit Aas, ist wenig gefürchtet. Im Sommer scheint sie im Gebirge ziemlich hoch hinaufzugehen. Die kaukasische Alpenkette setzt ihrer nordwestlichen Verbreitung eine bestimmte Grenze.

Felis Tigris. Ueber die außerordentlich weite Verbreitung des indischen Tigers bis zum hohen Norden von Sibirien haben wir durch Ehrenberg sichere Kunde. Minder bekannt ist bis auf heutigem Tag seine Verbreitung in Vorderasien. Man hat hier viel fabelhafte Berichte verbreitet. Sicher ist sein Vorkommen am Kur bei Lenkoran, sehr zweifelhaft sein periodisches Erscheinen bei Tiflis, Katharinenfeld und Achalziche. Auch in Kolchis will man ihn gesehen haben. Die in Tiflis und Kutais feil gebotenen Felle kommen von russischen Märkten. Was der alte Tournefort von dem Vorkommen des Tigers am Ararat berichtet, wo er ihn in Mehrzahl gesehen haben will, sind offenbare Mährchen. In der verbrannten Lavaeinöde am Ararat würde dieses Raubthier nichts finden, seinen Appetit zu stillen. Hohe Gebirge scheinen überhaupt kein Lieblingsaufenthalt des Tigers. Gewiß ist wenigstens, daß der Ural, der Kaukasus und die armenischen Gebirge seinen westlichen Nomadenwanderungen bestimmte Grenzen setzen.

Felis panthera soll am Araxes zuweilen vorkommen

wie mich glaubwürdige Männer in Eriwan versicherten. Auch in Kolchis sollen Panther und Leoparden gejagt werden. Die Dadianfamilie in Sugdidi, ein fürstliches Jägergeschlecht, bewahrt mehrere Pantherfelle auf, die von ihr erlegt worden. Nordmann führt auch die kalte Region bei Achalziche als Aufenthalt des Panthers an, was mir sehr zweifelhaft scheint. In den Bazars von Eriwan, Tiflis, Kutais werden Pantherfelle verkauft, die meist aus Persien kommen. In Transkaukasien ist dieses Raubthier jedenfalls eine große Seltenheit. Allem Anschein nach ist der Panther wie der Tiger ein wanderndes Raubthier und legt bedeutende Wegstrecken zurück, wenn ihn die Jahreszeit, der Hunger oder die Nachstellungen der Jäger aus einer Gegend vertreiben.

Felis Catus ferus, F. Lynx in Kolchis und in den kaukasischen Wäldern. *Felis cervaria* in den östlichen Gegenden des Kaukasus. *Felis chaus* am Terek und in Abchasien.

Phoca vitulina am kaspischen Meer häufiger als am Pontus. *Phoca Monachus* an der kolchischen wie an der taurischen Küste, scheint im kolchischen Meer nicht vorzukommen.

Castor fiber an den kaukasischen Flüssen, selten.

Spermophylus musicus ein ächtes Alpenthier, steigt nicht unter 6000′, geht bis 8000′, ziemlich häufig am Elbrus und im Daghestan, in Ossetien selten. Dagegen scheint der in der Krim so gemeine *Spermophylus citillus* der kaukasischen Fauna nicht anzugehören.

Spalax typhlus. Todte Exemplare hiervon fand ich in den Schlammvulkanen am asow'schen Meer.

Cricetus nigricans, C. accedula steigen bis zur subal-

pinen Region des Kaukasus. *Cricetus frumentarius*, *C. arenarius* sind Bewohner der ciskaukasischen Steppen.

Von Mäusen kennt man bis jetzt eilf Arten in den Kaukasusgegenden. Die meisten scheinen Bewohner des nördlichen Steppenlandes. Nur *Mus sylvaticus* und *Mus musculus* gehen bis zur Alpenregion. Während meiner Fahrt über den Kreuzberg zu Ende Februar fand ich eine der erstern sehr ähnliche Mausart halb erstarrt auf dem Schnee liegen, bei einer Temperatur von — 26^0 Reaum. Mein Begleiter sammelte davon eine ziemliche Anzahl. Leider gingen die Bälge verloren. Diese Art ist von gleicher Größe wie *Mus sylvaticus*, aber von hellerer Farbe mit kürzerm Schweife. In Kolchis (Guriel, Lasistan) kommen noch *Mus abbottii*, *Mus latipes* vor, von einem Engländer in Batum gesammelt.

Myoxus Dryas auf dem nördlichen Abfall des Kaukasus.

Dipus jaculus in den Steppen bei Pätigorsk und am kaspischen Meer. *Sciurus vulgaris* seltener als in Europa. *Sciurus caucasicus* im Kaukasus, in Georgien und Kolchis.

Camelus bactrianus, *C. Dromedarius* sind mehr in den südlichen Steppen am kaspischen Meer, bei Baku rc. im Gebrauch. Auch zwischen Tiflis und Tauris gehen Kameelkaravanen, doch zieht man Pferde und Maulthiere vor. Im Kaukasus bedient man sich nie des Kameels.

Lepus timidus steigt bis zur Alpenregion. In der Höhe von 8000′ sollen weiße Varietäten vorkommen.

Cervus Elaphus sehr gemein in Transkaukasien. Alte prächtige Exemplare sah ich am Phasis und in den Wäldern bei Gamberi. Im Pambakgebirge begegnete ich einem Hirsche mit breiterm Geweih als der gewöhnliche Edelhirsch, oben handförmig getheilt, weit zurückgebogen, dem Damhirsch

sehr ähnlich. Ich war leider ohne Gewehr und konnte das schöne Thier, das bis auf wenige Schritte sich näherte nicht erlegen. *Cervus Capreolus* allenthalben sehr gemein in den Wäldern Transkaukasiens.

Antilope subgutturosa häufig in den kaspischen Steppen.

Capra Aegagrus, *Hircus* (in der subalpinen Region). *Capra caucasica* an der obersten Grenze der Vegetation zwischen 8000′—9000′ am Elbrus und Kasbek. Dr. Kolenati hat diese kaukasische Ziege am Kasbek selbst gejagt und Bälge davon nach St. Petersburg geschickt. Im Bulletin scientifique der St. Petersburger Akademie theilte derselbe Gelehrte recht interessante Einzelheiten über Jagd und Lebensweise dieses seltenen Thieres, das nur wenige Sammlungen Europa's besitzen, mit. Das Vorkommen des Steinbocks in den hohen Regionen der Centralkette scheint sicher. Wenigstens zeigen die Osseten Hörner davon, welche der Capra Ibex Savoyens ganz ähnlich sind.

Delphinus Phocaena, *Tursio*, *Delphis*. Diese Delphinarten sind wahrscheinlich beiden Meeren angehörig, doch kommen sie jedenfalls im kaspischen Meer vor. An der kolchischen Küste, an der Mündung des Rion und Tschorukh bemerkte ich sie in außerordentlicher Anzahl, fast so häufig wie im thrakischen Bosporus. Lustig umtanzten sie unsere Barke, doch gelang es nicht, sie zu harpuniren.

Die Vögelfauna des Kaukasus ist sehr arm und von allen Thierklassen am wenigsten zur Charakteristik dieses Gebirgs geeignet. Bei der leichten Beweglichkeit und dem Wandertrieb der Vögel kommen eigenthümliche Arten davon noch seltener vor, als von Lepidopteren, Dipteren und Hymenopteren, deren Uebereinstimmung mit den westeuropäischen Arten auch sehr überraschend ist. Von Säugethieren scheint

ca. $^1/_8$ den Kaukasusländern eigenthümlich, von Vögeln kaum $^1/_{30}$. Von 163 Vogelarten, welche Menetries in seinem Katalog anführt, sind zwar 10 neue, doch scheinen einige der letzteren auch in Persien vorzukommen. Menetries hat aber von vielen häufig vorkommenden Arten keine Erwähnung gemacht. Von jenen 163 Arten fand er nur 41 im eigentlichen Kaukasus, die übrigen bei Baku und im Talyschgebirge. In einem Vögelverzeichniß, welches mir Herr Consul Brant aus der Umgegend von Erzerum mittheilte, ist eine ziemliche Anzahl von Arten aufgeführt, welche im Menetries'schen Katalog und in der Nordmann'schen Fauna pontica fehlen, obwohl die meisten sicher auch in Transkaukasien vorkommen. Die Küste des kaspischen Meeres scheint besonders an Wat- und Schwimmvögeln reicher als das pontische Gestade des Kaukasus. In der Alpenregion Ossetiens fand ich selbst im Hochsommer viel weniger Vögel als in den Alpen Tyrols und der Schweiz. *Gypaëtos barbatus*, *Falco imperialis*, *F. fulvus* und eine ziemliche Zahl kleinerer Falken machen hier im Sommer auf kleine Nagethiere Jagd, gehen aber mit Ausnahme des Erstgenannten, der auch Gemsen verfolgt, in die tieferen Thäler. Als eigentliche Bewohner der hohen Alpen beobachtete ich nur: *Alauda bimaculata* (auch bei Erzerum häufig), *Alauda alpestris*, *Pyrrhocorax graculus*, *Caprimulgus europaeus*, *Tetrao caucasicus*. Als ich Ende Februar die kaukasischen Alpen überstieg, bemerkte ich bei Kasbek, Kobi, Keschaur bereits ziemlich viele Singvögel, Meisen, Finken, Emmerlinge auf ihrem Wanderzuge nach den südrussischen Steppen. Im Hochsommer fand ich von all' diesen Arten keine wieder. Die Armuth an eingebürgerten Vögeln in jenen hohen Regionen war auffallend. Bei

Mzketha an der Südseite des Kaukasus bemerkte ich zu Anfang März bei rascher Durchreise eine sehr große Zahl Vögel. Als Stephan Nogell, mein Begleiter, 14 Tage später von Tiflis nach Mzketha reiste, um dort Vögel zu sammeln, waren dieselben verschwunden. In Georgien dauert der Vögelzug bis in den ersten Tagen des Mai fort, wo ich bei der Kolonie Neu-Tiflis die letzten Wachteln schoß. Mit den Wachteln waren die Schaaren von Falken, die ihren Zügen folgen, verschwunden. Ich beschränke mich hier auf die Anführung weniger Vögelarten, welche die kaukasische Fauna characterisiren.

Cathartes percnopterus. Dieser weit verbreitete Aasgeier scheint durch ganz Vorderasien zu gehen. Ich bemerkte ihn am häufigsten bei Tiflis und Eriwan.

Vultur cinereus, V. fulvus. Erstgenannter scheint die Nordseite des Kaukasus nicht oder doch nur selten zu überschreiten, während V. fulvus in Transkaukasien allenthalben vorkommt. Menetries hat diesen Geier auffallenderweise in seinem Katalog nicht angeführt.

Gypaëtos barbatus. In den hohen Alpen Ossetiens sah ich bei Kobi und Keschaur im Hochsommer den Bartgeier öfters paarweise in ruhigem Fluge segeln. Gemein ist dieser Raubvogel dort so wenig wie anderwärts.

Vom Genus Falco führt Nordmann's pontische Fauna 27 Arten an, welche mit Ausnahme von *Falco hypoleucus* sämmtlich auch in den transkaukasischen Gebirgen vorzukommen scheinen. In Georgien kommt auch *Falco tinnunculoides* vor. Ueber die Falkenarten, welche vorzüglich zur Jagd abgerichtet werden, hat Dr. Kolenati im Bulletin der Petersburger Akademie recht interessante Einzelheiten berichtet. In Armenien und Persien ist die Falkenjagd ein

Lieblingszeitvertreib der Großen. In Mingrelien und Lasistan werden *Falco peregrinus, F. rufipes, buteo, aesalon, milvus, palumbarius* zur Falkenjagd abgerichtet.

Von Eulen kommen 7 Arten vor, worunter selbst der Uhu. Die schöne Strix flammea ist gemein in Kolchis und Georgien.

Saxicola saltator, *Sylvia icterops, S. mystacea*, *S. familiaris* den östlichen Theilen Transkaukasiens eigen, von Menetries entdeckt.

Budytes melanocephala in den kaspischen Steppen, kommt in Aegypten vor, fehlt in Europa.

Oriolus Galbula sehr gemein und weit verbreitet in Transkaukasien.

Pastor roseus. Ich sah diesen höchst zierlichen Vogel in Schaaren im Süden von Grusien. Er kommt nur strichweise und periodisch bei Tiflis vor, auch in den Steppen Südrußlands. Er wird als Hauptvertilger der Heuschrecken fast heilig gehalten. Seltsame Sagen knüpfen sich an diesen Vogel, worüber mein Werk über Armenien Näheres sagt.

Alauda bimaculata in den Alpen Transkaukasiens, auch bei Erzerum häufig.

Emberiza granativora; *E. caspia* in den kaspischen Steppen, von Menetries entdeckt. *E. cia* fand ich bei Kobi in der Region 7000′, wahrscheinlich auf dem Zug nach Norden.

Merops persica am kaspischen Meer von Pallas entdeckt. *Merops apiaster* durch ganz Transkaukasien im Sommer höchst gemein, fliegt und schwärmt wie die Schwalben, setzt sich bei starkem Wind in gedrängten Haufen zu-

sammen auf einen Busch und ist leicht zu schießen, zieht im September nach Süden.

Phasianus colchicus wurde bekanntlich von den Römern aus seinem Vaterland Kolchis nach Europa verpflanzt. Am Phasis gemein. Noch häufiger in den Sumpfniederungen am Terek und Kuban.

Tetrao caucasicus. Auf den Alpen Ossetiens, nicht häufig. Ich sah das kaukasische Birkhuhn auf den Bergabhängen östlich von Kobi, ohne ihm auf Schußweite beikommen zu können.

Perdix Coturnix. An der kolchischen Küste und in Grusien erschienen im April und September die Wachteln in unglaublich großen Schaaren. Die Eingeborenen fangen sie mit großen Netzen, welche sie über die Büsche halten.

Pterocles caspius in den Steppen bei Baku. *Pterocles arenarius* auf der Hochebene am Araxes.

Grus Virgo in den Steppen Ciskaukasiens und am kaspischen Meer. Ein Vogel voll Anmuth und Verstand, hat merkwürdige Sitten, liebt den Tanz, zu dem er sich in Gesellschaft einfindet und in Reihen ordnet. Auch gefangene Individuen, welche sehr zahm werden, sah ich öfters mit seltsamen Sprüngen und Bewegungen tanzen. Der Trieb der Geselligkeit und des Wanderns ist in diesem Vogel sehr mächtig. Jungfraukraniche, die mit gestutzten Flügeln in Gefangenschaft gehalten werden, werden gegen die Zugzeit von seltsamer Unruhe befallen und erheben ein kläglich sehnsüchtiges Geschrei, wenn sie im September ihre freien Brüder zum Wanderfluge sich erheben sehen. Die Abziehenden bilden während des Fluges eine Pyramide. Nach einer im Orient weit verbreiteten Sage soll der Führer, der

an der Spitze dieser Wanderpyramide fliegt kein Kranich, sondern ein anderer Vogel, ein „Wegweiser" sein.

Grus cinereus, Antigone, leucogeranus. Ardea cinera, purpurea, Egretta, Garzetta, nycticorax, stellaris, minuta. Phoenicopterus ruber an den kaukasischen Flüssen.

Ibis falcinellus. Ibis religiosa am kolchischen Gestade.

Ciconia nigra in Georgien, doch viel seltener und scheuer als der weiße Storch.

Cursorius isabellinus in den kaspischen Steppen.

Himantopus melanopterus am Araxes, wo er zur Brutzeit sich leicht schießen läßt.

An Wat- und Schwimmvögeln hat Herr Menetries am kaspischen Meer eine Ausbeute gemacht, wie sie an der pontischen selbst in der günstigsten Jahreszeit kaum möglich ist. Von Enten führt dieser eifrige und verdienstvolle Reisende 11 Arten an, wovon *Anas hyemalis* und *Anas angustirostris* jenen Gegenden eigenthümlich zu sein scheinen.

Unter den Wirbelthierklassen sind die Amphibien wegen ihrer geringern Bewegungsfähigkeit zur Charakteristik der Fauna vor allen wichtig. Ziemlich viele Arten dieser Thierklasse tragen bereits das orientalische Gepräge; die Mehrzahl der kaukasischen Amphibien kommt noch in Europa vor. Fast $^1/_3$ scheint Transkaukasien eigenthümlich zu sein. *Typhlops vermicularis*, welche Menetries in den kaspischen Steppen fand, war früher nur als Bewohner Indiens bekannt. Wahrscheinlich ist dasselbe Amphibion durch ganz Persien und Afghanistan verbreitet. Unter 39 Amphibienarten, welche der eifrige Menetries erbeutete, sind 12 neu. Nur 10 Arten fand dieser Zoolog am Fuße des Kaukasus; keine derselben steigt auch nur bis zur subalpinen Region. Ich selbst fand auf den Höhen Ossetiens in der eigentlichen

Alpenregion zwischen 7—7500′ nur ein einziges Reptil unter Steinen Vipera Berus. Das Vorkommen dieser Giftschlange in der Alpenregion ist um so merkwürdiger, als die kaukasische Alpenflora keine einzige Giftpflanze aufzuweisen hat. Die reine Höhenluft ist der Erzeugung vieler Arzneipflanzen, stärkender Futterkräuter für den thierischen Magen günstig und schließt jene schädlichen Vegetabilien aus, welche in der dumpferen und heißeren Luft der Niederungen und Steppen gedeihen. Bei den Reptilien scheint der Fall ein entgegengesetzter. Menetries scheint selbst in den heißen Niederungen am kaspischen Meer keine Giftschlange gefunden zu haben. Er fand aber dieselbe Viper auf den Höhen des Beschtau. Menetries hat die neuen Amphibienarten größtentheils an der persischen Grenze entdeckt bei Lenkoran und am Fuße des Talyschgebirges. Jene Gegend scheint reich an interessanten Reptilien von meist glänzender Färbung. Was von den Schlangen in den Mogan'schen Steppen im Südosten des Kaukasus berichtet wird, ist fabelhafte Uebertreibung. Diese Steppen sind wegen der Dürre und des Wassermangels von den nomadisirenden Tartaren im Sommer verlassen, keineswegs wegen der Menge und Furchtbarkeit der Schlangen. Was J. G. Kohl von Hörensagen über die Mogan'schen Steppen mittheilt ist grundfalsch. Sogar Leoparden läßt Herr Kohl dort von Schlangen gefressen werden und gibt davon ein sehr malerisches Bild. Ich weiß nicht, ob man sich bei Lesung dieser Stelle des Kohl'schen Buches über Südrußland mehr über die Phantasie dieses geistvollen Reisenden, der alles so schön, so anmuthig zu schildern weiß oder über seine Unkenntniß der klimatischen Verhältnisse Transkaukasiens wundern soll, welche wahrlich nicht das Gedeihen von Riesenschlangen

begünstigen. Die Nattern jener Steppen sind ungefährlich, schmal und schlank und würden kaum ein Kaninchen verschlingen und verdauen können, geschweige denn ein gewaltiges Raubthier wie den Leoparden.

Herr Professor Berthold in Göttingen hatte die Güte in nachfolgendem Verzeichniß meine gesammelten Reptilien zu bestimmen. Die Mehrzahl derselben wurde in Transkaukasien bis zum Fuß des Ararat, die Minderzahl an der taurischen und türkisch-kolchischen Küste gesammelt. Dieser schätzbare Beitrag bereichert die Kenntniß der Amphibienfauna in den pontisch-kaukasischen Ländern.

Die Arten der Reptilien belaufen sich auf 29, welche 18 Gattungen angehören.

A. Aus Grusien und von den Abhängen des Kaukasus.

1. *Emys caspia,* Schweig.

E. Eichwald Fauna caspio-caucasia. Petersb. 1841. p. 45. tab. 3. 4.

Zwei junge Individuen, von denen das größere 4″ 8‴, der Schwanz aber 1″ 5‴ lang ist; die Rückenschilder mit sehr schönen Flammenlinien. Hr. Ménétries (Catalogue raisonné des objets de zoologie recueillis dans un voyage au caucase. Petersb. 1832. p. 60) traf Exemplare dieser Art in Schwefelquellen von 32° R.

2. *Stellio caucasius,* Eichw.

Eichwald a. a. O. p. 80.

Kopf flach, dreieckig, kaum länger als hinten breit.

Schuppen auf Kopf klein, schwach gewölbt, hin und wieder, z. B. auf Stirn höckerförmig, auf Hinterhaupt schwach zugespitzt. Oberaugenschuppen sehr klein. Ueber Mundwinkel und um Ohr herum starke Stacheln in 7—8 Hauptgruppen. Nasenlöcher oval, unter vorderm canthus rostralis, schräg von vorn und oben nach hinten und unten. Rüsselschuppe klein, doppelt so breit als hoch; Kinnschuppe nicht größer, aber eben so hoch als breit. Lippenschilder jederseits unten und oben 17; größere Rückenschuppen in 7—10 Längenreihen. Schuppen unter Kehle und Hals klein, flach, ganz glatt, ohne Spur von Kiel, und in der Mittellinie durchaus nicht größer als an den Seiten. Seiten des Körpers mit einzelnen vorspringenden Stachelschuppen. Vorderbeine reichen nach hinten gestreckt bei weitem nicht bis zu den Weichen, — aber die Hinterbeine nach vorn gestreckt bis zu den Ohren. Schwanz länger als Körper, dieser 5″ lang. Die Spitze des Schwanzes fehlt diesem Exemplar, wie auch den meisten von Eichwald beobachteten. Farbe schmutzig grün, gelb; Kopf oben aschgrau; Rücken in der Mitte gelb. Seiten des Rückens neben den großen Schuppenreihen mit maschenförmigen schwarzen Zeichnungen. Unterbrust, Bauch, After und Schwanz olivengrün; Hals mit schwarzen Zeichnungen. Nägel oben braun unten gelb. Ein sehr altes Exemplar.

3. *Phrynocephalus helioscopus*, Kaup.

Eichwald a. a. O. p. 87.

Zwei Exemplare von 4″ Länge, wovon der Schwanz 2″ beträgt. Das Thier ist am kaspischen Meer sehr gemein.

4. *Trapelus sanguinolutus*, Eichw.

Eichwald a. a. O. p. 83 tab. 14.

Zwei junge Individuen, von denen das größte 4" 1''' lang ist, wovon der Schwanz 2" 5''' beträgt. Ein Exemplar hat unter der Kehle die gewöhnlichen dunkeln Längenlinien, welche aber dem andern fehlen. Nach Güldenstädt lebt das Thier auf Sandhügeln.

5. *Lacerta strigata*, Eichw. (Lac. viridis, varietas strigata Dum. Bib.)

Eichwald a. a. O. p. 70. tab. 10.

A. A. Berthold neue oder seltene Amphibienarten. Gött. 1842. I. Zur Amphibienkunde Kleinasiens p. 3.

Ein Exemplar 7" 11" lang, wovon der Schwanz 4" 10''' beträgt. Die hellen Streifen beginnen erst hinter den Scheitelschildern, bei den Exemplaren des zool. Museums schon am hintern Augenwinkel. Das Thier zeichnet sich nach Eichwald durch große Schnelligkeit in der Bewegung aus.

6. *Lacerta oxycephala*, Schleg.

Bonaparte, iconografia della Fauna italiana t. 3. fig. 3.

Ein junges Exemplar von 3" 6''' Länge, wovon 2" 4''' auf den Schwanz kommen.

7. *Lacerta muralis*, Latr.

Duméril et Bibron, Erpétologie générale t. 5. p. 228.

Oben broncefarben mit schwarzen feinen Strichen; jederseits eine dunkle, weiß eingefaßte Binde, welche sich auch längs des Schwanzes fort erstreckt. Ganze Länge 4" 8''', wovon 2" 11''' auf den Schwanz kommen. Zwei Exemplare.

8. *Pseudopus serpentinus*, Merr.

Eichwald a. a. O. p. 95. tab. 17.

Berthold a. a. O. p. 9.

Ein ziemlich ausgewachsenes und ein junges Exemplar. Das letztere (P. Fischeri Ménét.) hat eine Länge von 16" 7''', wovon der Schwanz 6" 7''' beträgt; seine Farbe ist

blaß, gelblichgrün mit dunkelbraunen Zickzackbändern auf Kopf und Rücken; unten einfarbig.

9. *Coronella laevis*, Boje.

Eichwald a. a. O. p. 118.

Pallas, Fauna rosso asiatica, Petersb. 1831. t. 3. p. 54. (Coluber cupreus).

Zwei Exemplare derjenigen Varietät, welche Güldenstädt (s. Pallas a. a. O.) Coluber cupreus genannt hat. 13 Reihen glatter Schuppen, 171 Bauchschilder und 50 Schwanzschildpaare. Körper 15″ 4‴, Schwanz 3″ 6‴ lang. Grünlich grau, kupferig, metallisch schillernd, unten dunkelgelb. Hinter den Augen gegen den Hals hin ein sehr schmaler dunkler Strich, hinter jedem Hinterhauptsschilde ein dunkler Fleck, worauf dann noch einige kleinere Flecke folgen.

10. *Coronella collaris*, Berth.

Coluber collaris, Ménét. (a. a. O. p. 67.)

C. isabellina, infra straminea, collari fulliginoso; Squamarum laevium seriebus 17. Scutis 183, Scutellis 63, Cauda $^2|_9$.

Oben isabellfarbig, unten strohgelb; Kopf oben dunkelbraun, über hinterm Rande der Oberaugen- und Scheitelschilder, und dann wieder über hinterm Rande der Hinterhauptsschilder eine gelbe Querbinde; über Nacken ein dunkelbraunes 3‴ breites Halsband, dessen vordere Enden bis zum Mundwinkel gelangen, dessen untere Enden aber spitz über die Kehle vorschießen, ohne sich jedoch zu berühren. Lippenschilder mit schwarzen Rändern. Schuppen glatt, ungekielt, rhomboidal in 17 schräg laufenden Längenreihen; Seitenschuppen nicht größer als die übrigen. Hinterhauptsschild groß, lang, hinten abgestumpft; Scheitelschild lang,

breit; Oberaugenschild nicht über Auge vorstehend. Zügelschild kurz, so lang als hoch; Nasenschild mäßig lang, Nasenlöcher in der Mitte eines Schildchens, klein, schräg nach hinten gerichtet. Hinter- und Vorderaugenschilder sehr varirend: bei zwei Exemplaren 1 Vorderaugenschild, bei einem 2 solche Schilder; bei 2 Exemplaren 1 Hinteraugenschild, bei einem Exemplar links 2, rechts 3 Hinteraugenschilder. Hinter den abgestumpften Hinterhauptsschildern eine Querreihe von theils sehr großen, theils sehr kleinen Schuppen. Oberlippenschilder 7, Unterlippenschilder 8; Submaxillarschilder 3 Paare, von denen das mittelste das längste ist. Submaxillarschuppen zwischen den Mundwinkeln in 12 Längenreihen. Zähne klein, von gleicher Länge. Körper und Schwanz unten platt; Kopf nicht breiter als Hals, oben flach. Länge 16″ 4‴, wovon 3″ 4‴ auf den Schwanz kommen. 3 Exemplare.

Hr. Ménétries fand diese schöne Art am kaspischen Meer, unter Steinen; sein Exemplar maß an 10—11″ und hatte 157 Bauch- und 46 Schwanzschilder. Hr. Eichwald hat diese Schlange nicht angetroffen, ist aber der Meinung, daß sie eine Varietät von Coronella laevis sei — wovon sie sich jedoch besonders durch die geringere Zahl von Schuppenreihen, und die sehr bestimmte Zeichnung unterscheidet.

11. *Coluber Aesculapii* Shaw. (Col. flavescens Gmel. Eichwald a O. p. 119.

21 platte Schuppenreihen, 206 Bauch- und 78 Schwanzschilder. 16″ 8‴ lang, wovon 3″ 4‴ auf den Schwanz. Ein junges Exemplar. Gelb, dunkelbraun gefleckt in 3 Längenreihen, unten mattgelb, schwarz punktirt. Auf Schwanz und an Seiten desselben eine schwarze schmale

Längenbinde. Vom hintern Augenwinkel zur Ohrgegend, und unten vom Auge zum Lippenrande ein dunkelbrauner Strich.

12. *Coluber viridiflavus* Lacep.

15 Reihen platter Schuppen, 171 Bauch- und 102 Schwanzschilder. 16″ lang, wovon der Schwanz 4″ beträgt. Ein junges Exemplar.

13. *Coluber sauromates,* Pall.

Eichwald a. a. O p. III. tab. 25.

Berthold a a. O. p. 7.

25 Reihen Schuppen, oben etwas stumpf gekielt, unten glatt. 206 Bauchschilder und 35 Schwanzschildpaare. Der Schwanz scheint aber ein Stück verloren zu haben, denn die Schildpaare desselben betragen bei angorischen Exemplaren unsers zoologischen Museums 75. Länge 40″ 6‴, wovon 4″ 6‴ auf den Schwanz kommen, welcher bei den Exemplaren von Angora bei einer Gesammtlänge von 64″ 6‴, 10″ 6‴ beträgt.

14. *Dipsas fallax,* Schleg.

Eichwald a. a. O. p. 101 tab. 18 (Trigonophis iberus.)

Ein Exemplar. 13 Reihen platter Schuppen; 235 Bauch- und 66 Schwanzschilder. Ganze Länge 18″ 6‴ wovon 2″ 9‴ dem Schwanze angehören. Körper zusammengedrückt; Kopf breiter als Hals; Pupille vertical. Kopfschilder kurz, Hinterhauptschilder abgerundet, sehr kurz. Hinteraugenschilder 2, Vorderaugenschild fehlt, indem das Zügelschild vorn das Auge begrenzt. Schuppen klein, platt, lancettförmig, — äußerste Reihe merklich größer. Oben aschgrau, mit dunkeln schrägen Querflecken; ein großer Fleck im Nacken. Seiten mit dunkeln schrägen Querstreifen, welche nach oben an die hellern Felder, zwischen den dunklen Flecken,

grenzen. Unten stahlblau, marmorirt. Soll sich unter Steinen aufhalten und langsam sich bewegen. Hintere Zähne länger und mit Furche, aber keine Giftdrüse.

15. *Tropidonotus tessellatus*, Boj.

Eichwald a. a. O. p. 110. tab. 24. (Tropidonotus hydrus).

Ein Exemplar. 17 Reihen gekielter Schuppen; 175 Bauch- und 60 Schwanzschilder. Länge 31″ 5‴, wovon 6″ 2‴ auf den Schwanz kommen. Lauchgrün mit einzelnen kleinen im Quincunx stehenden dunklen Flecken auf dem Rücken; unten gelb und schwarz.

16. *Vipera berus*, Daud.

Ménétries a. a. O. p. 73.

21 Reihen gekielter Schuppen; 147 Bauch- und 27 Schwanzschilder. Körper 12″ 3‴, Schwanz 1″ 6‴ lang. Oben statt eines Zickzackbandes mit in der Mitte verbundenen dunklen Querstreifen. Diese Giftschlange ist am caspischen Meere gemein, Herr Ménétries fand sie bis zu 6000′ auf dem Kaukasus. 3 Exemplare.

17. *Hyla viridis Laur.*

Eichwald a. a. O. p. 124.

Ein Exemplar; der Laubfrosch ist am kaspischen Meere sehr häufig.

18. *Triton ophryticus.* N. Sp.

T. pedibus fissis; cista dorsali nulla; corpore verrucoso, supra brunneo, infra luteo immaculato, fascia laterali longitudinali nigra instructo; capite macula supraorbitali rotunda lutea notato; cauda ancipiti corpore breviore.

Zehen ganz gespalten, vorn 4, hinten 5. Von Rückenkamm keine Spur; Körper deutlich warzig; oben dunkel-

braun, unten lehmgelb; durchaus ungefleckt. Unten längs den Seiten eine schmale schwarze Längenbinde, die aber nicht von einzelnen Punkten gebildet wird, wie denn das Thier weder an der Seite des Kopfes, noch des Rückens oder des Bauches und Schwanzes die mindeste Spur von Flecken oder Punkten zeigt. Charakteristisch ist aber bei beiden Exemplaren ein gelber runder Fleck, jederseits hinter und über den Augen. Schwanz etwas kürzer als Körper, spitz, oben und unten scharf schneidend, unten wird die Schneide von einem besondern angesetzten Saum gebildet; oben und seitlich braun, untere Kante gelb. Auch die Füße sind oben braun, unten gelb; unter dem Halse einzelne schwarze Pünktchen. — Ganze Länge 3″ 1‴, wovon der Schwanz 1″ 4‴ beträgt. — Dieser Triton stimmt am meisten mit dem T. igneus überein, unterscheidet sich aber davon durch den gänzlichen Mangel dunkler Flecke an den Seiten des Körpers und Kopfes, und durch das Vorhandensein der gelben Flecke über den Augen.

Salamander und Tritonen sind, wie Hr. Eichwald (a. a. O. p. 124) sagt, in den kaspisch-kaukasischen Gegenden nicht gefunden. Auch Hr. Ménétries erwähnt des Vorkommens dieser Thiere nicht. Aber nach Pallas (a. a. O. p. 34) sind „Lacerta aquatica — corpore laevigato, subtus fulvo, cauda compressa ancipiti“ in den wärmern südlichen Gegenden, in Sümpfen selten beobachtet, und dem Hrn. Eichwald wurde erzählt, daß in den Teichen bei der Stadt Telawi halbfuß lange Tritonen vorkommen.

B. Von der armenisch-persischen Grenze.

19. *Ophiops elegans*, Ménét.
Eichwald a. a. O. p. 78 tab. 12.

Berthold a. a. O. p. 14. tab. 1. fig. 4. 5.

20. Tr*opidonotus Natrix,* Kuhl.

Eichwald a. a. O. p. 105. tab. 22. (Tropidonotus Persa).

Berthold a. a. O. p. 6.

Ein Exemplar. Oben bläulich braun, mit 2 bis zum Ende des Schwanzes sich erstreckenden gelblich weißen Längenbinden; unten schwarz und weiß gewürfelt; nach hinten die Bauch- und Schwanzschilder mit weißen Seiten. Die weißen Flecke abwechselnd bald größer, bald kleiner. Nacken schwarz, und hinten eine breite gelb-weiße Einfassung. 177 Bauchschilder, 62 Schwanzschildpaare; Schuppen gekielt, in 19 Reihen, die unterste Reihe ungekielt. 1 vordere und 3 hintere Augenschuppen. Körperlänge 17″, Schwanzlänge 4″ 6‴. Unser Museum besitzt ein Exemplar aus Kiat-Chana, welches einen solchen Uebergang von dem vermeintlichen Tropidonotus Persa Eichw. in den Tropidonotus Natrix bildet, daß jener nur als Varietät von diesem erscheinen kann.

21. *Vipera Aspis* Merr. (Varietas: V. ocellata, Latr.)

Schuppen gekielt, in 23 Reihen; Bauchschilder 150, Schwanzschildpaare 23. Körper 10″ 6‴, Schwanz 10‴ lang. Oben mit gelben, braun umsäumten Netzflecken; unten grau, grünlich marmorirt; hinter Auge eine schmale lange dunkle Binde, auf jeder Seite des Hinterhaupts ein schräger breiter dunkler Strich. Kopf oben rund mit kleinen gleichartigen Schuppen, aber über Augen ein Schild.

22. *Rana esculenta* L.

Eichwald a. a. O. p. 125. (Rana tigrina Eichw. — nicht R. tigrina Daud.) Ein Exemplar.

Zehenspitzen abgestumpft, talus 2höckerig; Gaumenzähne in 2 getrennten Haufen, gerade zwischen den hintern

Nasenlöchern, aber von denselben abstehend; Unterkiefer am Ende mit 2 Hervorragungen; Rücken warzig und porös, mit 2 breiten seitlichen Drüsenlinien; Haut unten vollkommen glatt; Schwielen unter den Finger- und Zehengelenken sehr entwickelt. Die Talushöcker fast zehenartig. — Oben dunkelbraun, unten einfarbig, blaßgelb. Rücken mit schwarzen Punkten und großen gezackten oder runden Flecken. Hintere Extremität bis zu den Zehenspitzen mit schwarzen Querbinden; Oberarm vorn und hinten mit schwarzer Längenbinde, Vorderarm vorn mit 2 breiten dunkeln Querbinden; von Schulter über Tympanum bis zum hintern Augenwinkel, und dann über das Auge weg eine schwarze halbmondförmige Linie, welche sich als schwarzer schmaler Strich durch das Nasenloch bis zur Schnautzenspitze forterstreckt. Unterkieferrand, Mundwinkel und Körperseiten schwarz gefleckt. — Länge von Schnautzenspitze bis zum After 2″ 3‴; Oberschenkel 1″ 3‴, Unterschenkel 1″ 3½‴, Füße 1″ 3‴; Oberarm 5½‴, Unterarm 6‴, vom Ursprung des Daumens bis zur Spitze des Mittelfingers 7‴; vom Mundwinkel bis zur Schnautzenspitze 3½‴; Trommelfell 2‴ im Durchmesser. Aus dieser Beschreibung leuchtet hervor, daß außer der Zeichnung in allen wesentlichen Merkmalen dieser Frosch mit Rana esculenta übereinstimmt. Auch sind die Zähne des Oberkiefers nicht stärker als bei dem genannten Frosch. Mit dieser Varietät scheint mir aber auch die Rana caucasica Pall. (Fauna rosso asiatica t. 3. p. 15) identisch, — daß diese wenigstens eine wirkliche Rana, und nicht, wie die Hrn. Ménétries und Eichwald annehmen, eine Bufo sei, geht schon aus dem Oberkiefer, der hinten ausgeschnittenen 2spaltigen Zunge, und den langen Hinterfüßen hervor.

C. Von der türkisch-pontischen Küste.

23. *Lacerta taurica*, Pall.

Pallas a. a. O. p. 30.

Zwei Exemplare an den Seiten mit hellen Streifen und großen schwarzen viereckigen Flecken jederseits in 3 Längenreihen. 7″ 3‴ lang, wovon 4″ 10‴ dem Schwanz angehören.

27. *Coluber leopardinus, Fitz.*

Bonaparte a. a. O. fig.

Diese schöne graugelbe, auf dem Rücken mit gelben, braun umsäumten Augenflecken versehene Schlange ist mit Exemplaren unsers Museums aus Sicilien vollkommen übereinstimmend. Schuppen glatt in 27 Längenreihen. Bauchschilder 245, Schwanzschildpaare 77. Länge des Körpers 11″ 6‴, des Schwanzes 1″ 10‴ — also ein junges Exemplar.

29. *Triton taeniatus.*

Berthold a. a. O. p. 5.

Oben schwarz, unten gelb mit großen schwarzen Flecken, Seiten des Schwanzes mit hellgrünem Längenstreif; Schwanz unten nicht gelb gesäumt. Kehle gelb, Schwanz gefleckt, Körper 2″ 5‴, Schwanz 1″ 8‴.

24. *Lacerta viridis* Daud. s. Nr. 5.

Ein ziemlich ausgewachsenes Exemplar ohne Spur von Längenbinden.

25. *Anguis fragilis* L.

Berthold a. a. O. p. 9.

Zwei Exemplare.

26. *Typhlops vermicularis*, Merr.

Berthold a. a. O. p. 8.

Drei Exemplare. Unser Museum besitzt dieses Thier aus Kleinasien.

28. *Bufo viridis*, Laur.

Eichwald a. a. O. p. 126. (Bufo variabilis Pall.)

Ein kleines Exemplar ohne Spur von Rückenstreif und mit sehr regelmäßigen dunkeln Flecken auf Körper, und Halbbinden auf hintern Extremitäten; Oberlippe schwarz gefleckt.

30. *Triton nycthemerus*, Michahell.

Oben schwarz mit schwefelgelbem Strich vom Hinterkopf bis zur Schwanzspitze — übrigens ohne Flecke und Punkte, unten gelb mit schwarzen Punkten, obenher gelb ohne Punkte und Flecke; auch Schwanz unten gelb. Körper 1″ 3‴ Schwanz 11‴ lang. Ein junges Exemplar.″

Ueber das Vorkommen der Landconchylien in den Kaukasusländern hat Herr Ménétries nichts mitgetheilt. Die kaspischen Steppen scheinen daran eben so arm wie der eigentliche Kaukasus. Folgende Arten fand ich an der taurischen und an der türkisch-kolchischen Küste. Dieselben gehören noch in das Gebiet der pontischen Fauna:

Helix ligata Müll. *H. taurica* Krgn. *H. vermiculata* Müll. *H. atrolabiata* Krgn. *H. smyrnensis* Roth. *H. olivetorum* Gmel. *H. Ravergiensis* Feld. *H. Eichwaldtii* Pfeiff. *H. candicans* Ziegl. *Bulimus Pupa* Brug. *B. fasciolatus* Oliv. *B. Hohenackeri* Krgn. *B. leucodon* Pfeiff. *Clausilia serrulata* Pfeiff. *C. Olivieri* Roth. *C. gracilicosta* Ziegl. *Cyclostoma sulcatum* Oliv.

Die Beschreibung der beiden folgenden neuen Arten, von welchen die erste aus Kolchis, die zweite aus Georgien kommt, verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Roth.

Bulimus Nogellii nov. spec.

Testa rimato-perforata, cylindracea, solida, oblique striatula, virescenti-cornea; sutura albo-filosa; anfractus novem, plani; apertura semiovalis; peristoma fusculo-labiatum, marginibus sejunctis edentulis.

Long. 18 mill. Diam. $5\frac{1}{2}$ mill.

Differt a Bul. Frivaldskyi Pfr, cui proximus, statura, magnitudine, sutura.

Clausilia iberica nov. spec.

Testa ventroso-fusiformis, perforata, dense striata, fusca, sericina; spira abrupte attenuata, apice obtusa; anfractus undecim, modice convexi, ult. basi cristatus; apertura oblique pyriformis; lamella supera valida, infera profunda, validissima, indivisa, plicae palatales duae, lunella indistincta, peristoma solutum, reflexum, undique plicatulum.

Long. $17\frac{1}{2}$ mill. Diam. 5 mill.

Eine übersichtliche Darstellung der Insektenfauna Transkaukasiens und Armeniens, welche unter allen Thierklassen am vollständigsten von mir gesammelt wurde, ist einem künftigen Werk vorbehalten.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Druck von [illegible] in Leipzig